WILS
CLS
PT1337
.B53x
1907
bd.9

IBLIOTHEK
DER
TERHALTUNG
UND DES
WISSENS

UNION
DEUTSCHE VERLAGSGESELLSCHAFT
STUTTGART • BERLIN • LEIPZIG •

Aus der Bibliothek
Twin Cities Campus
REGENTS OF THE UNIVERSITY OF MINNESOTA
OMNIBUS
ARTIBUS

Ankündigungen aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von **Anzeigen** durch die **Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.**

Seidenstoffe, Foulards, Stickerei-

-Roben und Blousen auf Battist, Seide etc. zollfrei

Kataloge franko **Seidenstoff-Fabrik Union** Muster franko

Adolf Grieder & Cie., Kgl. Hofl., **Zürich.**

„Benefactor“ *verfolgt das Prinzip*

Schultern zurück, Brust heraus!

bewirkt durch seine sinnreiche Konstrukt. **sofort gerade Haltung** ohne Beschwerden.

erweitert die Brust! Für Herren, Damen, Knaben und Mädchen.

Für Herren u. Knaben gleichzeitig Ersatz für Hosenträger.

Preis Mk. 4.50 für jede Grösse.

Bei sitzender Lebensweise unentbehrl. Maassang.: Brustumf., mässig stramm, dicht unter den Armen gemessen. Für Damen **ausserdem** Taillenweite. Bei Nichtkonvenienz Geld zurück.

E. Schaefer Nchf., Hamburg 72. **Man verlange illustr. Brosch.**

In diesem Hause schloss der deutsche Kaiser Friedrich I. „Barbarossa“ den Frieden mit den lombardischen Städten i. J. 1183.

Hotel BARBAROSSA Konstanz

Gut bürgerliches Haus m. 80 Betten. 5 Min. vom Bahnhof u. Hafen. Altbekanntes **Weinrestaurant.** Lokal des D.-Oesterr. Alpenvereins. Zentralheizung. Dampfwäscherei, Friseur im Hause. Gaststallung. Billard. Telephon 239. Telegr.-Adr.: Barbarossa Konstanz. **Mässige Preise.** Aussichtsturm mit prachtvollem See- und Alpenpanorama. Besitzer: **Karl Miehle.**

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Schatzkästlein des guten Rats.

Achte, vielfach vermehrte und umgearbeitete Auflage mit 54 Illustrationstafeln.

In modernem Einband 5 Mark.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Nützliche Gelegenheitsgeschenke!

Prima

Sicilianische Roth-Weine

vorzügliche Qualität, besser als Bordeaux
verzollt ab Konstanz zu **75 Pfg. per Liter.**
1 Postkistchen m. 2 ganzen Flasch. Mk 2.50
franco gegen Einsendung von
1 Probekiste = 10 ganze Flasch ab hier „ 10.–

Griechische Weine

1 Probekiste = 10 Flasch. in 10 auserlesenen Sorten incl. Verpack **Mk. 15.40**

Samos-Süss-Weine

vorzügliche Kranken- und Dessert-Weine
verzollt ab Konstanz zu **Mk. 1.– per Liter**
1 Postkistchen m. 2 Flasch franco **Mk. 2.80.**
Garantie für Naturreinheit. **Preisliste franco.**

Ziegler & Gross, Inh. Carl Aug. Ziegler,
Gr. Bad. Hoflieferant, **Konstanz 59,** Baden.

Neueste Flaschen-Verkapsel-Maschine
„Monopol" D. R. G. M. unübertroffenes System.
Zum eleganten zweifalzigen Anlegen v. Kapseln bis zu 50 mm Länge franco gegen Einsendung von **M. 12.50** oder gegen Nachn. von **M. 12.75.**
Ziegler & Gross, Inh. Carl Aug. Ziegler.
Gr. Bad. Hoflieferant, **Konstanz 59.**

Illustrierte Preisliste franko.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Das neueste Lehr- und Handbuch der Elektrizität:

Licht und Kraft.

Die Elektrizität und ihre Anwendung im täglichen Leben.

Ein Handbuch der Elektrizität zum Selbstunterricht, für Fachstudien und zur Aufklärung für jedermann.

Von **Th. Schwartze.**

Sechste, vermehrte und bis auf den Stand der Gegenwart ergänzte Auflage.

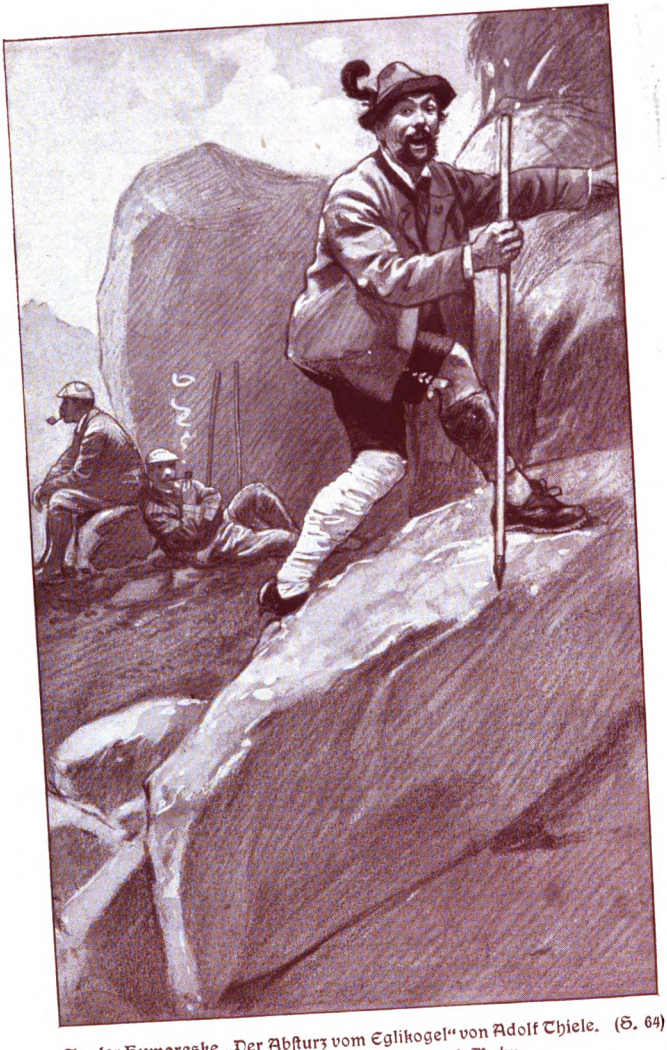
Mit 390 Abbildungen.

Elegant gebunden 6 Mark.

Unser Werk „Licht und Kraft" ist das **neueste vollständige Handbuch der Elektrizität,** das sich wie kein anderes zum Selbststudium eignet, sei es für Berufstechniker oder für den großen Kreis der Gebildete, welche, den Anforderungen unserer Zeit Rechnung tragend, ihre Kenntnis auf interessante Art erweitern wollen. Für jedermann verständlich geschrieben, berücksichtigt es in der soeben erschienenen, stark vermehrten und mit vielen neuen Abbildungen geschmückten sechsten Auflage auch die neuesten Erfindungen und erfreut sich der Anerkennung hervorragender Fachkreise. Man verlange stets das Handbuch „Licht und Kraft".

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Deutsches Haus.
ST. PAUL, MINN.



Zu der Humoreske „Der Absturz vom Eglikogel“ von Adolf Thiele. (S. 64)
Originalzeichnung von Richard Mahn.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1907. Neunter Band

Stuttgart, Berlin, Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

435

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

4-1 2

WILS, CLS
ARR9160-1

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Eine Verbrecherehe. Roman von Friedrich Jacobsen (Fortsetzung) 5

Der Absturz vom Eglikogel. Humoreske von Adolf Thiele 58
Mit Illustrationen von Richard Mahn.

Amerikas grosse Militärakademie. Ein Besuch in West-Point. Von K. Tesdorff 67
Mit 11 Illustrationen.

Hamlet und Carmen. Novelle von Lenore Pany . . . 84

Konstanz. Ein süddeutsches Städtebild. Von Johannes Proelss 130
Mit 11 Illustrationen.

Der Flintenzauber. Eine Dorfgeschichte aus den Karpathen. Von Vinko Zorič 148

Eine Kochkünstlerin. Biographische Skizze von R. Zollinger 183
Mit 6 Illustrationen.

Zwischen Paraguay und Parana. Eine südamerikanische Wanderfahrt von M. Elsner 196
Mit 5 Illustrationen.

Mannigfaltiges:

Das Ehebarometer 208

Neue Erfindungen:

I. Brotschneider „Dresden“ 212
Mit 2 Illustrationen.

II. Selbsttätige Hebe- und Haltevorrichtung für Glasglocken 214
Mit Illustration.

Erzwungenes Gehör 214

Seite

Unheilverkündende Namen 216
Ein Eisbärenkampf 218
Der australische Diskuspflug 219
Mit Illustration.
Duellkomik 221
Der verhängnisvolle Reifrock 222
Strafvollzug in Marokko 223
Helden der Geduld 225
Treibkultur der Narzissen 227
Mit Illustration.
Ein bissiges Geschenk 229
Pyramidenbräu 229
Seltsame Liebeszeichen 231
Wunderbare Gebräuche 232
Künstlerrache 234
Prinz Max von Sachsen 235
Mit Illustration.
Wie's gemacht wird 236
Ein Vergessener 237
Schöner Zug einer Wahrsagerin 238
Praktische Heiratssitte 239
Teure Vorstellung 240
Vom alten Borsig 240

Eine Verbrecherehe.

Roman von Friedrich Jacobsen.

▽ ▽

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Unritterlich hatte Hugo Keller in Marions Augen bisher niemals gehandelt.

Millionenschwere Protzen, die ihr Vermögen mühelos geerbt oder skrupellos erworben hatten, russische Bojaren, deren Bauern hungerten, amerikanische Truskönige, die der Welt Blutpreise diktierten, alte Jungfern, die ihren Mops küßten und ihre Zofe traten — sie kamen alle zusammen in den großen Palasthotels und streuten achtlos ihre Juwelen auf Tisch und Stuhl; der Verlust war ihnen nicht mehr wie ein Blutstropfen, den die Mücke aussaugt.

Kam einer, dem man es ansah, daß er mühsam gespart hatte, um sich eine Erholung zu gönnen: der zerstreute Gelehrte, dessen Brieftasche im Überzieher steckte, die junge Mutter, deren Augen mehr über dem Kinde als dem Zimmerschlüssel wachten — sie waren sicher vor der Hand des großen Unbekannten.

Es lohnte da vielleicht auch nicht der Mühe und der Gefahr. —

Marion hatte sich leise erhoben und neben das Bett ihres Gatten gesetzt; sie begann ihn mit forschenden Blicken zu betrachten.

Die häßliche Röte war von seinen Wangen ge-

wichen, er lag still und friedlich da, und unter der Einwirkung des Schlafes traten die schönen, fast knabenhaften Züge deutlicher hervor.

Ein Rätsel der Natur.

War er ein Verbrecher durch Natur und Anlage, oder hatte nur die Ungunst des Schicksals ihn dazu gemacht? Konnte er wirklich sich beherrschen und wählen mit jener menschlichen Freiheit, die auch unter aufgehäufter Asche einen Funken sittlichen Gefühls verbirgt? Oder ließ er sich dennoch nur von einem Triebe leiten, der einzig und allein seinen Zügel in der Klugheit und in der Furcht findet?

Marion spürte plötzlich eine heiße Angst in ihrer Seele emporsteigen. Diese Nacht war die Zeit der Prüfung gewesen, in den soeben verflossenen Stunden hatte die Versuchung eine Frage gestellt.

Hugo Keller schien ungeachtet seines tiefen Schlafes unter den forschenden Augen Marions ein seelisches Unbehagen zu empfinden; er war so eng mit diesem Weibe verbunden, daß ihre Gedanken als Schatten durch seine Träume gehen mußten.

Er wendete sich halb auf die Seite, tastete nach der Brust und ließ die Hand wieder sinken.

Durch diese Bewegung hatte sein Jakett sich verschoben; es klaffte auf, und Marion sah den Rand einer großen braunledernen Brieftasche hervorragen.

Ohne Besinnen, mit einem blitzschnellen Griff faßte sie zu und hielt im nächsten Moment die straff gefüllte Brieftasche in ihren Händen.

Sie kannte die Sachen ihres Mannes genau so gut, wie eine tüchtige Hausfrau das Eigentum des Gatten kennt — bis zum letzten Halskragen und bis zum letzten Taschentuch.

Das da war nicht sein Eigentum.

Ach ja, er besaß wohl manches, was nicht rechtlich erworben war: diese Uhrkette mit der Berlocke, jener Brillantring, den er wegen seines seltsamen Feuers niemals hatte verwerten mögen, vielleicht noch das eine oder andere.

Aber eine leere Brieftasche kauft man.

Sie war jedoch nicht leer, und Marion öffnete den Verschluß, um den Inhalt zu prüfen. Lauter große Scheine — Tausender — einer nach dem anderen, das Zählen wollte kein Ende nehmen.

Dreihundert Stück — dreihunderttausend Mark!

Und da war noch eine Nebentasche. Marion tastete hinein; es kam ihr nichts weiter zwischen die Finger als eine kleine weiße Visitenkarte.

„Dr. Heinz Dubois, Rechtsanwalt" stand darauf.

„Du Schuft!"

Das einzige Wort fuhr gleich dem Zischen einer Schlange durch die festgeschlossenen Zähne der jungen Frau, und dann brach das leidenschaftliche Temperament ihrer Rasse hervor. Sie machte eine Bewegung, um dem Schlafenden seinen Raub in das Gesicht zu schleudern.

Durch seine Träume mochte wohl eine Ahnung dessen gehen, was soeben mit ihm geschehen war, aber er vermochte sich dennoch nicht von dem lastenden Bann zu befreien. Er wendete nur den Kopf zur Seite, und seine Rechte schloß sich zur Faust zusammen.

Marion hielt inne. So hatte sie ihren Gatten noch niemals gesehen.

Sie war bis heute das gehorsame Geschöpf seines Willens gewesen, und er hatte niemals Veranlassung gefunden, auch nur ein tadelndes Wort gegen sie auszusprechen.

Wie er im Zorn sein konnte, das wußte sie nicht.

Sie hatte sich auch niemals ausgemalt, was wohl eintreten möchte, wenn er einmal auf frischer Tat ertappt wurde, wenn sich seinem eigenen Willen ein fremder Wille entgegensetzte, und eine fremde Hand seiner eigenen.

Aber sie hatte davon in Kriminalschilderungen gelesen, in jenen Büchern, die sie am liebsten von sich stieß, und zu deren Inhalt es sie dennoch dämonisch hinzog. „Ein Verbrecher wird nur selten zum Mörder aus Lust am Morden; aber er wird es leichter als der Jähzornige und als der Hassende, sobald es einen Widerstand zu besiegen gilt, denn das Arge gebiert das Ärgere" — so hatte irgendwo geschrieben gestanden, und das Wort war in Marions Erinnerung zurückgeblieben.

Sie begann zu überlegen.

Wenn sie ihn jetzt weckte und ihm seinen Wortbruch entgegenhielt, wenn sie von ihm forderte, daß er diesen Raub zurückgeben sollte — bei ihrer Liebe und bei ihrem Haß, dann wird er vielleicht lachen und ihre Bitten zurückweisen; aber wenn sie dann stürmischer wird, und ihre Augen die Verräter spielen —

Marion begann sich zu fürchten.

Jahrelang hatte sie an der Seite dieses Mannes gelebt, sie war ihm gefolgt von Land zu Land, manche stille oder stürmische Nacht war über ihnen beiden dahingegangen — niemals aber waren ihr die Gedanken gekommen, wie sie jetzt hinter ihr heranschlichen.

Dieses düstere, verwahrloste Zimmer — niemand konnte wissen, welche Geheimnisse es schon geborgen hatte, jener dunkle Fleck auf dem zerrissenen Teppich, diese Spritzer an der Wand — sie konnten einen harmlosen Ursprung haben oder einen fürchterlichen. Die einmal aufgeregte Phantasie wuchs ins Ungemessene

und verwandelte allmählich das Gefühl der Furcht in die Empfindung des Grausens.

Fort!

Marion überlegte nicht mehr. Das Erwachen ihres Gatten konnte jeden Augenblick erfolgen. Sie war fertig angekleidet und brauchte nur ihren Hut aufzusetzen. Die Brieftasche barg sie in der Tasche des Kleides.

Auf den Fußspitzen der Tür zuschleichend, wendete sie sich noch einmal nach dem Hintergrund des Zimmers.

Das Tageslicht war über die Dächer hereingekrochen und beleuchtete jetzt voll das Bett und den darauf ruhenden Mann. Sein Gesicht war farblos, fast wie das Antlitz eines Toten, und die veränderte Stellung — er lag jetzt auf dem Rücken — verlieh den Umrissen seines Körpers etwas unheimlich Starres. So sah Marion ihn noch einmal, und dann schloß sie leise die Tür, um über die knarrenden Stufen der Treppe den Ausgang zu gewinnen.

Es begegnete ihr niemand, es fragte keiner, wohin sie gehe; vielleicht wußte sie es in diesem Augenblick selbst nicht zu sagen.

* * *

Die Bewohner von Hamburg gingen ihrer Arbeit nach und hatten keine Zeit, sich um ein einsam dahinschreitendes Weib zu bekümmern.

Das Morgenlicht hatte einen fahlen Schein, die paar schönen Tage waren wohl schon wieder vorüber, und es wollte jener Nebel heraufkommen, der die große rauchschwarze Stadt so unendlich düster und melancholisch macht.

Marion ging anfangs ganz planlos.

Sie strebte vor allen Dingen danach, das Gewirr

der engen Gassen zu verlassen, wo die Menschen aneinander anstreiften, und einzelne verdächtige und verspätete Gestalten noch immer an den Häusern entlang schlüpften.

Da kam die erste elektrische Bahn.

Eine breit dahinflutende Verkehrswelle nahm Marion auf. So stark der Wille dieses jungen Weibes gewesen war, als es galt, der unheimlichen Umgebung zu entrinnen, so schwach wurde er jetzt, als die Wahrzeichen einer geordneten und gesitteten Welt überall hervortraten.

Was wollte sie denn in dieser Welt, was hatte sie mit ihr zu schaffen — sie, die Ausgestoßene, das Weib des Verbrechers?

Sie sagte sich immer wieder, daß diese Kluft nicht erst seit heute aufgerissen war, daß sie schon jahrelang bestanden hatte und höchstens durch schillernde Giftblüten verdeckt wurde. Die Erkenntnis kam erst heute mit voller Wucht in Marions aufgewühlte Seele.

Denn sie war allein.

Das Weib, das sich überall und zu allen Zeiten an dem Manne hinaufrankt, und wenn auch tausendfach Emanzipation und Mode dagegen anschreien — sie hatte sich von dem losgelöst, der ihr Eigen war, und sie neigte sich einem anderen entgegen.

Wie hieß denn sonst die Geißel, die eine unsichtbare Hand hinter ihr schwang?

Gewissen?

Ach, wie oft saß sie mit ihrem Genossen zusammen, um einen gleißenden Schmuck zu bewundern, und nur leise hatte sie ihn beiseite geschoben, wenn Hugo seinen Spott über den geprellten Eigentümer ausgoß; von tiefer sittlicher Entrüstung war kaum jemals ein Schatten über sie hingefallen.

Heute, in dieser Nacht, war ein Mann beraubt worden, den Marion kannte, dessen Geistes sie einen Hauch verspürt hatte, mit dem sie im edlen Sinne gemeinsamer geworden war, als mit jenem anderen, den sie ihren Gatten nannte.

Der sollte und durfte nicht elend werden, damit sie selbst in Ruhe, in Überfluß und Achtung der ahnungslosen Welt leben konnte; um seinetwillen hatte sie die Brücke hinter sich abgebrochen, durch ihn war sie sehend geworden.

War das Liebe? —

Marion hatte die Anlagen erreicht, die das Alsterbassin umgeben, und sie setzte sich abseits auf eine einsame Bank.

Das Holz war feucht von dem heraufwehenden Nebel, und die Blattkronen über ihrem Haupte huben ein dumpfes Rauschen an.

Marion begann zu grübeln.

Liebe ohne Gegenliebe ist grausame Unnatur, sie ist wie dieser Nebeltag im Junimond.

Aus den Händen der Hehlerin wird er sein Eigentum zurücknehmen, und wenn eine barmherzige Regung in ihm aufwacht, dann wird er stumm die Tür öffnen und die Genossin des Verbrechers von seiner Schwelle weisen. Hat sie doch Verrat an ihm geübt.

Aber es kann auch schlimmer kommen.

Vielleicht ist das Verbrechen schon ruchbar geworden, die Häscher sind benachrichtigt, sie stehen bereits auf der Lauer.

Was weiß die Polizei und die Gerechtigkeit von Reue und Gram! Sie werden die Mitschuldige greifen und fesseln, und wenn auch unsere humane Zeit die Folter abgeschafft hat, es gibt doch Peinigungen der Seele, denen ein Weib nicht gewachsen ist.

Dann kommt das Gericht auch über ihn, der jetzt noch ahnungslos schläft, und es kommt über ihn durch das eigene Weib! —

Es hatte doch Stunden gegeben, in denen Marion an der Brust dieses Mannes ruhte, wo sie ihn in Liebe umfaßte, ob er ein Verbrecher war oder nicht.

Kein Weib verrät den Mann, dem ihre Liebe gehört hat, er müßte sie denn selbst verraten.

Und nicht er war der Treulose — sie war es selbst! —

So gingen die Gedanken der Unseligen wie auf einem wogenden Meer hierhin, dorthin, ohne Rast, ohne Halt.

In solchen Stunden sehnt sich das Weib nach ihrem eigenen Geschlecht.

Eine Frau kann wenig raten, kann selten helfen, aber sie hat Tränen und Worte des Trostes, sie hat vor allen Dingen ein Verständnis für die Not des Herzens.

Seitdem Marion das leer gewordene Elternhaus verließ, hatte sie niemals in Freud oder Leid — ach, das Leid war doch größer gewesen — hatte sie nie ihr Haupt in dem Schoße eines Weibes bergen können; sie sah nur reiche, vornehme Damen, sie verkehrte mit ihnen unter der Maske sozialer Gleichstellung, und sie schätzte sie nach dem Wert — ihrer Juwelen.

Es war ein unnatürlicher Kampf des Geschlechts gegen das eigene Geschlecht, und endlich mußte die Reaktion mit elementarer Gewalt eintreten. —

Der Nebel begann sich in Regen aufzulösen und mit einförmigem Rauschen auf die Erde niederzufallen. Marion saß noch immer auf der Bank in den Anlagen, und sie fühlte, daß die Äste über ihrem Haupte nicht das elendeste Dach zu ersetzen vermochten.

Sie begann zu frösteln und erhob sich mit wankenden Knieen.

Es war wohl kein fester Entschluß, der sie Schritt um Schritt vorwärts trieb, bis sie sich in einer Bahnhofshalle befand und nach den Zügen in der Richtung nach Blankenese fragte — es war nur ein dumpfer Gedanke, dem der Zufall zu Hilfe kam.

Da stand gerade ein Zug zur Abfahrt bereit, und Marion bestieg die erste beste leere Wagenabteilung. Sie fühlte, daß die Räder unter ihr zu rollen begannen, und sie hörte nach Verlauf von etwa zehn Minuten, daß der Schaffner den Namen einer Station ausrief. Sie stieg aus.

Und dann sah sie hinter dem Empfangsgebäude einen Waldweg vor sich liegen, den Hugo ihr gestern abend beschrieben hatte, und der geradeswegs an die Villa des Konsuls Rawen führte.

Von einer großen Einsamkeit hatte er etwas gesagt und einem dichten Gebüsch, das ihn vor der gefährlichen Begegnung mit seinem Schwager geschützt hatte.

Nun ging sie langsam denselben Weg und sah bisweilen halb gedankenlos nach rechts und links, wo die nassen, regenschweren Büsche sich zu einer wahren Wildnis zusammendrängten.

Es war doch gut, daß die beiden feindseligen Männer sich nicht in dieser Einsamkeit unter dem Leuchten der Blitze getroffen hatten, denn Haß und Jähzorn sind im Moment der Überraschung wohl mitunter so jäh wie ein Wetterstrahl.

Sie durften auch in Zukunft sich niemals einander gegenüberstehen!

Und dennoch war Marion im Begriff, als die Gattin des einen der Gattin des anderen unter die Augen zu treten. Ob zum Heil oder zum Unheil, das wußte sie selber kaum.

Aber es war ein Weib, zu dem sie ging.

Ein dumpfes Rüdengebell schlug an Marions Ohr. Das war Iwan, der den Namen eines Schrecklichen trug.

Seinen alten Herrn hatte er wiedererkannt und ihn umschmeichelt; sie, die den Herrn verlassen hat, wird er vielleicht mit seinen furchtbaren Zähnen zerfleischen.

Er mochte es tun. Aber erst später, wenn alles vorüber war, jetzt noch nicht. Marion blieb an der Gartenpforte stehen und lauschte. Der Regen hatte aufgehört, und die Sonne machte einen schwachen Versuch, den Wolkenschleier zu durchdringen; ihre matten Strahlen flogen über Blatt und Blume, und in diesem ersten hoffnungsvollen Aufleuchten sah Marion ein junges blondes Weib unter der grünbelaubten Veranda stehen.

Das mußte Anna sein, denn die Ähnlichkeit mit dem Bruder war unverkennbar; dieselben hübschen, kecken Linien, derselbe leicht sinnliche Zug um den Mund, dieselben rätselhaften Augen, von denen man niemals wußte, ob sie Gutes oder Schlimmes verbargen.

Die Dogge sprang bellend in den Garten, und Anna wurde durch das Gebaren des Hundes aufmerksam; sie gewahrte die dunkelgekleidete Frauengestalt am Gittertor und vermutete, daß es eine verschämte Arme sei, die sich nicht hereinwagte. Wer kam denn auch sonst wohl bei diesem Wetter und zu Fuß, und um diese ungewöhnliche Stunde!

Sie rief Iwan an sich, ging näher heran und fragte gütig: „Wollten Sie zu mir, liebe Frau? Kommen Sie nur getrost; wenn ich zugegen bin, ist der Hund ungefährlich."

„Sind Sie Frau Konsul Rawen?"

„Gewiß — warum?"

„Ich muß mit Ihnen unter vier Augen sprechen.

Oder ist Ihr Mann zu Hause? Dann will ich wieder fort."

Das waren nicht die Worte einer Bettlerin, und nun sah Anna auch, daß die Fremde keineswegs ärmlich gekleidet war; nur der Regen hatte sie so zugerichtet, daß ihr die Haare ins Gesicht hingen.

Mein Gott, was war denn das?

„Ich bin allein," entgegnete Anna verwirrt und tastete nach dem Halsband des Hundes. „Ich empfange niemand." Und dann setzte sie unbedacht hinzu: „Warum fürchten Sie meinen Mann? Ich habe keine Geheimnisse vor ihm."

„Sie haben eines!" sagte Marion leise.

Das Wort wirkte wie der Blitzstrahl. Die Begebenheiten des verflossenen Abends stiegen mit furchtbarer Klarheit vor Annas Seele herauf und raubten ihr so sehr die Besinnung, daß sie atemlos die Frage hervorstieß: „Kommen Sie im Auftrag meines Bruders? Bringen Sie mir den Schlüssel?"

Marion hatte die Pforte geöffnet und war eingetreten. Sie streckte langsam die Hand aus und zog das junge Weib näher an sich heran.

„Nicht in seinem Auftrag," sagte sie leise, „sondern hinter seinem Rücken. Hinter dem Rücken meines eigenen Mannes, Anna, und gegen seinen Willen. Du wirst das vielleicht begreifen —"

Der Übergang war zu plötzlich, als daß Anna Rawen sich sofort hätte hineinfinden können. Im ersten Moment dachte sie an eine Irrsinnige, im zweiten an einen plump angelegten Schwindel, und Marion las in dem wechselnden Mienenspiel blitzschnell die ganze Gedankenreihe.

„Ich bin nicht krank," sagte sie schnell. „Die letzten Stunden hätten mich dazu machen können, aber eine

Frau lernt vieles ertragen. Vor allem seine Frau, Anna, denn ich bin Hugos rechtmäßige Gattin. Hier habe ich den Ring mit seinem Namen, du darfst mir glauben. Wie könnte ich es sonst wohl wagen, dich mit ‚Du' anzureden!"

Es lag in diesen fast naiven Worten etwas Überzeugendes, dem Anna sich nicht zu entziehen vermochte. Die Gedanken schwirrten ihr noch immer durch den Kopf. Hugo war verheiratet und hatte ihr nichts davon gesagt — seine Frau war in alles eingeweiht, denn sie wollte nicht mit dem Schwager ihres Mannes zusammentreffen — dennoch schien sie den letzteren verlassen zu haben!

„Mich friert," sagte Marion plötzlich.

Anna sah erst jetzt, in welchem Zustand die Schwägerin sich befand. Der Regen hatte ihr das dünne Kleid vollkommen durchnäßt, seelische Aufregung und körperliche Erschöpfung mochten hinzugetreten sein. Sie war augenscheinlich nahe am Zusammenbrechen.

Und mit jenem weiblichen Mitleid, das selbst die Neugier des Weibes zu besiegen vermag, legte Anna den Arm um Marions zitternde Gestalt. „Vor allen Dingen mußt du ins Haus. Ich will dir trockene Kleider geben und etwas zu essen. — Mein Gott, das ist ja schrecklich! Hat Hugo dich mißhandelt, daß du ihm fortgelaufen bist? Männern kann man alles zutrauen, sie sind hart und ungerecht. — Wie ist denn dein Name? Ich weiß ja von gar nichts, und ich bin ebenso unglücklich wie du!"

Unter diesen hastigen und verwirrten Worten hatte Anna ihren Besuch in das Haus geführt, und dort sank Marion auf dem Sofa zusammen.

Aber während die Schwägerin hin und her lief, während sie trockene Kleider herbeischleppte und eine

Weinflasche öffnete, kauerte Marion unbeweglich an derselben Stelle, und nur die Augen verrieten einen heftigen Seelenkampf.

Plötzlich griff sie in die Kleidertasche und warf einen Gegenstand heftig auf den Tisch.

„Da — nun ist es heraus! Nimm den verfluchten Mammon an dich und laß mich wieder gehen! Das Geld gehört deinem Freunde, dem Rechtsanwalt. Frage mich nicht, wie es in meine Hände gekommen ist, aber es gehört ihm, ich weiß es, ich bin bei ihm aus und ein gegangen unter einem falschen Namen — oder nein, das ist nicht wahr, ich heiße Marion, und so hat er mich auch genannt. Aber betrogen habe ich ihn dennoch — ich war schlecht, und nun kommt die Reue!"

Die Brieftasche lag auf dem Tisch, achtlos hingeschleudert, wie man einen Lumpen hinwirft, und Anna Rawen stand daneben, ohne sie anzurühren.

Ihre Augen waren weit geöffnet, und sie starrte fassungslos auf das zusammengebrochene Weib. Es war eine ihres Geschlechts, und ihre Hände hatten sie gestützt und geführt, aber nun wußte sie plötzlich, warum dabei ein Schauer durch ihre Glieder geronnen war.

Von dem wirklichen Zusammenhang besaß sie keine Ahnung. Es war ihr unbekannt, daß Heinz Dubois eine Summe Geldes bei dem Freunde hinterlegt, der Gedanke, daß Hugo dieses Geld genommen hatte, wäre ihr unfaßlich gewesen.

O nein, dieses elende Weib hatte ja soeben selbst ein Geständnis ihrer eigenen Tat abgelegt; vielleicht nur, weil sie es mußte, weil ihr Gatte sie dazu zwang!

Anna Rawen warf noch einen Blick auf Marion, aber sie sah jetzt mit ganz anderen Gedanken. Sie rührte die Brieftasche nicht an, denn es überkam sie ein körperlicher Ekel. Sie trat nur einen Schritt zurück

und sagte streng: „Also Sie sind jenes Frauenzimmer, das sich unter der Maske einer Schreibmamsell bei Doktor Dubois einschlich und sein Vertrauen so schändlich gemißbraucht hat?"

„Ich bin es," entgegnete Marion tonlos.

„Und Sie haben dem arglosen Manne diese Brieftasche entwendet, die Sie jetzt zurückbringen? Ich kann es mir denken, mein Bruder zwang Sie zur Rückgabe, er hat sich von der Geliebten losgesagt, die zur Diebin geworden ist —"

Und nun war jener Moment gekommen, wo Marion den soeben empfangenen Schlag heimzahlen konnte. Diese Frau, die so hochmütig auf der Warte ihrer eigenen bürgerlichen Moral stand, die ganz vergessen zu haben schien, daß ihre Familienehre schon einmal durch einen häßlichen Flecken besudelt worden war, sie mußte zusammenbrechen, wenn Marion jetzt den Mund öffnete und die Wahrheit enthüllte.

Marion durchlebte wieder jene Sekunden, als sie wie ein Dieb in der Nacht heimlich das Zimmer ihres Mannes verließ, während er ahnungslos dem Schlafe sich hingegeben hatte.

War das nur Verachtung gegen eine Tat, die er ähnlich hundertmal begangen hatte, ohne daß seine Genossin auch nur ein Wort des Tadels fand?

Oder gehörte ihre Seele einem anderen und tauchte schon in die Tiefe des Treubruchs, während sie sich selbst belog und auf die lichte Höhe der Moral zu fliegen wähnte?

Marion preßte die Lippen zusammen — und schwieg.

Sie hatte zu einer Frau, zu einer Verwandten, zu einer Beschützerin flüchten wollen, und sie sah den Abgrund vor ihren Füßen aufklaffen; wie der Gefangene die offene Kerkertür erspäht, und urplötzlich klirrt an

seiner Hand die hemmende Kette, so erkannte das unglückliche Weib den Fluch der eigenen Vergangenheit, und niemals während der fünf Jahre ihrer Ehe hatte sie es deutlicher empfunden, daß das Böse ebenso fest zusammenschmiedet wie das Gute.

Es war gleichgültig, auf wem der Verdacht dieser Tat ruhte; jedes Wort der Rechtfertigung und der Anklage, ob es geglaubt wurde oder nicht — es traf immer wieder die eigene Stirn gleich jener seltsamen Schleuderwaffe, die in die Hand des Werfenden zurückkehrt und den Unsicheren selbst bedroht.

„Gehen Sie!" sagte Anna Rawen.

Marion erhob sich mühsam von ihrem Sitz und schlich nach der Tür; sie mußte ein- oder zweimal mit der Hand tasten, um eine Stütze zu suchen. Dann hob sie plötzlich den Kopf, und ihre Schritte wurden fester.

Draußen hatte der Regen wieder begonnen, und das Wetter war schlimmer als zuvor; schwere Windstöße fuhren durch die Bäume des Gartens und verstreuten die Blätter, wie es sonst nur zur Herbstzeit zu geschehen pflegt.

Marion raffte ihre Kleider zusammen und ging achtlos in das Gebrause hinein.

Es war ja alles so gleichgültig, so lächerlich klein gegen den einen einzigen wirren und dennoch klaren Gedanken: Zurück! —

Auch Anna fühlte nach der letzten aufregenden Szene eine furchtbare Abspannung in allen Gliedern. Da war eine Verworfene bei ihr gewesen, eine, die sich den Namen der ehrsamen Frau anmaßte und dabei zur erbärmlichen Diebin herabgesunken war. Aber dennoch — dieses elende Weib kannte die Reue.

Mochte sie noch so tief gefallen sein, ohne jenes brennende Gefühl der Scham, ohne jenes Aufsprühen

eines göttlichen Funkens würde sie niemals freiwillig ihren Raub herausgegeben haben. Wahrlich, sie hatte doch wohl ein besseres Schicksal verdient, als in den Sturm und in den Regen hinausgestoßen zu werden!

Anna Rawen vernahm jetzt erst das Toben des Unwetters um die Mauern ihres einsamen Hauses, und mit dem Gefühl einer großen Verlassenheit überkam sie zugleich die Angst vor den kommenden Dingen.

Wenn Hugo in der verflossenen Nacht wirklich seine Pläne ausgeführt hatte, dann konnte schon jetzt die Entdeckung der Tat erfolgt sein, denn mochte auch der unverletzte Schrank sein Geheimnis nicht verraten, wie wäre es möglich gewesen, ohne verbrecherische Spuren bis zu dem Tresor zu gelangen?

Als Anna ihrem Bruder den Schlüssel übergab, da hatte sie nicht die ganzen Folgen ihres Handelns überlegt; jetzt bewegten sich ihre Gedanken nur um Diebstahl und Einbruch, und das Zusammentreffen mit Marion hatte zugleich ihr Denken und ihr Gewissen geschärft.

Aber vielleicht konnte noch alles gut werden.

Es ist ja kein Mann so hart und brutal, daß er den Bitten und den Schmeichelreden eines schönen Weibes widerstehen könnte. Wenn Anna jetzt zu ihrem Gatten eilte, wenn sie sich ihm an den Hals warf und alles bekannte, mochte dann die Tat schon vollbracht sein oder mochte sie noch verhütet werden, die Verzeihung konnte nicht ausbleiben, und mit ihr kam vielleicht eine Aussöhnung zwischen den beiden Schwägern, die in weniger bewegten Zeiten niemals zu stande gekommen wäre.

Ludwig mußte doch erkennen, wie gefährlich er mit dem Feuer spielte, wenn sein Philistersinn die eigene Frau zwischen Bruder und Gatten stellte, er mußte

einsehen, daß die Blutsverwandtschaft stärker sein kann als die Wahlverwandtschaft — zumal da, wo die Grundlagen der Ehe mehr auf Vernunft als auf Leidenschaft beruhen.

Anna Rawen wollte zu ihrem Manne. Er hatte sie in der Frühe des Morgens ohne Abschied verlassen, wie er gestern abend ohne Gruß von ihr gegangen war. Mochte das Laune sein oder ein unbestimmter Verdacht — ein leichter Riß im Eheleben bietet so oft den Anlaß zur Versöhnung, nur über eine tiefe Kluft schlägt der Menschenwille so schwer eine Brücke.

Die junge Frau eilte in ihr Schlafzimmer. Es ging jetzt kein Zug, aber sie konnte mit dem Dampfschiff nach Hamburg gelangen; es mußte soeben eines angekommen sein, nach einer halben Stunde ging das nächste zurück.

Freilich — das Wetter!

Sie riß den Kleiderschrank auf und suchte nach Hüllen. In ihrer Hast verstreute sie den ganzen Inhalt des Schranks auf der Erde; wer jetzt den Raum betrat, der hätte glauben können, daß es sich um eine Flucht handelte, denn die Kleider lagen noch zum Teil unausgepackt im Koffer; auch diesen durchwühlte Anna, um keine Zeit einzubüßen.

Mochte es wüst um sie aussehen; in dieses Zimmer trat keiner ohne ihren Willen, es hätte denn der sein müssen, zu dem sie jetzt flüchten wollte.

Einmal horchte sie auf.

Bellte da nicht Iwan? Mochte er immerhin winseln und heulen, es brachen ja draußen die Äste von den Bäumen, da konnte auch die Kreatur aus der Ruhe aufgescheucht werden.

Dann blitzte wieder ein anderer Gedanke durch ihren Sinn.

Drüben im Wohnzimmer lag die Brieftasche, und es war Geld darin. Wieviel, das wußte Anna nicht; sie wußte nur, daß der Inhalt Heinz gehörte, daß er ihm entwendet war, und daß die Diebin den Raub zurückgebracht hatte.

Vielleicht ein paar hundert Mark, denn es handelte sich doch nur um einen Gelegenheitsdiebstahl; man läßt doch die Tausende nicht so herumliegen, daß die erste beste ihre Hand danach ausstrecken kann.

Natürlich, Anna wollte das Geld mitnehmen. Sie konnte es ihrem Manne einhändigen, vielleicht fand sich auch die Gelegenheit, mit Heinz selbst zu sprechen. Diese Sache war so unendlich gleichgültig gegenüber der anderen; sie stand auch zu ihr in keinem Zusammenhang, es war nicht der Mühe wert, sich darüber aufzuregen.

Und dennoch —

Anna war reisefertig, sie hatte den Hut aufgesetzt und einen Regenmantel gegen das Unwetter umgeworfen; nun blieb sie plötzlich stehen und starrte vor sich hin.

Wie häßlich, daß dieses Bild gerade jetzt vor ihr aufstieg!

Sie sah im Geiste den Freund ihres Gatten, der auch ihr Freund war, mit dem sie so oft Seite an Seite im Scheine des Kaminfeuers plauderte, dessen Seele vor ihr aufgeschlagen lag wie ein offenes Buch.

Sie sah ihn — er reichte ihr zum Abschied die Rechte, und er küßte ihr ehrerbietig die Hände; dann ging er in sein eigenes Heim und setzte sich an die Seite einer anderen.

Einer, die schöner war. Anna Rawen hatte es gesehen. Und sie arbeiteten zusammen an einem Werk, das zu Ehren der Frauen gedacht war, ihre Gedanken

flossen ineinander, und die Augen grüßten sich mit einem stillen Gruß.

Dann kam wohl das übrige.

Während sie in seinen Armen ruhte und sich von ihm küssen ließ, tastete ihre diebische Hand nach seiner Brust, und sie nahm ihm anstatt des Herzens das Geld.

Dann reute es sie, und sie legte den Mammon in die Hände einer anderen zurück — in die Hände derjenigen, die sich selbst zur Mitarbeit erboten hatte, und die verschmäht worden war.

Anna Rawen schlug die Hände vor das Gesicht und schrie auf. Die Fäden unseres Denkens schießen durcheinander wie das Schiffchen im Webstuhl, und wenn das Gewebe fertig geworden ist, dann begreifen wir nicht mehr die wirren Zeichen des Musters.

Vielleicht waren es auch nicht allein die quälenden Gedanken, vor denen Anna sich entsetzte, sondern sie erschrak auch über einen körperlichen Schatten, der plötzlich vor ihre Füße fiel. Denn sie hatte keine Schritte kommen hören, und bei diesem Unwetter war kaum ein Besuch zu erwarten.

Es war aber der Schatten eines Mannes.

Im ersten Moment dachte sie an ihren Bruder, der vielleicht die günstige Zeit benutzen wollte, um den Schlüssel in die Hände der Eigentümerin zurückzulegen. Dann fuhr es ihr wie gestern abend durch den Sinn, herzbeklemmend und atemraubend, ob es wohl Heinz sein möchte, der durch Sturm und Regen zu ihr kam.

Und sie nannte unwillkürlich laut den Namen des Freundes, dessen sie noch soeben mit Bitterkeit und Zorn gedacht hatte.

Da stand der Mann dicht vor ihr, und sie sah, daß es ihr eigener Gatte war.

Ludwig Rawen mußte mit dem Schiff gekommen sein, und das Wetter hatte ihm wohl arg genug mitgespielt. Aber selbst ein Wolkenbruch oder ein Taifun wäre nicht im stande gewesen, die furchtbare Verwüstung seiner Züge zu erklären.

Er hielt die Brieftasche seines ehemaligen Freundes in der Hand. Sie war ihm sofort bei dem Eintritt in das Wohnzimmer aufgefallen, und nun sah er Anna reisefertig vor sich stehen, mitten zwischen den verstreuten Garderobestücken, die auf eine fluchtartige Hast schließen ließen, und er hörte den Namen von Heinz Dubois auf den Lippen seines Weibes.

Das wäre selbst für einen weniger mißtrauischen Mann mehr als genug der Beweise gewesen.

Aber mit jener Ruhe, die bisweilen in den höchsten Momenten der Erregung wie Blei auf den Menschen niedersinkt, die nicht emporträgt, sondern lähmt, oder der Vorbote des jachen Zornes ist — mit dieser unheimlichen und gleichgültigen Gelassenheit sagte er nur: „Du wolltest dies Haus verlassen, Anna. Ich halte dich nicht."

Sie sah ihn an, und das Wort erstarb auf ihren Lippen.

Wo waren nun alle jene Vorsätze, mit denen sie sich vorhin gewappnet hatte? Daß sie zu ihrem Gatten wollte, um ihr Unrecht und ihre Heimlichkeit zu beichten, daß sie seine Verzeihung erbitten und eine Versöhnung zwischen ihm und dem Schwager anbahnen wollte?

Er wußte wohl schon alles, oder er ahnte es zum mindesten. Und nun stand er da wie ein Mann, der Rechenschaft fordert.

Ludwig Rawen war niemals in seinem Leben brutal gewesen. Erziehung und Temperament ließen ihm

jeden heftigen Ausdruck des Unwillens verächtlich erscheinen, aber in diesem Moment sah er aus, als ob er die Faust erheben und als ob er zuschlagen könnte.

Anna begann Furcht zu empfinden. „Ich wollte zu Dubois," sagte sie leise mit stockender Stimme.

O ja, er wußte es, oder er glaubte zu wissen, daß sie dorthin wollte. Es war alles ein abgekartetes Spiel. Aber daß sie die Frechheit besaß, es ihm ins Gesicht zu sagen, das überstieg alle Begriffe von moralischer Verworfenheit, es war wohl ein Ausfluß jener modernen Anschauung, die jenseits von Gut und Böse den Egoismus zum Götzen gemacht hat.

Konsul Rawen wendete sich ab. „Ich halte dich nicht," wiederholte er finster. „Geh zu ihm, er mag auch noch dein Anwalt sein, vielleicht wirst du bald dessen bedürfen. Ich selbst bleibe bis auf weiteres hier. — Du verstehst mich wohl, und nimmst alles mit dir, was eine Frau braucht."

Die Worte waren deutlich genug. Er wies sie aus dem Hause und trennte sich von ihr — so gleichgültig und kühl, wie man eine Magd entläßt, die dem Willen ihres Herrn zuwider gehandelt hat.

Freilich, Anna fühlte sich schuldig und mußte eine harte Behandlung auf sich nehmen; an den wirklich tiefen Ernst dieser Stunde glaubte sie auch jetzt noch nicht; die Zeit mußte alles heilen, vorderhand war sie entschlossen, die vorläufige Trennung auf sich zu nehmen.

Sie trat an den Tisch, wo nach ihrer Meinung die Brieftasche noch immer liegen mußte.

Ein Moment des Suchens und Tastens. Dann wendete Anna sich um und sah die Brieftasche in den Händen ihres Mannes.

„Das mußt du mir mitgeben," sagte sie halb gedankenlos.

Dieses Wort wirkte wie ein Zündfunke ins Pulverfaß. Das Weib ist schuldig, und sie geht ohne Widerrede, ohne Rechtfertigung, ohne ein Wort der Reue; aber ihr Herz hängt ebensosehr am Mammon, sie will nicht gehen, ohne die Früchte ihrer Tat einzuheimsen.

Ludwig Rawen starrte einen Moment fassungslos in die Luft — dann hob er die Hand und stieß Anna mit einem verächtlichen Worte von sich.

* * *

Heinz Dubois war auf der Hamburger Bank gewesen, um die Angelegenheit mit seinem Klienten tunlichst rasch zu erledigen.

Das war schnell genug geschehen, denn es ist schließlich gleichgültig, ob man über einen einzigen Hundertmarkschein oder über dreitausend dieser „blauen Lappen" verfügt — in dem breit dahinfließenden Goldstrom eines großen Geldinstituts ist beides wie ein Tropfen im Meer.

Aber der, den es angeht, spürt den Unterschied.

Als Heinz das große elegante Bankhaus verließ, war er ja keineswegs ein ruinierter Mann, denn er hatte sein Wissen und seine Praxis, und des Lebens beste Kraft ruhte noch in seinen gesunden Nerven, ja er konnte sich noch nicht einmal als Mann ohne Vermögen bezeichnen, denn ein Kapital von etwa hunderttausend Mark war ihm immerhin verblieben, aber dennoch spürte er jetzt, daß auch der ideal veranlagte Kulturmensch fest mit seiner Seele in den äußeren Besitz hineingewachsen ist.

Es war doch recht bitter, so sein schönes Geld hingeben zu müssen, bloß weil man in einer schwachen Stunde gegen den vermeintlichen Freund zu vertrauensselig gewesen war; es war das eigentlich noch

bitterer, als sich in dieser Freundschaft so schmählich getäuscht zu sehen.

Und es wäre eine Narrheit gewesen, nun obendrein aus sentimentalen Rücksichten die Hände in den Schoß zu legen und sich wie ein guter dummer Junge das Fell über die Ohren ziehen zu lassen. Bloß weil die Gattin des falschen Freundes ein Paar wunderschöne Augen besaß, nur weil Heinz sich dieser und jener Stunde entsann, wo diese schönen Augen ihn mit einer — ach, vielleicht auch falschen Zärtlichkeit betrachtet hatten.

Freilich, eine Anzeige bei der Staatsanwaltschaft wäre zu plump gewesen.

Heinz hatte es hier mit einem abgefeimten Gegner zu tun, der alle Trümpfe des Spiels in der Hand hielt und jeden einzelnen zur rechten Zeit mit Geschick ausspielte. Die Anklagebehörde aber kann vermöge ihrer vornehmen, streng amtlichen Stellung nicht List mit List vergelten, sie muß mit offenem Visier kämpfen, und wenn sie in diesem Duell unterliegt, dann schreit die Welt Zetermordio über das täppische Hineingreifen in ein makelloses Bürgerdasein.

Feiner und vorsichtiger, weil weniger an gesetzliche Formen gebunden, kann ein gewiegter Polizeibeamter operieren, besonders wenn man mit ihm als Freund zum Freunde redet und seiner Verschwiegenheit sicher ist.

Heinz Dubois fuhr also von der Hamburger Bank direkt auf das Stadthaus.

Es war um diese Zeit schon das stürmische Regenwetter eingetreten, das die Straßen und den Himmel so unendlich düster erscheinen ließ, und in den langen Korridoren des alten Bauwerks brannten überall die Gasflammen; hier war Tag und Nacht gleich, hier

liefen alle jene feinen Fäden des Verbrechens zusammen, die sich so oft, den Laien unsichtbar, bis in das Kontor des Millionärs und bis in das Boudoir der Weltdame erstrecken — hier schüttelte man nicht ungläubig den Kopf über diese oder jene unglaubliche Tatsache. Hinter den großen Aktentischen saßen keine verstaubten Bureaumenschen, sondern Männer, die das Leben kannten und seine Erscheinungen kühl und kritisch unter die Lupe legten.

Der Polizeirat Steffens brannte auch Licht.

Er empfing seinen Freund mit einem etwas übernächtigen Gesicht und erzählte zunächst, daß die gestrige Sitzung bei Pforte ziemlich lange gewährt habe; er machte Heinz scherzhafte Vorwürfe über sein Fehlen am Stammtisch und erwähnte dabei, daß auch Konsul Rawen nur kurze Zeit dagewesen sei und einen etwas merkwürdigen Eindruck gemacht habe.

Dann lehnte er sich in seinen Sessel zurück und schwieg. Zum Plaudern war der Rechtsanwalt doch schließlich nicht in die Dienststunden gekommen, er sah auch gar nicht danach aus, als ob ihm an einer geselligen Unterhaltung besonders viel gelegen sei.

Da begann Heinz seinen Bericht mit großer Vorsicht.

Er betonte in der Einleitung, daß die Angelegenheit, welche ihn herführte, ganz zweifellos einen kriminellen Hintergrund habe, daß er aber weder eine Anklage noch eine Vermutung aussprechen wolle, und die ganze Sache zunächst nur in vertraulicher Weise zu behandeln wünsche. Daran schlossen sich die nackten Tatsachen. Er schilderte die formlose Hinterlegung des Geldes und das Fehlen der Summe in dem scheinbar unverletzten Schranke; er erwähnte dabei nicht einmal die Verluste des Konsuls an der Börse und ebensowenig Rawens Weigerung zum Schadenersatz — kurz, seine

ganze Darstellung trug so sehr den Stempel der Zurückhaltung, daß auch ein harmloserer Mann als Steffens ziemlich deutlich zwischen den Worten zu hören vermochte.

„Ihre Mitteilungen sind für mich von unschätzbarer Wichtigkeit," sagte der Polizeirat endlich, als Heinz mit seinem Bericht zu Ende war. „Über das, was Sie eigentlich denken, lieber Freund, wollen wir mit Stillschweigen hinweggehen; Gedanken sind bekanntlich zollfrei, und solange keine Namen genannt werden, braucht sich unser gesellschaftliches Gewissen auch nicht zu beunruhigen. Also in dieser Sache hat der große Unbekannte wieder ein Meisterstück hinter sich gebracht; es wird die höchste Zeit, daß wir ihm sein Handwerk legen, sonst stiehlt er noch dem Bürgermeister die Amtskette während einer feierlichen Senatssitzung."

„Der große Unbekannte?" fragte Heinz verdutzt.

„Oder unser Freund aus dem ‚Hamburger Hofe' — oder Baron v. Prangen, oder wie der Kerl sich heute nennen mag."

„Aber ich verstehe nicht, bester Freund —"

„Ich auch nicht. Aber wer begreift denn überhaupt ein Genie? Zunächst müssen Sie jetzt mich verstehen. Ich habe natürlich die letzten Tage dazu benutzt, um Nachforschungen über diesen Herrn v. Prangen anzustellen; auf telegraphischem Wege geht das sehr rasch, und die Hamburger Polizei kennt ihre sicheren Auskunftsstellen. Der Mann, für den sich unser Freund ausgibt, existiert allerdings in Wien, aber er hat während der letzten Wochen seinen Wohnort nicht verlassen, dagegen ist ihm vor mehreren Jahren seine Uhr nebst Kette und Berlocke in einem Pariser Hotel gestohlen worden, und diese Berlocke trug das Prangensche Wappen mit dem radschlagenden Pfau — genau das-

selbe, das der Pseudobaron mir als Pendant seines angeblich entwendeten Siegelringes unter die Nase gehalten hat. — Als ich nunmehr zugreifen wollte, war das Nest im ‚Hamburger Hofe' natürlich leer. Wieder ein Beleg für die alte Binsenwahrheit, daß Hochstapler immer am sichersten unter vornehmen Namen und mit möglichst offenem Visier reisen. Bevor man sich an sie heranwagen kann, sind sie längst anderswo. Aber er hält sich noch in Hamburg auf."

„Wissen Sie das so sicher?" fragte Heinz, den die Sache zu interessieren begann.

Steffens entgegnete trocken: „Der Wein, den ich gestern abend, oder richtiger heute früh, bei Pforte trank, war zwar ausgezeichnet, aber meine Augen und Ohren hat er nicht beeinträchtigt. Ich ging — leider — erst gegen zwei Uhr nach Hause, und als ich die Ecke vom alten und neuen Jungfernstieg passierte, kam mir der Herr Baron v. Prangen ganz vergnügt und harmlos entgegen. Er trug einen dunkelgrauen Jakettanzug und einen hellgrauen weichen Filzhut; er nahm sogar im Vorüberschlendern den Hut ab und sagte: ‚Guten Abend, Herr Polizeirat' — und dann war er plötzlich um die Ecke, weiß der Henker wohin."

Heinz befand sich nicht gerade in rosiger Stimmung, aber er mußte doch lachen. „Warum haben Sie den Kerl nicht festgehalten, Rätchen?"

„Das sagen Sie so. Aber Sie hätten es auch nicht getan. Unsereins sitzt am Schreibtisch und spinnt das Netz, aber das persönliche Zugreifen sind wir nicht gewohnt. Ich kam aus einer gemütlichen Gesellschaft und fühlte mich noch ganz als Privatmensch. Ich glaube, ich habe sogar ‚Guten Abend, Herr Baron' erwidert. Dann war er, wie gesagt, weg, und ich suchte den nächsten Polizisten zu erreichen."

„In der Nähe meiner Wohnung ist einer stationiert," sagte Heinz nachdenklich.

„Ganz recht, das heißt, er patrouilliert die Straße vorschriftsmäßig auf und ab. Den erwischte ich auch glücklich und fragte, ob er einen Herrn mit hellem Filzhut gesehen hätte. Wissen Sie, was der Biedermann entgegnete?"

„Nun?"

„‚Jo, Herr Polizeirat,' sagte er, ‚de Kierl kam vörhen ut de Torweg vun Konsul Rawen sien Hus. He is dor wol uttreden west, und dat schall egentlich nich sien, aber wi hebt hier up de Nähe keen Anstalt vör so wat.'"

„Ein harmloses Gemüt!" sagte Heinz nachdenklich.

„Der Mann ist noch neu im Dienst. Ich fragte weiter, ob denn die Dogge des Konsuls nicht laut gewesen sei, denn das schöne Tier ist in der ganzen Nachbarschaft bekannt. Aber da wurde mir die Auskunft, daß Frau Rawen gestern aufs Land gereist ist und den Hund mitgenommen hat. Sein Revier kennt der Beamte jedenfalls schon ziemlich gut."

Die beiden Männer schwiegen eine Weile und hingen ihren Gedanken nach.

Dann richtete Heinz sich auf. „Es ist unmöglich, Steffens! Dieser Prangen, oder wie er heißt, mag ein geschickter Einbrecher sein, aber einen Tresor kann er nicht ohne Spuren von Gewalt öffnen."

Der Polizeirat nickte. „Bisher konnten sie es nicht, die Herren — das ist richtig, aber die Industrie schreitet auch unter der Verbrecherzunft vor. Heutzutage halte ich alles für möglich. Wenn nächstens der Mond abhanden kommt, dann haben sie den auch gestohlen. Na, aus Hamburg kommt mir der Bursche nicht heraus, ich habe schon heute früh alle Bahnhöfe und den Hafen besetzen lassen. Das gibt eine tüchtige Hatz."

Als Heinz sich entfernt hatte, verfiel der joviale Polizeirat in ein tiefes Sinnen. Der Galgenhumor, mit dem er von seinem „großen Unbekannten“ gesprochen hatte, schien ihm plötzlich wieder gänzlich abhanden gekommen und von einer grämlichen Stimmung ausgelöst zu sein.

Er nahm die letzten Börsenberichte zur Hand und begann eifrig darin zu studieren.

Nach einer Weile drückte er auf den Knopf der Klingel und fragte den eintretenden Boten: „Ist der Kommissär Griesbach in seinem Bureau?“

„Jawohl, Herr Rat.“

„Ich lasse ihn bitten.“

Nach einer Weile erschien der Beamte und nahm auf einen Wink seines Vorgesetzten Platz. Es war ein stattlicher blonder Mann mit klugen Augen und einem energischen Gesicht; in der Abteilung der Geheimpolizei galt er als besonders geschickt und wurde von Steffens häufig zu schwierigen Missionen verwendet. Er trug natürlich Zivil wie alle seine Kollegen.

„Guten Morgen, Griesbach,“ sagte der Polizeirat. „Ich habe für Sie eine knifflige Sache. Kennen Sie den Konsul Rawen — neuer Jungfernstieg?“

Der Kommissär nickte nur, aber sein Gesicht nahm einen Ausdruck der Verwunderung an.

Steffens fuhr fort: „Freilich, dieser Herr ist einer meiner — Freunde, aber man muß es verstehen, die Dinge zu trennen. Ich weiß, daß Sie verschwiegen sind, Griesbach, und eine leise, vorsichtige Hand haben. In unseren Tagen ist auch ein schwerer Irrtum verzeihlich, denn wir kennen nicht mehr moralische Unmöglichkeiten.“

Dann begann eine lange, leise geführte Konferenz.

Als der Kommissär endlich aufstand und nach der

Tür ging, sagte Steffens eindringlich: „Er darf nicht einmal ahnen, daß ich ihn überwachen lasse; aber er darf uns ebensowenig unter den Händen verschwinden. Wie Sie das machen wollen, überlasse ich Ihrer Geschicklichkeit. Jedenfalls bin ich in dieser Sache Tag und Nacht für Sie zu sprechen."

Deutsches Haus,
ST. PAUL, MINN.

* * *

Das Unwetter hatte sich ausgetobt, aber es blieb ein trüber Tag, an dem die Wolken sich fast bis auf die Dächer der Stadt niedersenkten und dort den Rauch von tausend Schlöten auffogen. So gingen die Einwohner von Hamburg wie unter einer lastenden Decke umher, und was sie sahen oder erlebten, das hatte den Charakter des Schattenhaften und des Geheimnisvollen, denn den Augen und der Seele fehlte das belebende Licht der Sonne.

Auch Heinz Dubois empfand diese seltsame Stimmung, als er aus dem Polizeibureau in seine Wohnung zurückkehrte, und die sonst so behaglichen Räume dünkten ihn leer und öde.

Er hatte zu viel eingebüßt.

Nicht nur ein Vermögen, sondern auch einen Freund, denn die Andeutungen des Polizeirats waren wohl nichts weiter als ein Ausfluß dieses trüben Tages, nichts als eines jener Spukgebilde, die im Nebel und Dunst des Nordens die Köpfe verwirren.

Er war einsam geworden in seinem Vertrauen und in seinem Verkehr, und er empfand zum ersten Male die große Torheit der modernen Männerwelt, die sich aus Bequemlichkeit und Egoismus von dem Familienleben abwendet, weil sie in ihrer Scheu vor kleinen Sorgen nicht ahnt, daß die große nur von einer Frauenhand hinweggescheucht werden kann.

Dann kamen seltsame Anzeichen.

Von unten her, aus dem Bankgeschäft, wurde ein Bote mit der Anfrage gesandt, ob der Herr Doktor vielleicht zufällig wisse, wo Konsul Rawen sich zurzeit aufhalte. Es seien wichtige Geschäfte zu erledigen, und der Chef habe sich entfernt, ohne eine Nachricht zu hinterlassen. Zwischen dem Kontor und der Villa bestehe keine Telephonverbindung, man wisse daher nicht aus und ein.

Heinz ließ zurücksagen, daß er von nichts wisse.

Vielleicht hing schon die Wetterwolke über dem Bankhause, und Ludwig Rawen hatte sich mit seinem Raub schon rechtzeitig in Sicherheit gebracht. Mit einem Vermögen von dreihunderttausend Mark lohnt es sich schon, über den großen Ententeich zu fahren; unter geschickten Händen wächst diese Summe drüben bald zur Million heran.

Und Anna?

Heinz Dubois stand am Fenster und blickte sinnend hinaus. Die glatte, dunkle Fläche des Alsterbeckens lag ebenso geheimnisvoll vor ihm wie die Begebenheiten dieses Tages.

Da fuhr eine Droschke vor.

Anna Rawen stieg aus, lohnte den Kutscher ab und betrat das Haus. Das war an sich nichts Ungewöhnliches, denn sie kam nicht selten aus der Sommervilla in die Stadt, um Besorgungen zu machen; das Seltsame lag nicht in ihrem Kommen, sondern einzig und allein in den Gedanken, die Heinz sich darüber machte.

Er trat auf den Korridor hinaus und lauschte. Er erwartete jede Sekunde, daß eine leichte Frauenhand den Knopf an seiner Türschelle berühren werde, und er wußte doch nicht, sich Rechenschaft über diese Vermutung zu geben.

Allein in seiner Wohnung war sie doch noch niemals gewesen.

Auch jetzt ging sie durch das Treppenhaus vorüber; dann schellte sie oben wiederholt und öffnete endlich, als niemand kam, selbst mit ihrem Korridorschlüssel.

Sie war demnach allein in der Wohnung. Die einzige Hüterin hatte es gemacht wie alle Dienstboten, wenn sie vor der Herrschaft sicher zu sein glauben.

Heinz kehrte ins Zimmer zurück und setzte sich an den Schreibtisch. Er wollte seine Unruhe durch Arbeit betäuben und nahm das Manuskript vor, an das er seit Marions Verschwinden nicht mehr gedacht hatte. Die feinen Züge der Stenographenschrift krochen ihm vor den Augen durcheinander und verwirrten seine Gedanken nur noch mehr.

Drüben im Bureau hörte er die Schreiber sich zum Aufbruch rüsten. Es war Mittagspause, und einer nach dem anderen stieg die Treppe hinunter. In dem Bankgeschäft des Konsuls mochte das gleiche der Fall sein, und nach Verlauf einer Viertelstunde war es so stille im Hause, daß man das Ticken einer Taschenuhr und das Nagen eines Holzwurms zu hören vermochte.

Außerdem noch das leise Knacken des Fußbodens im zweiten Stock.

Anna ging dort ab und zu. Heinz kannte die Lage der Zimmer und konnte genau den leichten Schritt verfolgen. Jetzt war er im Schlafzimmer, und es knarrte dort eine Schranktür; dann entfernte er sich in der Richtung des Salons — nach einer Weile kam er wieder zurück.

Ohne Ruh', ohne Rast.

Wenn Anna Rawen nur in die Stadt gekommen war, um eine Besorgung zu machen, dann mußte sie bald wieder die Wohnung verlassen. Was wollte sie

denn sonst in diesen leeren Räumen, deren Einsamkeit ein Frauenherz nur mit Unbehagen erfüllen konnte?

Aber sie entfernte sich nicht, und ihr Hin- und Herwandern schien nur das Kämpfen mit einem Entschluß zu bedeuten.

Endlich konnte Heinz es nicht mehr aushalten.

Er verschloß das Manuskript wieder, warf einen flüchtigen Blick in den Spiegel — sein eigenes Gesicht dünkte ihm auffallend blaß — und stieg die Treppe nach der Rawenschen Wohnung empor.

Dabei beherrschte ihn eine unklare Vorstellung.

Natürlich — man hatte unten im Bankgeschäft den Aufenthaltsort des Konsuls erfahren wollen und zu diesem Zweck bei dem Freunde des Vermißten Nachfrage gehalten. Nichts war schließlich einfacher, als die Gattin hiervon in Kenntnis zu setzen, denn sie mußte doch die beste Auskunft erteilen können.

Als Dubois auf den Knopf der Klingel drückte, verspürte er ein seltsames Herzklopfen. Solche Besuche hatte er sonst um diese Zeit sehr häufig abgestattet, aber sie galten doch immer einer Wohnung mit geordnetem Haushalt. Jetzt kam er sich vor wie einer, der sich in fremde Häuser einschleichen will.

Wahrscheinlich wurde ihm gar nicht geöffnet. Er hoffte es fast.

Es kam aber gleich bei dem ersten Anschellen ein Schritt über den Korridor. Heinz kannte ihn nur zu gut. Das war nicht das schwerfällige Gehen des Hausherrn, das waren jene kleinen, zierlichen Füße, deren Schönheit Heinz oft heimlich, bisweilen aber auch unverhohlen bewundert hatte.

Und dann stand Anna in der geöffneten Tür.

Sie trug ein Hauskleid und war auch sonst nicht zum Empfang von Besuch gerüstet, denn ihre reichen

blonden Haare drohten sich jeden Moment aus den Fesseln zu lösen. Aber sie schien gar nicht darauf zu achten und sagte hastig: „Es ist gut, daß Sie kommen. Ich hätte mich sonst nochmals umkleiden müssen, um Sie in Ihrer Wohnung aufzusuchen. Bitte, treten Sie ein."

Er folgte der jungen Frau in den Salon, und als sie durch diesen weiter nach ihrem Boudoir ging, fand er auch darin nichts Absonderliches.

Aber nun standen sie unter der trüben Beleuchtung des Regentages in dem kleinen Raum einander gegenüber, und es war plötzlich, als ob etwas Außerordentliches geschehen müsse.

„Sie sind bestohlen worden, Heinz!" sagte Anna plötzlich.

Da war das Außerordentliche schon eingetreten.

Was Heinz in seinem tiefsten Innern dachte, und was er dennoch nicht auszusprechen wagte, das sagte diese Frau mit nackten, unverhüllten Worten, und sie beschuldigte damit nicht nur ihren eigenen Gatten, sondern sie stellte sich offen und unverhohlen auf die Seite des Gegners. Sie löste sich damit nicht nur auf immer von ihrem Manne, sondern sie tat noch mehr, unendlich viel mehr.

Diese Erkenntnis kam so plötzlich, daß Heinz fast die Besinnung verlor. Er konnte ja nicht ahnen, daß Anna von Marion redete, und er entgegnete nur tonlos: „Sie haben recht. Ich bin bestohlen und verraten worden."

Über das Gesicht der jungen Frau ging bei dem letzten Worte ein seltsames Zucken. Ihre Augen blitzten erst zornig, dann füllten sie sich mit Tränen.

„Ich kann es mir denken," sagte sie. „Der Verrat war bitterer als der Verlust!"

Heinz nickte. „Wenn man arglos vertraut, dann ist die Täuschung immer bitter. Aber ich habe einen Trost.“

„Welchen?“

Er trat einen Schritt näher und sah ihr in die Augen. „Können Sie daran zweifeln?“

Sie redeten leiser, denn sie standen jetzt dicht nebeneinander, und der Atem des einen streifte das Gesicht des anderen; sie hörten wohl auch das Schlagen ihres Herzens und lauschten darauf wie auf eine neue geheimnisvolle Sprache.

Wer unter dem Messer des Augenarztes plötzlich sehend geworden ist, der überschaut alle Gegenstände in einem scharfen, blendenden Licht, und dann legt die wohltätige Hand eine Binde über das sonnendurstige Organ; wer in Ketten gelegen und seine Fesseln zerbrochen hat, der springt mit beiden Füßen in die Freiheit, dann aber spürt er die Schwäche in seinen Gliedern und tastet nach einem Halt.

So glaubten sie beide in ihrem Wahn, daß ein neues Leben für sie angebrochen wäre. Die Eitelkeit des Weibes berauschte sich an dem Sieg über ein anderes Weib, und der Gram des Mannes über eine verratene Freundschaft wandelte sich in das Empfinden des Triumphs, weil er den Verrat zurückgeben konnte.

Auge um Auge — Zahn um Zahn, wie es in den Weistümern eines wilden Naturrechtes geschrieben steht. Aber dennoch berührte noch keines die Hand des anderen, denn es war ihnen alles neu und unverständlich, und in der Tiefe ihrer Seele ruhte die Ahnung von einem großen Irrtum.

Inzwischen sprachen ihre Lippen hastig und verwirrt.

„Was kümmert mich der Mammon,“ entgegnete

er wegwerfend, „wir haben jetzt an anderes zu denken. Die Trennung —"

„Ich kehre nicht wieder zu ihm zurück!"

„Das ist selbstverständlich."

„Er hat die Hand gegen mich aufgehoben!"

„Armes Weib!"

Der Laut tiefen Mitleids fiel wie ein glühender Tropfen in die Seele der Frau. Sie brach plötzlich in Tränen aus und lehnte ihr Gesicht an Heinz' Schulter. Aber als er unwillkürlich den Arm nach ihr ausstreckte, wich sie wieder zurück.

„Ach, Heinz, ich bin nicht ohne Schuld! Wenn Sie alles wüßten, was mich drückt! Aber ich kann nicht sagen —"

Da ergriff er ihre Hand. „Anna, wer unter uns ist ohne Schuld?"

In demselben Moment prallten sie auseinander. Aus dem Treppenhause schallte ein dumpfer Lärm, und man hörte das Rufen von Stimmen.

* * *

Hugo Keller erwachte ziemlich spät aus seinem bleischweren Schlaf.

Die Begebenheiten der letzten Nacht waren nicht im Traume an ihm vorübergegangen, denn eine jahrelange Gewöhnung hatte ihn gegen die Gefahr des Verbrechens und gegen das Verbrechen selbst abgestumpft, aber es war doch ein Moment eingetreten, in dem das Gefühl des Unbehagens über ihn hinstreifte und seine Ruhe störte.

Als er jetzt die Augen öffnete, dauerte dieses Empfinden fort.

Die Umgebung war düster und erinnerte an die Schlupfwinkel jener Elenden, die beständig von den

Hütern des Gesetzes gehetzt werden, während er bisher nichts anderes kannte als die vornehmen Räume der großen Hotelpaläste und die ehrfurchtsvollen Verbeugungen einer zahlreichen Dienerschaft. Niemals war es vorgekommen, daß ein mißtrauischer Blick an ihm haften blieb, oder daß die Gewähr des Obdachs an vorsichtige Bedingungen geknüpft wurde.

Er fühlte sich jetzt degradiert.

Aber freilich, nachdem er einmal sein Prinzip durchbrochen und den Schauplatz seiner Tätigkeit nicht sofort gewechselt hatte, war diese Vorsicht doch wohl angeraten, und außerdem eröffnete der Besitz von dreihunderttausend Mark eine recht angenehme Aussicht für die Zukunft.

Eine Aussicht, die sogar alle guten Vorsätze der Besserung und eines soliden bürgerlichen Daseins unter Umständen erschüttern konnte.

Freilich, Marion sehnte sich schon lange nach einem Abschluß dieses abenteuerlichen Lebens, und da sie immer ein guter und williger Kamerad gewesen war, so —

Wo sie nur sein mochte?

Hugo hatte eine dunkle Erinnerung, daß er in etwas angetrunkenem Zustand heimgekommen war und Marion nicht besonders freundlich behandelt hatte. Aber das war doch kein Grund, sich vor ihm versteckt zu halten und die Schmollende zu spielen. Aber vielleicht saß sie unten und wartete auf sein Erwachen; ihre Kleider lagen jedenfalls ringsum verstreut, und nur der Hut fehlte. Aber der Regen schlug auch so heftig an die Scheiben, daß ein Morgenspaziergang wohl nicht gerade zu den Annehmlichkeiten gehörte.

Hugo setzte sich an das Fenster und griff in die Brusttasche. Er wollte seinen Raub noch einmal durch-

zählen und sodann überlegen, wie man am besten aus dieser Rattenfalle herausschlüpfen und ein überseeisches Schiff erreichen konnte. Die Angelegenheit mit dem Wechsel war nun doch einmal ins Wasser gefallen. Aber der Fehlgriff hatte sich wenigstens reichlich gelohnt.

In der linken Brusttasche des Jaketts —

Nein — wie dumm! Die Brieftasche mußte ja in der rechten stecken, denn die linke war so leer wie eine Eierschale, und Hugo meinte sich auch bestimmt zu entsinnen —

Nein — er hatte sich doch auf die linke Seite gelegt, damit Marion ja nicht die Aufbauschung des Jaketts sehen sollte. Sie mochte wohl ohnehin einigen Verdacht hegen, denn welcher Esel greift in einen Tresor und läßt das Beste darin liegen!

Die Entdeckung von dem Fehlen der Brieftasche, die jetzt wie ein Blitz kam und zur Gewißheit wurde, wirkte geradezu niederschmetternd.

Es war nicht das Geld — oder es war wenigstens nicht das Geld allein.

Hugo Keller hatte schon manche reiche Beute gemacht, wenn auch keine dieser an Wert gleichkam; sie war ihm immer leicht in die Hände gefallen, und er kannte weder die Mühsal des Erwerbs noch den Gram des Verlustes. So konnte er auch diese letzte Nacht in seinem Konto streichen, und es war dann eben gerade wieder so, wie es gestern gewesen war.

Aber ein anderer Verlust blieb unersetzlich. Marion hatte ihn verraten, Marion hatte sich von ihm gewendet, sie war ihm für immer verloren!

Denn es handelte sich hier nicht um eine moralische Aufwallung, wie der schwankende Charakter des Weibes sie auch mitten in der Gewöhnung des Verbrechens

empfinden kann. Nein — dieses Geld hatte Marion nicht dem Diebe genommen, weil es gestohlen war, sondern sie brachte es dem Bestohlenen zurück, obwohl sie dem Diebe mit Leib und Seele zu eigen gehörte.

Es war ein Verrat der Liebe, und es war ein Bruch für das Leben.

Ihr alle, denen der Verbrecher nur in der abschreckenden Gestalt eines Feindes der Menschheit entgegentritt, die ihr euch daran gewöhnt habt, jede edle Regung als einen Lohn der Gerechtigkeit und jeden gemeinen Trieb als einen Tribut an die Sünde zu betrachten — ihr alle glaubt ja nicht, daß die Ausgestoßenen der Gesellschaft auch der Liebe fähig sein können!

Sie sind einsamer, und sie sind es vielleicht durch eigenes Verschulden, aber weil der Korpsgeist der eigenen Zunft nur so lange verläßlich ist, als das gegenseitige Interesse ihn zusammenkittet, und weil sie überall den Verrat und die Verfolgung und den Haß an ihrem Wege lauern sehen, so sehnen sie sich noch mehr als der Glückliche und noch mehr als der Edle nach einem Herzen, an dem sie ihr schuldbeladenes Haupt in Ruhe betten können.

Und wenn dieses eine Herz ihnen treulos geworden ist, dann wird ihre Seele wie eine Kerzenflamme, die über dem Docht schwebt. —

Hugo Keller sann nicht darüber nach, wie er dieses Weib sich zu eigen gemacht. Ihre Schönheit und das Häßliche ihres Schicksals konnte wohl ein Mannesauge fesseln und einem Mannesherzen Teilnahme einflößen, aber als er die Verlassene aus dem Elend zu sich emporhob, dachte er nur daran, daß sie seinem dunklen Gewerbe trefflich als Deckmantel dienen konnte, und daß ihre umdüsterte Seele den Menschenhaß eingesogen

hatte. Dann kam in den seltenen lichten Stunden dieser unwürdigen Ehe die Erkenntnis über ihn, daß nicht sein Wesen ihr Dasein trug, sondern daß sie ihm in einem besseren Sinne unentbehrlich geworden war.

Ach, freilich noch lange nicht in dem edelsten, denn er benutzte sie noch immer gelegentlich als Werkzeug für seine Pläne, und er entwürdigte sie noch immer als Schaustück für seine Lebenskomödie; aber wenn der Ekel des Daseins über ihn kam, und wenn er den Versuch machte, sich eine Umkehr, ein Haus und einen Herd auszumalen, dann erschien ihm das Bild grau in grau ohne Marions Frauengestalt.

Und nun war sie fort!

Hugo glaubte ganz genau zu wissen, daß sie niemals und unter keiner Bedingung zu ihm zurückkehren werde.

Wenn in einer bürgerlichen Ehe die Brücke zwischen Mann und Weib zusammengebrochen ist, dann gibt es Hände, die auf dem Reste der Grundpfeiler wieder aufzubauen vermögen: die Hand der Ordnung und die Hand der Sitte — vor allen Dingen jene kleinen zarten Kinderhände, die mit ihrer Herkuleskraft die grimmigen Schlangen der Zwietracht und des Hasses erwürgen.

Eine Verbrecherehe spannt sich gleich der Schwebebrücke über einen Abgrund, und wenn der Schlußstein herausgebrochen ist, dann stürzen die Trümmer in die schauerliche Tiefe.

Der Mann begann langsam und mechanisch die herumliegenden Sachen in den großen gemeinschaftlichen Koffer zu packen.

Sonst hatte Marion diese Arbeit mit Umsicht und Sorgfalt auf sich genommen, genau so emsig wie eine gute Hausfrau es zu tun pflegt, wenn sie mit ihrem Gatten auf die Erholungsreise geht. Sein „Kammer-

zöschen" hatte er sie wohl scherzend genannt — in jenen Stunden, wo sie beide vergaßen, welche Kette sie eigentlich zusammenhielt.

Nun raffte Hugo alles, was ihm unter die Hände kam, achtlos zusammen und warf es durcheinander in die Tiefe des Koffers.

Hie und da machte er eine kleine Pause.

Diesen Schmuck hatte er besonders gerne an ihrem Hals gesehen und sich Abends tändelnd damit aufgehalten, das kunstvolle Schloß langsam und bedächtig aufzuschließen — er, dessen geschickter Hand kein Verschluß zu widerstehen vermochte.

Er war nicht gestohlen, sondern ehrlich gekauft — vielleicht ja von gestohlenem Gelde, aber es war doch ein Unterschied dabei. Wenigstens trug Marion niemals einen Gegenstand, den vor ihr eine andere getragen hatte.

Dieses mit kostbaren Spitzen besetzte Kleidungsstück hatte er ihr einst in Paris heimlich gekauft und sie zu ihrem Geburtstag damit überrascht.

Nun ballten seine Hände es in einen Klumpen zusammen. Aber sie zuckten dabei wie unter der Berührung eines Totenhemdes.

Endlich schloß Hugo den Koffer ab und versenkte den Schlüssel in seiner Tasche. Gedankenlos sah er sich noch einmal im Zimmer um und stieg dann langsam die Treppe hinunter.

Er bezahlte den Wirt und sagte dabei, daß er nicht zurückkommen werde. Den Koffer möge man herunterbringen und bis zum Abholen stehen lassen. Das könnte sehr bald der Fall sein, aber auch längere Zeit währen.

Dann ging er in die Stadt.

Regen und Sturm hatten sich gelegt, und es war

jenes lauernde Wetter eingetreten, von dem wir nie wissen, was es bringen wird. Hugo Keller achtete nicht darauf, er hatte es niemals getan — sein Leben war unabhängig von dem Wechsel der Natur unter einer künstlichen Beleuchtung hingeflossen. Aber der schmutzige und verwahrloste Stadtteil, den er sich zum letzten Wohnort ausgesucht hatte, flößte ihm immer mehr einen körperlichen und seelischen Widerwillen ein.

Er suchte die Gegend um das Alsterbecken auf und trieb sich lange zwecklos in den Anlagen herum. Es begegneten ihm viele Polizeibeamte in Uniform, aber er bekümmerte sich um so weniger um seine Erzfeinde, als sie ein gleiches Verhalten ihm gegenüber beobachteten.

In dieser großen Stadt war er mitten im Treiben so vollkommen sicher, daß er endlich jener geheimnisvollen Regung nachgab, die den Verbrecher immer wieder auf den Schauplatz seiner Taten zurückführt.

An dem Hause des Konsuls Rawen war übrigens nicht viel zu sehen; es lag so still und unauffällig in der Reihe seiner Nachbarn, daß niemand ahnen konnte, ob es im Innern sich etwa anders verhielt. Aber dennoch war Hugo davon überzeugt, denn Marion hatte sicherlich nicht das Geld an sich genommen, um es zu behalten. Vielleicht war es eine Tollheit, sich gerade jetzt an dieser Stelle aufzuhalten, wo die Aufmerksamkeit schon rege geworden war, und möglicherweise beruhte es nicht auf einem Zufall, daß drüben an der Lombardbrücke zwei Konstabler zusammenstanden und angelegentlich miteinander redeten.

Wenn Hugo näher hätte herangehen mögen, würde er wohl gehört haben, daß die beiden Beamten sich über das dunkle Gerücht eines Mordes unterhielten, dessen Spuren in dem dunkelsten Viertel von Ham-

burg aufgedeckt worden sein sollten; aber der Argwohn, der bis heute niemals die eherne Stirn des Verbrechers berührt hatte, war nun einmal an ihn herangetreten und heftete sich von jetzt ab an seine Sohlen.

Hugo ging weiter und passierte jenen Straßenteil zwischen Alsterpavillon und „Hamburger Hof", der wohl zu den belebtesten Stellen der Hansastadt gehört, und wo es fast unmöglich erscheint, die Gestalt und die Züge eines einzelnen scharf ins Auge zu fassen.

Unter dem weitgeöffneten Portal des Hotels stand der Portier mit dem klugen weltbewanderten Gesicht. Er blickte scheinbar ganz teilnahmlos in das Gewimmel hinein, aber als Hugo Keller in einiger Entfernung von ihm auftauchte, stutzte er plötzlich und rief etwas hinter sich in die Halle. Gleich darauf erschien ein Hausdiener. Der Portier sprach einige Worte, und der Mann verschwand wieder.

Das war alles.

Aber Hugo glaubte zu bemerken, daß der Portier mit den Augen nach ihm hinübergewinkt hatte, und er meinte gesehen zu haben, daß der Hausdiener auf einen Polizeibeamten zulief. Beides konnte ein Irrtum sein, aber es war jetzt genügend, um den „Baron v. Prangen" zu veranlassen, schleunigst in die nächste Droschke hineinzuspringen.

Der Kutscher nahm die Decke vom Pferde und wartete auf die Anweisung, wohin er fahren sollte; als diese nicht sofort erfolgte — Hugo überlegte erst die Richtung, die ihn doch nicht wieder am Hotel vorbeiführen durfte —, da schüttelte der biedere Rosselenker den Kopf und machte ein etwas mißtrauisches Gesicht.

„Klostertor!" sagte Hugo endlich auf gut Glück.

Als sie dann in einem mäßigen Trab dahinfuhren,

wagte es der Flüchtling — denn jetzt war er schon mitten in dieser Rolle — nicht einmal, sich umzusehen. Vielleicht fuhr doch eine Droschke hinter ihm drein, und vielleicht saß in dieser Droschke einer jener verhaßten Helmträger, die er bisher so gründlich verachtet hatte.

Und dazu trug er selbst noch immer diesen unverschämt hellen Filzhut, der auf ein Kilometer Entfernung unter hundert anderen herausgefunden werden konnte.

Hugo beugte sich vor und tippte den Droschkenkutscher auf die Schulter.

„Können Sie unterwegs abbiegen und an einem Hutladen vorbeifahren?"

„Brauch' ich nicht abzubiegen," entgegnete der Mann und sah sich um. Jetzt tat Hugo das gleiche. Hinter ihm fuhr wirklich eine zweite Droschke, aber eine Helmspitze war nicht darin zu entdecken.

Gleich darauf hielt der Kutscher vor einem Hutladen und drehte sich abermals um.

Hugo sprang heraus und gab ihm ein großes Geldstück. „Es ist gut, Sie können wieder umkehren."

Das war eine Dummheit. Wenn der Mann jetzt Verdacht schöpfte und den nächsten Konstabler benachrichtigte, dann saß der Fuchs im Halseisen. Aber es war jetzt zu spät, um diese Sache wieder einzurenken.

Also nur Eile!

Hugo kaufte einen steifen schwarzen Hut, wie sie zu Tausenden getragen wurden, und als der Verkäufer fragte, wohin er den anderen — ein ganz neues Exemplar — schicken dürfe, da kam die weitere Verlegenheit. Einen alten wertlosen Filz hätte er zurücklassen können, aber so — das mußte Verdacht erregen.

Da überkam ihn plötzlich wieder ein Schatten von jenem Galgenhumor, der immer sein treuester Lebens-

gefährte gewesen war, und er entgegnete: „Polizeirat Steffens. Hier ist ein Trinkgeld für den Boten."

Dann war er schon wieder draußen, denn der Geschäftsmann hatte eben die Frage nach der näheren Adresse auf den Lippen.

Dieser kecke Hohn war für Hugo Keller fast eine Erleichterung; er glaubte seine alte Sicherheit wiedergewonnen zu haben und schlenderte nun langsam in der Richtung weiter, wo mehrere Bahnhöfe dicht beisammen lagen.

Klostertor — Pariser — Venloer —

Es war am besten, wenn er zunächst Hamburg auf einige Tage verließ; das andere mußte sich finden — mußte sich finden!

Die Gedanken gingen wieder im Kreise, immer um einen Punkt.

Marion!

Da war der Pariser Bahnhof. Draußen vor dem Portal standen zwei, nein, drei Polizisten. Eine ungewöhnliche Anzahl! Ein Mann in Zivil mit einem unangenehm schlauen Gesicht ging auf und ab und wechselte scheinbar heimliche Blicke mit den uniformierten Hütern des Gesetzes.

Wohl auch ein „Greifer", wie der häßliche Ausdruck der gemeinen Gaunersprache lautete, aber einer von den ganz Schlimmen, die sich in eine harmlose, vertrauenerweckende „Kluft" schmeißen, um darin das arme gehetzte Wild desto sicherer zu „bedibben".

Hugo Keller, der vornehme Weltreisende, der sich in vier bis fünf lebenden Sprachen elegant zu unterhalten verstand, der niemals dritten gegenüber verraten hatte, daß auch ihm die Laute des Rotwelsch nicht unbekannt wären — dieser selbige Mann fühlte jetzt sein Denken in die niedrigste Sphäre des Ver-

brechertums hinabsinken, und er blickte unwillkürlich an seiner eigenen Gestalt nieder, als müsse sich die waschechte Spitzbubenerscheinung auch schon in jener bekannten schmierigen Talmieleganz ausprägen.

Nein — äußerlich sah er noch aus, wie ein schlicht vornehmer Mann aus den besten Kreisen aussehen muß, aber es war keine Spiegelscheibe in der Nähe, die ihm auch ein Bild seiner Züge hätte wiedergeben können. Und die Leute von der Polizei sind erfahren genug, um das Auge ihres Opfers zu prüfen und nicht das Blendwerk seines Schneiders.

Hugo strich am Bahnhof vorüber. Er kehrte nicht angesichts der Beamten um, denn das hätte Argwohn erregen können, sondern er drückte sich möglichst unauffällig in einen Seitenweg, der glücklicherweise noch vorhanden war, und er trocknete dabei das Gesicht mit dem Taschentuch, um seine Züge in dem kritischen Moment möglichst zu verdecken.

Ach ja — es war auch wirklich eine schwüle Treibhausluft, und der Schweiß brach ihm aus allen Poren, denn als er die wenigen Schritte bis zum Klostertorbahnhof zurückgelegt hatte, da bot sich ihm dasselbe fatale Bild.

Wiederum ein paar Konstabler mit blitzenden Helmen, wieder ein Zivilist mit so 'ner verwünschten Galgenvisage, abermals jenes unheimliche Spähen und geheimnisvolle Augenwinken!

Oder war das alles nur eine Vision?

Hugo Keller fühlte, daß ihm allmählich die kühle Überlegung vollständig dahinschwand, wie einem Gefangenen, der zum ersten Male die enge Zelle betritt und wähnt, daß ihm die Luft ausgeht.

Umstellt!

Freilich — Hamburg hatte unzählige Straßen und

Gassen und Gänge und Höfe und Winkel, Hamburg hatte himmelhohe Häuser, unter deren Dach nur die Spinne webte, und die Katze schlich, es hatte klaftertiefe Keller, durch deren Nacht nur die Ratte huschte, es mochte auch Ausgänge genug haben, durch die der Flüchtling ins freie Feld gelangt.

Aber was will das heißen in unserer Zeit!

Der moderne Mensch haftet am Schienenstrang, und wenn er die Freiheit gewinnen will, so drückt er sich am besten in die schwellenden Kissen eines Abteils im Blitzzug; mit dem ersten Pfiff der Lokomotive ist er schon gleichsam in einer anderen Umgebung, und wenn er noch etwas zu fürchten hat, dann ist es nur der schnellere Funke des Telegraphen.

Jede Großstadt ist ein Dachsbau, und die Bahnhöfe bilden die Notröhren. Verstellt sie mit Netzen — und der Dachs ist verbellt.

Hugo Keller ging in die Anlagen und setzte sich auf eine einsame Bank, die von dichtem Gebüsch umgeben wurde. Er legte den Kopf in die Hände und grübelte nach.

Dieses Gefühl der Unsicherheit, dieses Spähen nach allen Seiten, diese Angst vor jedem rauschenden Blatt und jedem menschlichen Fußtritt — das war ihm bisher alles fremd und unbekannt gewesen.

Wenn er das Leben der letzten Jahre überdachte — er hatte doch immer mit der brennenden Lunte zwischen Pulverfässern gestanden. So oft er seinen Fuß in fremde Hotelzimmer setzte, konnte er von dem ersten besten vor geöffneten Schränken und Koffern überrascht werden. Was half ihm dann der vornehme Name und die eherne Stirn?

Es war ihm aber niemals eingefallen, daß jede offene Zimmertür für ihn das offene Tor zum Zucht-

haus bedeutete, daß sein ganzes hochgebautes Kartenhaus jählings zusammenbrach, sobald der Hauch des dümmsten Zufalls eine einzige Karte erschütterte.

Und nun?

Wenn er gemordet hätte, dann wäre diese beklemmende Angst verständlich gewesen, denn Reue und Angst sind wie siamesische Zwillinge, und wenn der Verbrecher auch niemals Reue empfindet über die schlimmste Verfehlung gegen menschliche Satzung: ein einziger Blutfleck vermag das Gespenst aus der Tiefe heraufzubeschwören.

Nein, Hugo Keller hatte nicht gemordet. Er hatte es — noch nicht getan.

Aber es hatte sich ein Stück seines eigenen Daseins von ihm getrennt, er glich jenem, dem durch eigenes Verschulden der Schatten abhanden gekommen ist, und der Schatten geht allein in der lichten Sonne, daß jeder ihn fragen kann: „Wo ist dein Herr?"

Die Ehe des Verbrechers war vernichtet, aber der Tod hatte nicht getrennt, und es war kein Schweigen über die Vergangenheit gebreitet; wenn die Liebe eines Weibes sich in Verachtung und in Haß umgewandelt hat, dann wird die Zunge des Weibes geschwätzig, und sie achtet nicht darauf, daß der Verrat zugleich den Verräter in das Verderben zieht.

Hugo Keller fürchtete sich weder vor dem Himmel noch vor dem irdischen Gericht, aber der Gedanke an sein eigenes wissendes Weib begann ihn zu quälen, und je tiefer er sich in die Vorstellung hineinwühlte, daß Marion wie ein zweiter Judas mit den Häschern ausgezogen sei, um ihn zu fangen, desto größer begann seine Sehnsucht nach der Verräterin in ihm emporzuwachsen.

* * *

Marion hatte nur den einen klaren Gedanken in ihrer Seele, als sie, die Villa verlassend, sich dem Sturm und dem Regen preisgab: sie wollte zu ihrem Gatten zurück, denn die kurze Begegnung mit Anna Rawen, nach der ihr Herz sich gesehnt hatte, war für sie die Enthüllung einer Erkenntnis geworden. Sie konnte nicht mehr von ihrem Manne lassen.

Es mag süß für ein Weib sein, nach dem Sturm des ehelichen Zwistes, vielleicht noch mit den Tränen gekränkter Liebe auf den Wangen, urplötzlich wie ein helles Licht die Offenbarung zu empfangen, daß „auch alle Wasser nicht mögen die Liebe auslöschen, noch die Ströme sie ersäufen" — aber eine Sage der Griechen hat es auch als die Strafe der Götter hingestellt, daß ein Weib von Kupidos Geschoß gezwungen wurde, den Verworfensten unter der Menschheit zu lieben.

Unter diesem Zwang hatte Marion eine Tat auf sich genommen, von der ihr Gewissen sie freisprach, und nun ging sie wie eine Gezeichnete dahin, um sich wieder mit dem Gebrandmarkten zu verbinden.

Sie ging abseits vom Wege, schlich durch die Büsche, die den Pfad umsäumten, und sie kam an eine kleine Lichtung, wo das Gras sehr hoch wuchs, und die Zweige des Unterholzes sie wie eine Mauer umgaben.

Es lagen dort Steine verstreut, große graue Steine, die den Eindruck der Wüstenei noch erhöhten und den Glauben erwecken konnten, daß hier ein vergessener Friedhof zurückgelassen sei. Auf einem dieser stummen Granitblöcke, die als Grabesplatten gelten mochten, setzte sich das arme und zum Tode erschöpfte Weib.

Wer hier lag, der hatte Ruhe, er konnte lange liegen, bis er gefunden wurde.

Dieser Gedanke zerrte Marion wieder empor und riß sie aus einem gefährlichen Grübeln. Sie war ja

wohl auf dem Wege, etwas zu suchen, aber nicht den Tod.

Der Zug brachte sie dann in die Stadt zurück, und sie tauchte wieder in das Gewirr der Gassen; sie hatte Mühe, den Gasthof aufzufinden, der ihr während der letzten Nacht zum Asyl diente, und bei diesem Suchen überkam sie eine schreckliche Angst.

Von der Menschheit losgelöst, hatte sie nur einen einzigen Menschen, der ihr angehörte — was sollte sie ohne diesen einen beginnen?

Da lag ja das alte düstere Haus, dessen Name ihr unbekannt geblieben war, und das sie nur an seinen Umrissen unter den übrigen wiederzuerkennen vermochte.

Aber das Zimmer war leer.

Sogar der Koffer war fort, nur eine Schleife, die sie noch gestern in den Haaren getragen hatte, lag zerdrückt und beschmutzt, wie mit Füßen getreten, auf der Erde.

Marion eilte zu dem Wirte hinunter und fragte nach ihrem Manne.

„Ich kümmere mich nicht um meine Gäste," sagte der plumpe Kerl mürrisch, „er hat bezahlt und ist weg — wird wohl nicht wiederkommen."

„Die Sachen?"

„Sollen gelegentlich abgeholt werden. Ihnen geb' ich sie nicht — ich kenne die Gesetze."

„Aber mein Gott, was soll ich denn anfangen?" stammelte Marion, und der Wirt trat dicht an sie heran.

„Spielen Sie man keine Komödie — so was kennen wir! Aber weil Sie jung und hübsch sind, will ich Ihnen einen guten Rat geben. Hängen Sie sich nicht an den. Es gibt Leute, die der Polizei gerne aus dem Wege gehen, und mitgefangen heißt mitgehangen.

Der da" — er machte eine Bewegung über die Schulter — „der da hat sicher etwas auf dem Kerbholz, und wenn sie ihn nicht schon suchen, dann will ich nicht fünfzig Jahre in der Welt gelebt haben. Seien Sie froh, daß Sie ihn los sind. Wer in Hamburg gesucht wird, der wird auch gefunden — wir haben eine Polizei, von der könnte der Teufel was lernen."

Und dann war Marion wieder plötzlich mitten in dem Getriebe der Stadt. Wie sie dahin gekommen war, das wußte sie selbst nicht. Was sie nur unter all diesen fremden Menschen wollte — was sie wollte?

Richtig — suchen!

Suchen wie ein Hund, der seinen Herrn verloren hat. Aber nein, so war es nicht, die Treue des Hundes ist Egoismus.

Suchen wollte sie wie eine Mutter, der das Kind abhanden gekommen ist. Ach, in solchen Fällen geht die Mutter auf die Polizei, und dort gibt man ihr das aufgefundene Kind zurück; es ist getröstet worden, und es hat ein Butterbrot bekommen, und es hat in der Wachtstube auf dem Sofa geschlafen. Der aber, den Marion suchte — Gott mög's verhüten, daß sie ihn auf der Polizei fand! Dort durfte sie seinen Namen nicht nennen, denn der schreckliche Mensch hatte gesagt, daß die Polizei hinter ihm drein wäre, und daß der Teufel von ihr lernen könnte.

Und der mußte es doch wissen, denn er hatte die Augen zusammengekniffen, wie die Leute es tun, die noch viel mehr wissen und es nur nicht sagen wollen.

Wer hilft in dieser Not?

Marion war bei ihrem planlosen Herumirren an einen mit Bäumen besetzten Platz gekommen, der von einem großen, langgestreckten Bau flankiert wurde, und sie setzte sich auf die nächste Bank nieder, weil ein

sonderbares, unheimliches Wühlen in der Brust sie dazu zwang.

Ihre Blicke ruhten auf den vielen Fenstern dieses Gebäudes, die so starr und kalt waren wie das Auge eines Toten, und sie sah, daß sehr viele Menschen in das große, gleich einem Rachen geöffnete Portal hineingingen. Und dann entsann sie sich plötzlich, was das für ein Haus sein mußte, denn vor ihrer Reise nach Hamburg hatte sie zusammen mit Hugo eine illustrierte Beschreibung der Hansastadt durchstudiert, und als ihr Gatte an eine bestimmte Stelle gekommen war, hatte er das Blatt umgeschlagen und eine gleichgültige Bemerkung aus der Luft gegriffen.

Es war das Kriminalgericht.

Vielleicht wurde dort jetzt eine große und feierliche Sitzung abgehalten, und Marion erinnerte sich unwillkürlich jener dramatisch bewegten Szene, die sie einmal in Paris miterlebt hatte noch in ihren Mädchenjahren, damals, als sie noch nicht an den Gerichtsgebäuden vorüberschlich.

Ein interessanter Fall hatte sie hineingelockt in die Hallen der Themis, die Verhandlung gegen einen Mann aus der Gesellschaft, der von einem jungen, noch unbekannten Anwalt verteidigt wurde. Es war ein glänzendes, überzeugtes und überzeugendes Plädoyer gewesen, und als unter dem Jubel des Publikums die Freisprechung erfolgte, da fielen der Angeklagte und der Verteidiger einander vor den Schranken des Gerichts in die Arme.

Marion war Französin, und sie hatte mit den übrigen geklatscht und gejubelt; der Verteidiger war ihr wie ein Gott erschienen, und sie konnte lange Zeit das Bild des ideal schönen Mannes nicht aus ihrer Seele loslösen.

Später, als sie mit ihrem Gatten durch die Welt zog, die Genossin und Hehlerin seiner Taten, da war eine Stunde gekommen, wo sie die Erinnerung aufschloß und Hugo diese Szene schilderte.

„Gallisch!" sagte er in seiner kühlen, skeptischen Weise. „Dergleichen Theatereffekte würden bei uns in Deutschland nicht möglich sein. Aber in einem hast du recht, Marion, der Verteidiger ist unser — ich meine, er ist des Angeklagten bester Freund. In einer Zeit, wo sich die ganze Übermacht der Welt gegen das eine Opfer wendet, das Publikum mit seinen tierischen Instinkten, die Presse mit ihrem Sensationsgelüste, der Staatsanwalt in seinem Wahn und der Gerichtshof in seiner Blindheit — in solchen Tagen ist der Verteidiger für den Elenden wie ein Erlöser. Nicht seine Rechtskenntnis macht ihn dazu, denn er hat Männer des Rechtes sich gegenüberstehen; nicht die Geschicklichkeit seiner Rede, denn auch der Staat stellt keine Stümper auf die Mensur. Aber er ist der Beichtvater des Angeklagten, und was du ihm in das Ohr geflüstert hast, das bleibt sein Geheimnis."

„Immer und überall?" hatte Marion fast angstvoll gefragt.

„Immer und überall. Das Gesetz verschließt ihm die Lippen. Kein Richter darf ihn fragen nach seinem Wissen; er kann dich von seiner Schwelle zurückweisen, nachdem er dich angehört hat, aber deine Worte sind in einen Grabeshügel hineingesprochen." — —

Marion saß noch immer auf der Bank vor dem Kriminalgericht. Es regnete nicht mehr, und der Sturm war eingeschlafen. Lugte da nicht sogar ein Sonnenstrahl hinter den Wolken hervor?

Das müde, abgehetzte Weib versuchte tiefer zu atmen; es wurde ihr schwer.

Aber sie stand dennoch auf und ging langsam, ganz langsam den Weg, der ihr bekannt war.

Das Alsterbecken glänzte vor ihr auf, und die Schwäne ruderten über die Tiefe. Sie neigten bisweilen den schlanken Hals in das Wasser, als wenn sie dort unten ein Geheimnis verbergen wollten, und das Wasser gab nichts zurück als ihr eigenes Spiegelbild.

Dann kam die Häuserzeile am neuen Jungfernstieg.

Dort das eine Haus mit dem dunkel klaffenden Torweg und den Gitterfenstern im Erdgeschoß — es machte den Eindruck eines Kerkers, in den wir uns einschließen lassen müssen.

Und dann kommt der Verteidiger zu uns — der Beichtvater, der Erlöser für unser Gewissen — der einzige Freund! —

Marion stieg die Treppe empor und hielt sich am Geländer.

(Fortsetzung folgt.)

Der Abſturz vom Eglikogel.

Humoreske von Adolf Thiele.

Mit Illuſtrationen von Richard Mahn.

(Nachdruck verboten.)

Gſpannt blickt der Wirt „Zum roten Hahn“ im Tiroler Alpendörfchen Senken auf zwei Fremde, die vor ſeinem Hauſe der Poſt entſtiegen. Jetzt, Anfang Mai, ſo lange vor Beginn der Saiſon, erſchienen ſchon Fremde? Woher mochten die beiden wohl ſein?

Aus ihren Anzügen, aus ihren kräftigen Kinnbacken und geraden Naſen, ihrem blonden Haar ſchloß der Wirt, der ſchon ſein Teil Menſchenkenntnis beſaß, daß es Söhne Albions wären.

Seine Vermutung wurde zur Gewißheit, als ihn bei ſeinem dienſteifrigen Herausſpringen vor das Haus die beiden Herren nur ganz flüchtig nickend begrüßten und dann ohne weiteres in die Wirtsſtube traten.

„Was ſteht zu Dienſten, meine Herren?“ bekomplimentierte ſie hier der Wirt, nachdem er durch eine Magd ihr Gepäck hatte hereinbringen laſſen.

„Aben Sie Ale, Pale Ale?“ fragte der eine.

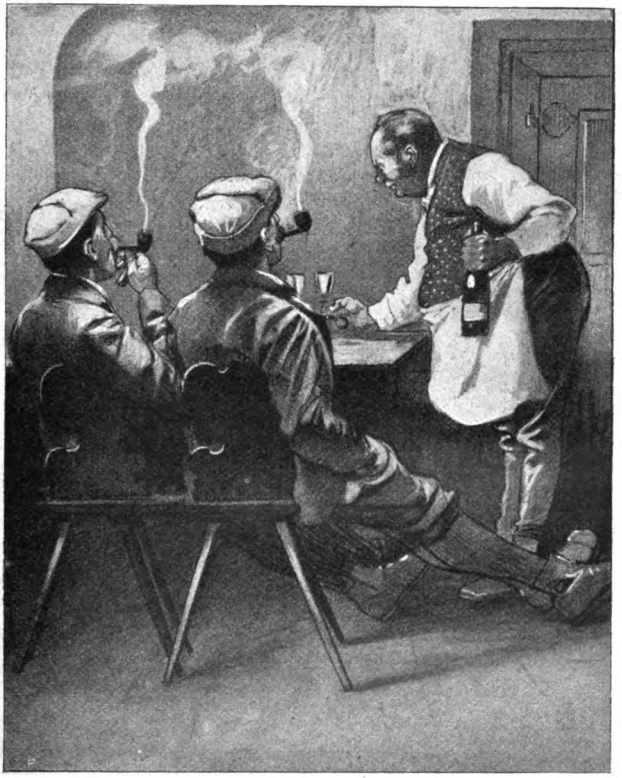
„Tut mir ſehr leid, meine Herren!“

„Aben Sie Porter?“ ließ ſich jetzt der andere vernehmen.

„Bedaure ſehr!“ wiederholte der Wirt. „Aber recht guten Wein, Bordeaux, Champagner —“

„No, no!“ ſagte der erſte. „Aben Sie Hock?“

„Hock — Hock, meine Herren?“
„Well, Uein von die Rhein?“
„Ah, Rheinwein? Sehr wohl, meine Herren, zu



dienen. Einen Moment!“ Damit verschwand der dienstefrige Wirt und erschien gleich darauf wieder mit einer Flasche Rauentaler.

Nachdem man nun auch das nicht minder wichtige Kapitel des Essens zur Befriedigung der Gäste erledigt

hatte, fuhr der ältere der beiden Engländer fort: „Uir uollen steigen auf den Eglikogel. Aben Sie einen Mann, der uns zeigt das Uäg?"

„Aber, meine Herren, nichts für ungut, der Eglikogel ist steil und gefährlich, Sie haben hier viel andere schöne Partien und —"

„Uir uollen nicht schöne Partien. Hier im Baedeker steht: G:—fahr—liche Klet—ter—par—tie. — Das uir uollen haben."

„Aber, meine Herren, bedenken Sie, jetzt im Mai, wo noch so viel Schnee und Eis —"

„Uir aben geuettet, daß uir steigen auf das Eglikogel jetzt, und nicht uerden stürzen ab. Aben Sie einen Mann, der uns zeigt das Uäg?"

„Wenn Sie es durchaus wünschen, werde ich nach dem Führer senden, der im Dorf wohnt. Er kennt die Berge sehr gut. Aber Sie werden doch erst morgen —"

„Nicht morgen, to-day — heute!"

„Aber es ist ja bereits Nachmittag!"

„Uir uollen übernackten auf das Berg."

„Übernachten da oben?" staunte der Wirt.

„Olen Sie uns den Mann, der uns zeigt das Uäg!" sagte der Engländer sehr ungeduldig.

„Rosel!" rief der Wirt der Magd zu. „Lauf g'schwind zum Holderfranzl und sag, er sollt' heut noch zwei Fremde auf den Eglikogel führ'n!"

Rosel, ein munteres Ding, sprang sofort ins Dorf und richtete beim Franzl, der mit Weib und Kind im Zimmer saß und „Figurln" schnitzte, ihre Botschaft aus.

Der Führer Franz Holder war seines Zeichens Holzschnitzer und hatte es gerade wieder einmal mit seinem „Reißen im Hax'n" zu tun, wie er's nannte. Im Sommer führte er die Fremden auf die umliegenden

Berge und Gletscher, denn da war er gesund, und das Reißen plagte ihn nicht wie meist im Frühjahr.

„Sag dem Wirt, i kann net kumma, i hab's wieder amol in der Hax'n!" gab er zur Antwort.

Rosel trabte wieder heim.

Der Wirt überlegte, daß ein rheumatischer Führer dem Orte und seinem Hotel schwerlich zum Ruhm gereichen könne, er machte sich daher selbst auf den Weg zum Franzl.

„Was ist denn dees wieder für a Sach'n mit dein' Hax'n, Franzl?" war seine nicht gerade höfliche Anrede. „A guats Stickl Geld konntst dir doch verdienen bei der Sach'."

Franzl überlegte. „Wann i mein' Fuß recht einbind', und wann i nit ganz 'naufging' —"

„Mach's, wie du's willst!" mahnte der Wirt. „Die Engländer sind im stand und ziehn alleinig los auf'n Eglikogel!"

„Na guat, i kimm'," sagte Franzl, ließ sich sein krankes Bein in Flanell einbinden und machte sich auf den Weg.

„Dees freut mi, Franzl," sagte der Wirt unterwegs. „Die Sach' wird scho' gehn."

„Geht's, so geht's!" meinte Franzl mit Augenzwinkern. „Wann nit — nit!"

Der Franzl, der mit Herrschaften umzugehen wußte, trat ins Gastzimmer und machte seinen Kratzfuß.

Verwundert blickten die Engländer auf den Flanellverband.

„Was aben Sie da?" fragte der eine. „Warum sein Sie gebunden?"

„O, des macht nix!" entschuldigte sich Franzl mit treuherziger Miene. „Eine Wunde von einem Sturz auf dem Eglikogel."

„Ah, Sturz auf dem Eglikogel! Serr gut — ein Sturz!“

Der andere pflichtete bei: „Es ist also serr gefährlich auf dem Eglikogel?“ rief er mit leuchtenden Augen. „Uir aber, uir uollen nicht stürzen ab. Uir aben geuettet, daß uir nicht uerden stürzen ab.“

„Na — na, g'wiß net! Lieber tät' i's selber no amol,“ antwortete Franzl.

Die beiden Engländer drückten ihre Freude darüber aus. Vom Bergsteigen hatten sie, wie es schien, keine Ahnung, und so dauerte es denn eine ganze Weile, bis

ihnen der Wirt und Franzl wenigstens zwei Bergstöcke aufgedrungen hatten.

Die Fremden holten nun aus ihrem Gepäck eine Anzahl Decken hervor, und diese wurden, soweit es anging, dem Franzl aufgebürdet, der ein gar saures Gesicht dazu machte. Indessen sagte er nichts, und nun bewegten sich die drei bergaufwärts, während der Wirt ihnen mit Kopfschütteln nachblickte.

Das herrliche Bild, das sich den Fremden auftat, machte auch auf diese, wie es schien nur auf den Eglikogel versessenen sonderbaren Sportsmen Eindruck. Bald fesselten die zackigen Kanten der Bergmassen, die eisigen schrägen Flächen der Gletscher, das felsige Geröll der Moränen ihren Blick, bald schauten sie auf die schneebedeckten Gipfel, die oft von niedrig ziehenden Wolken umhüllt wurden, auf Sennhütten, vor denen kleine Herden weideten, oder auf die Kieferngruppen, die hie und da standen. Tiefer und tiefer blieb das Dörfchen mit seinen grauen Schieferdächern unter ihnen.

Der brave Franzl, den es trotz des Flanells arg im Beine zwickte, ging den ungeduldigen Reisenden nicht schnell genug. Um sie zu beschwichtigen, erklärte er es für die Hauptsache beim Bergsteigen, zuerst recht langsam zu gehen, auch begann er von den Gefahren des Eglikogel zu reden, und schließlich erzählte er von dem Sturz, der seine Wunde am Bein veranlaßt hätte.

Alle Schauergemälde verfehlten jedoch ihre Wirkung, sie schienen nur das Entzücken der Engländer zu erhöhen.

Es war nun schon dämmerig geworden, doch war man noch weit vom Ziele entfernt.

Da schlug Franzl höflichst vor, sich in der Nähe eines mächtigen Felsblocks zu lagern und zu erfrischen, und die Fremden stimmten zu.

Nach einer Weile bemerkte Franzl, er wolle den Herren a Straußerl Edelweiß pflücken, und hinkte fort.*)

Plötzlich, er war kaum fünf Minuten weg, hörten die Engländer einen schrecklichen, durchdringenden Schrei. Entsetzt sprangen sie auf, eilten um den Felsenvorsprung herum und standen nun vor einer Wand, die senkrecht in einen Abgrund führte.

Und dort — dort lag Franzls Bergstock, von ihm selbst aber war nichts zu sehen und zu hören. Wie es schien, war er abgestürzt.

Den beiden Engländern blieb nichts übrig, als ihren Lagerplatz wieder aufzusuchen und dort, in die mitgebrachten Decken eingehüllt, zu übernachten.

Als aber am nächsten Morgen ein rosiger Schimmer die westlichen Bergkanten umstrahlte, stiegen sie, nachdem sie nochmals den Ort des Schreckens abgesucht, vorsichtig den Berg hinab und kamen bald wieder sehr befriedigt im Gasthaus an.

„Uir uerden geuinnen unsere Uette. Uir sind nicht gestürzt ab. Der Führer aber ist gestürzt ab — das sein serr gut. Jetzt uollen uir suchen das Mann," erklärten sie.

Der Wirt ließ Leute aus dem Dorfe holen, und die Expedition machte sich, auf Rat der Helfer wohl mit Speise und Trank versehen, auf den Weg.

Mit wichtiger Miene tauschten unterwegs die hilfsbereiten Männer ihre Vermutungen und Erfahrungen aus und versäumten dabei nicht, den mitgeführten Lebensmitteln reichlich zuzusprechen.

Das Ergebnis des Auszugs war leider ein trauriges, denn von dem armen Franzl war keine Spur zu finden.

Die Engländer aber wurden immer entzückter.

*) Siehe das Titelbild.

Reichlich belohnten sie die drei Männer, die unter lebhaften Klagen um den verlorenen Kameraden abzogen, um bald darauf durch eine Nebentür im Hinterstübchen des „Roten Hahns" wieder zu erscheinen.

Im Gastzimmer aber setzten sich die Engländer nieder und verfaßten einen Bericht, in welchem sie ihr Erlebnis schilderten. Sodann riefen sie den Wirt, der sofort sein Antlitz in düstere Falten legte.

„Err Uirt," sagte der eine, „dieser Mann hat uohl ein Ueib und Kinds?"

„Ja, leider — Frau und zwei Kinder!"

Der Fragende reichte nun unter Kopfnicken des anderen dem Wirt eine Anzahl Goldstücke. „Geben Sie der Frau des Mannes! Aber uir uollen nicht aben die Frau in das Zimmer."

Bald darauf standen die sonderbaren Gäste auf und machten sich reisefertig.

„Armer Mann, der uns hat zeigen uollen das Uäg!" sagte der eine bedauernd.

„Aber Absturz uar gut, serr gut!" setzte der andere hinzu, und der erste bestätigte dies mit leuchtenden Augen und einem überzeugten „Well!"

Da ertönte das Horn des Postillions, und die beiden gefühlvollen Bergsteiger fuhren ihres Wegs.

„Die hann m'r gesehn!" sprach der Wirt vor sich hin und kehrte ins Hinterzimmer zurück, wo eben ein mörderlicher Lärm losgebrochen war.

In der Mitte der Kameraden saß mit vergnügtem Gesicht, die qualmende Pfeife im Mund, der — abgestürzte Franzl.

„Hört's, Wirt, oans von den Goldfuchserln, die für mi 'zahlt word'n san, muß heut draufgehn!" rief er dem Gastgeber zu.

„Grüß di Gott, Franzl!" rief der Wirt. „Hab'

mir's glei denkt! Die Sach'n kam mir halt gar zu g'ſpaßi füri. Wie haſt's denn z'weg 'bracht?"

„Na wißt's, Manner," wandte ſich der Franzl mit pfiffigem Lächeln an ſeine Tiſchgenoſſen, „dees Gekraxl da herob'n mit mei'm Reiß'n war mir ſcho' z' dumm, da hab' i mi halt in a Laatſch'n duckt und bin drauf gemiatli abikraxelt!"

„Der abig'fall'ne Franzl ſoll leb'n!" ſchrie der Wirt, und lachend ſchrie die ganze Tafelrunde mit.

Amerikas große Militärakademie.

Ein Besuch in West-Point. Von K. Tesdorff.

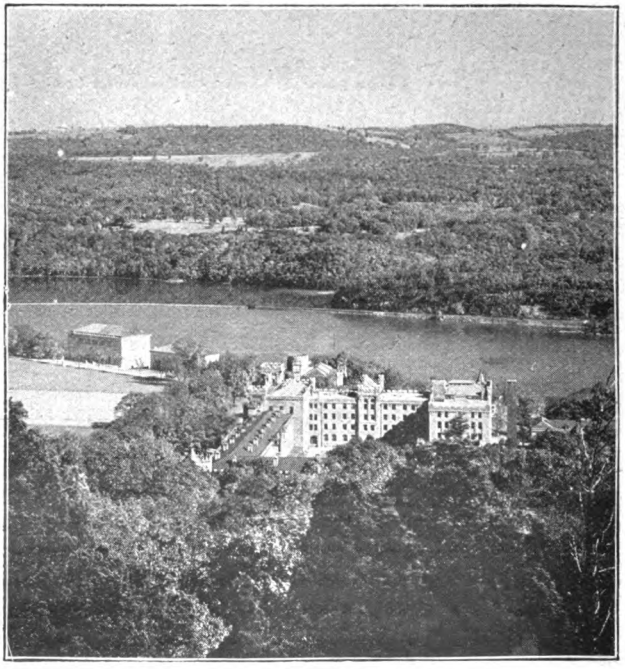
Mit 11 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Was während der letzten hundert Jahre von amerikanischen Offizieren auf dem Kriegsschauplatze Hervorragendes und Tüchtiges geleistet worden ist, darf sicherlich zu einem nicht geringen Teil auf die Rechnung eines Instituts gesetzt werden, das, aus amerikanischem Geiste heraus geboren und amerikanischen Verhältnissen angepaßt, in keinem Staate Europas ganz seinesgleichen hat, und dessen Nachahmung sich auch kaum für einen dieser Staaten empfehlen würde, wie trefflich es sich immer bei unseren republikanischen Freunden jenseits des großen Wassers bewährt haben mag.

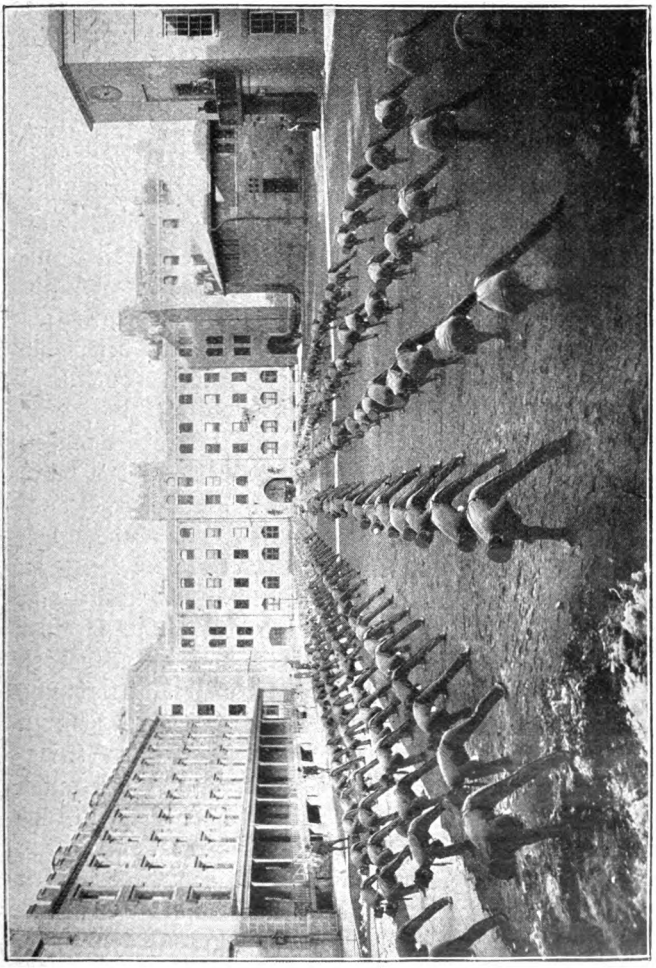
Es ist die große Militärakademie West-Point im malerischen Hochlande des Hudson, die von jedem Amerikaner als die mustergültige Pflanz- und Pflegestätte soldatischer Genies betrachtet wird. Mit einem Stolz, der nicht ohne Berechtigung ist, zählt er die Namen seiner aus dieser eigenartigen Universität hervorgegangenen Schlachtenhelden aus dem großen Bürgerkriege auf, und er glaubt sich mit Fug und Recht einer Militärakademie rühmen zu dürfen, die Männer wie Grant, Lee, Sherman, Jackson, Sheridan,

Albert Sidney, Joseph Johnston, Thomas und viele andere anerkannt verdienstvolle Offiziere für ihre erfolggekrönte soldatische Laufbahn vorbereitet hat.

Und doch kann West-Point weder mit den Kadettenkorps noch mit den Kriegsschulen und Kriegsakademien anderer Länder verglichen werden. Es ist eine militärische Hochschule für junge Leute, die dort nicht für den Dienst bei einer bestimmten Waffengattung ausgebildet werden, sondern mit dem gesamten Kriegswesen so weit vertraut gemacht werden sollen, daß



Gesamtansicht von West-Point.

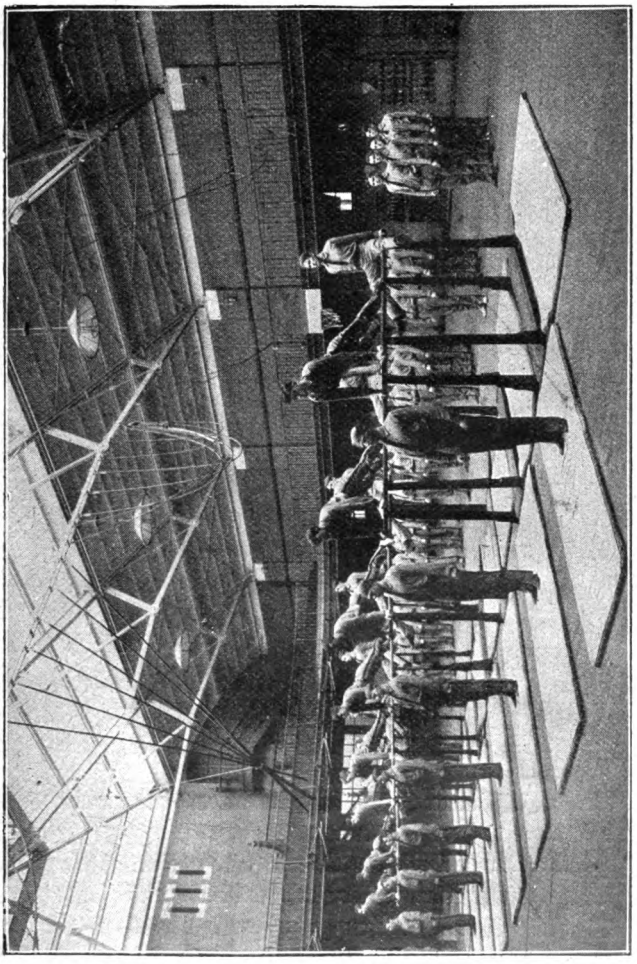


Gymnastische Übungen des ganzen Korps.

sie im Ernstfall jeder an sie herantretenden Aufgabe gewachsen und zur selbständigen Beurteilung jeder Situation im stande sind.

Als die Militärakademie im Jahre 1802 begründet wurde, hielt man die auf ihr gebotene militärische Ausbildung trotz des nur vierjährigen Kursus für vollkommen ausreichend, um den aus West-Point hervorgegangenen jungen Kriegsmann für jeden beliebigen Zweig des Heeresdienstes zu befähigen. Aber die gewaltige Entwicklung der Kriegswissenschaft während der letzten hundert Jahre hat die an die theoretischen und praktischen Kenntnisse eines Offiziers zu stellenden Anforderungen derart gesteigert, daß man heute auch in Amerika eine ganze Anzahl von Kriegsakademien für die einzelnen Waffengattungen besitzt, auf denen die in West-Point geschaffene Grundlage weiter ausgebaut werden soll.

Den Lehrplan und die Einrichtungen dieser großen Hochschule aber hat man — abgesehen von den durch die Fortschritte der Wissenschaft und der Kriegstechnik gebotenen Erweiterungen — fast unverändert beibehalten, und es ist keineswegs von der Hand zu weisen, wenn militärische Lobredner von West-Point erklären, daß der Offizier heute mehr denn je einer breiten Grundlage seines soldatischen Wissens bedarf. Der blinde Gehorsam, die gedankenlose Unterordnung unter den allein entscheidenden Willen eines höheren Vorgesetzten sind bei der modernen Art der Kriegführung nicht mehr das Charakteristikum des guten Offiziers. Die Gefechtsweise ist dank der Vervollkommnung der Schießwaffen eine so völlig andere geworden, daß jedem einzelnen ein Teil der Verantwortlichkeit zufällt, die sonst nur auf den Schultern des Schlachtenleiters oder der Führer größerer Truppenkörper ruhte. Wenn man bedenkt, daß das Schlachtfeld des Kampfes von Liau-yang beträchtlich größer war als das strategische Gebiet von Napoleons Feldzug an der Etsch, so

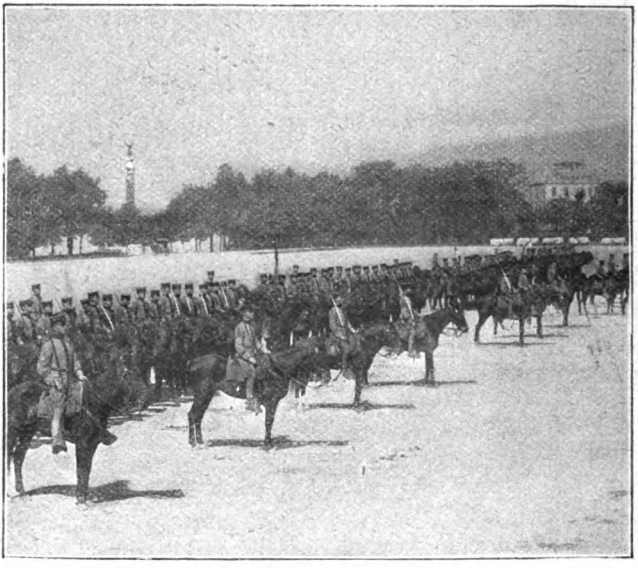


Turnübung am Barren.

wird man ohne weiteres begreifen, daß unter ſolchen Verhältniſſen jene Armee im Vorteil ſein muß, die neben tüchtigen Heerführern auch über die größere

Anzahl zu selbständigem Urteilen und Handeln erzogener Subalternoffiziere verfügt.

Solche Offiziere will West-Point erziehen, und deshalb unterweist es seine Zöglinge sowohl theoretisch

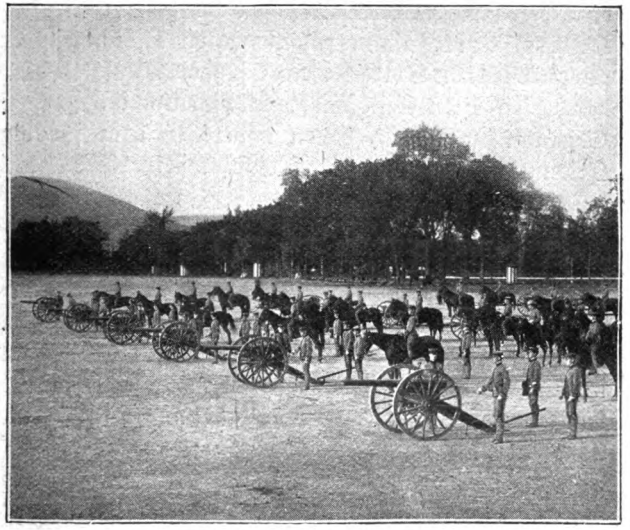


Kavallerie in Paradeaufstellung.

wie praktisch vier Jahre lang in allem, was einem Soldaten zu wissen not tut.

Der amerikanische Kadett ist nacheinander Infanterist, Kavallerist, Pionier, Artillerist und Ingenieur. Es gibt nichts, das ihm ganz fremd bleibt, und wenn auch selbstverständlich von einer gründlichen und für den praktischen Dienst ausreichenden Ausbildung in jeder dieser Waffengattungen nicht die Rede sein kann, so hat sich doch diese Art der Vorbildung in den bisher

von den Vereinigten Staaten geführten Kriegen ohne allen Zweifel gut bewährt. Auf europäische Verhältnisse ließe sie sich freilich — namentlich bei einem Beginn des Studiums in verhältnismäßig vorgeschrittenem Jünglingsalter — kaum übertragen, und es ist sicherlich



Artillerieübung „Fertig zum Feuern".

nicht viel mehr als eine höfliche Phrase, wenn fremdländische Besucher von West-Point das amerikanische Erziehungssystem für das beste erklärt haben.

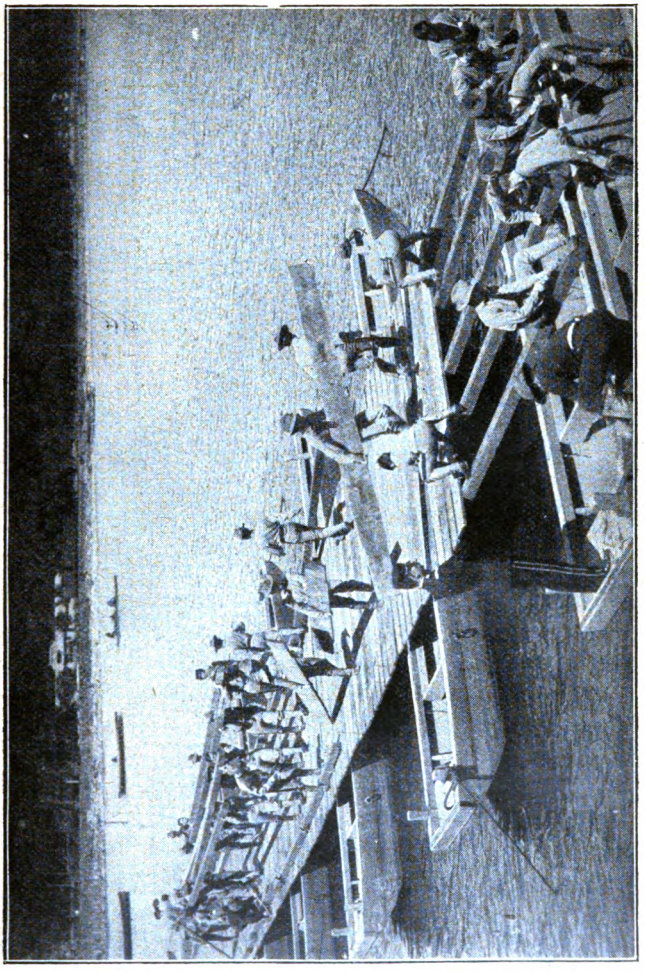
Seine eigentlichen und bedeutendsten Vorzüge liegen vielleicht sogar auf einem ganz anderen als dem militärisch-technischen Gebiete. Das ehrenvollste Zeugnis für die Trefflichkeit der Methode von West-Point ist unseres Erachtens in der Tatsache zu erblicken, daß ein großer Teil seiner Zöglinge es zwar nicht zu bedeutenden Feldherren, wohl aber zu hervorragend tüchtigen

Staatsbürgern gebracht hat. Man braucht gewiß nicht so weit zu gehen wie jener amerikanische General, der kurzweg erklärte, ein guter Soldat sei unter allen Umständen auch ein guter Mensch und ein wertvoller Bürger; aber man darf doch unbedenklich zugeben, daß eine im besten Sinne soldatische Erziehung, das heißt eine Erziehung zu vernünftigem Gehorsam, zu strenger Selbstzucht und peinlich gewissenhafter Ordnung wohl geeignet ist, den Charakter eines jungen Menschen nach der vorteilhaften Seite hin zu entwickeln und ihn gegen Gefahren zu stählen, denen andere in dem für die Gestaltung ihrer Zukunft bedeutsamsten Alter leicht erliegen.

Nach einer Statistik, für deren unbedingte Zuverlässigkeit eine Bürgschaft allerdings kaum übernommen werden kann, die aber immerhin annähernd der Wirklichkeit entsprechen dürfte, sind von 4121 Absolventen der West-Pointakademie nicht weniger als 2371 in bürgerliche Berufsarten eingetreten, und fast ein Fünftel von ihnen ist zu hervorragenden Stellungen im öffentlichen Leben gelangt.

Der Lehrplan ist ein sehr umfassender. Er erstreckt sich auf Mathematik, Naturwissenschaften, Physik und Chemie, Elektrizität, Mineralogie, Geologie, Ingenieurwissenschaft, Zeichnen, Gesetzeskunde, allgemeine Weltgeschichte, französische und spanische Sprache, Taktik, Strategie, Waffenkunde und verschiedene andere militärische Hilfswissenschaften.

In regelmäßigem und sehr zweckmäßig geordnetem Wechsel geht der praktische Teil der Ausbildung mit dem theoretischen Hand in Hand. In diesem Punkte könnten in der Tat vielleicht alle anderen Nationen mit Ausnahme der englischen von den amerikanischen Pädagogen lernen. Die Tageseinteilung eines West-

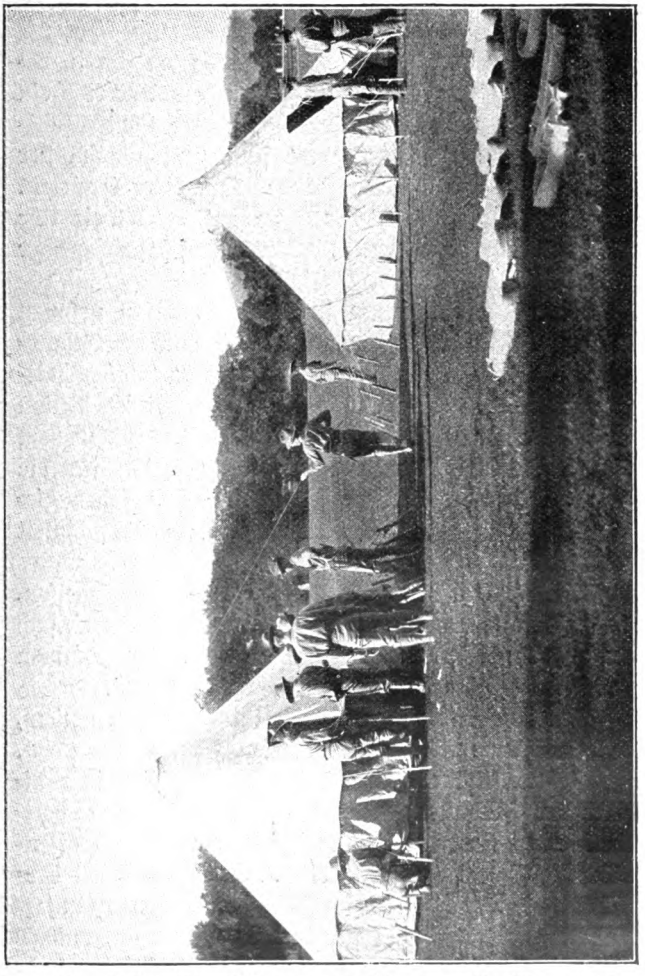


Pionierübungen: Aufschlagen einer Pontonbrücke.

Pointer Kadetten ist vom Standpunkte der soldatischen und der allgemeinen Erziehung als geradezu mustergültig zu bezeichnen, obwohl es nach unserer Auffassung

Mittagessen in der Messe.

auf den ersten Blick leicht den Anschein gewinnen könnte, als ob den jungen Leuten etwas zu viel zugemutet würde.



Aufschlagen von Zelten.

Um sechs Uhr Morgens treibt das Weckſignal die Zöglinge von ihren harten Lagerſtätten auf. Zwanzig Minuten ſpäter müſſen die Zimmer geſäubert, die

Betten in Ordnung gebracht, und alle zum Gebrauch der Kadetten dienenden Gegenstände an ihren bestimmten Plätzen sein. Um sechseinhalb Uhr ruft ein Signal zum Frühstück, für das den jungen Leuten fünfunddreißig Minuten vergönnt sind, einschließlich der Zeit, die sie zur Rückkehr in ihre Quartiere brauchen. Punkt acht Uhr beginnt der Unterricht, der bis ein Uhr Mittags dauert und der entweder wissenschaftlicher oder praktischer Art ist.

Einen breiten Raum im Unterrichtsplan nehmen die gymnastischen Übungen ein, die je nach der Jahreszeit entweder im Freien oder in den Turnsälen stattfinden, und die ebenso wie der Unterricht im Reiten und Schwimmen, sowie in mancherlei körperstählendem Sport beinahe jeden West-Pointer Zögling für die ganze Dauer seines Lebens mit einer sehr festen Gesundheit und außerordentlichen Widerstandsfähigkeit ausrüsten.

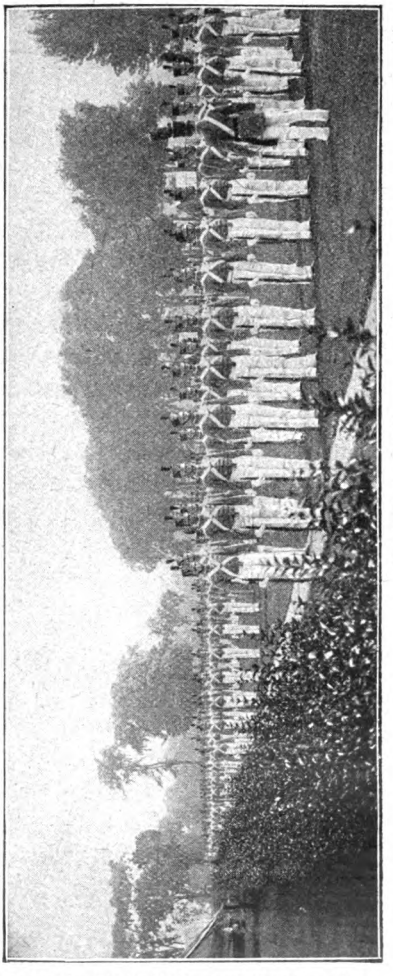
Um ein Uhr erfolgt das Zeichen zum Mittagessen, das gleich allen anderen Mahlzeiten in einem einfach ausgestatteten gemeinsamen Speisesaal eingenommen wird und höchstens drei Viertelstunden währt.

Um zwei Uhr beginnt der Unterricht von neuem, um mit dem Schlage der vierten Stunde zu enden.

Zehn Minuten später stehen die Kadetten in militärischer Gliederung auf dem Exerzierplatze, um anderthalb Stunden lang mit den verschiedenartigsten Waffenübungen beschäftigt zu werden. Ein Appell, bei dem Waffen und Uniform der sorgfältigsten Musterung unterzogen werden, schließt sich den Exerzitien an, und es begreift sich leicht, daß die jungen Leute sich um sechs Uhr mit vortrefflichem Appetit an ihr kräftiges, aber einfaches Abendessen setzen. Ihr Tagewerk aber ist damit noch keineswegs zu Ende, denn die Zeit zwischen

sechseinhalb und neuneinhalb Uhr wird mit der Ausarbeitung der gegebenen Themata, mit Gewehrputzen und anderen oft mehr nützlichen als angenehmen Verrichtungen hingebracht.

Die heißersehnten Töne des Zapfenstreiches erst verkünden dem West-Pointer, daß er für diesen Tag aller weiteren Pflichten ledig ist. Man läßt ihm eine halbe Stunde Zeit für seine kleinen privaten Angelegenheiten. Um zehn Uhr aber müssen alle Lichter ausgelöscht, und alle Zöglinge in ihren Betten sein. Der diensthabende Offizier, der mit großer Gewissenhaftigkeit die Schlafsäle revidiert, würde sicherlich keine Übertretung der strengen Hausordnung dulden.



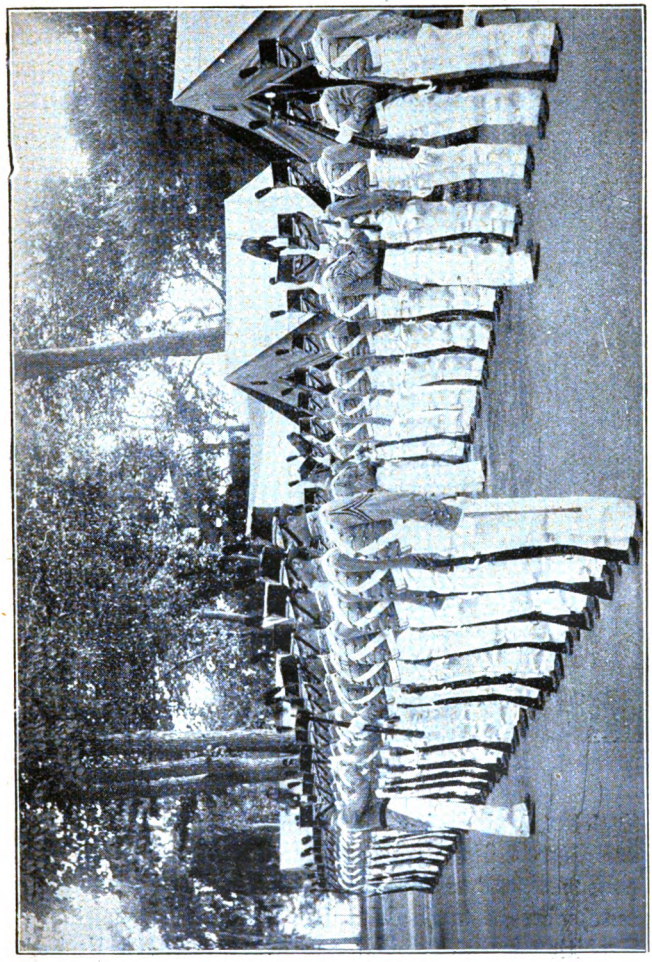
Nachmittagsappell.

So geht es mit keiner anderen Unterbrechung, als sie durch die Sonn- und Feiertage geboten ist, vom 1. September bis zum 1. Juni. Dann aber kommt eine große Abwechslung in das Leben der Kadetten, die Zeit der Felddienstübungen hat begonnen. Sie vertauschen die Gebäude der Akademie mit einem Barackenlager und können nun eine Weile Krieg spielen, wobei ihre jugendlichen Kräfte keineswegs geschont werden. Hie und da wird auch ein Biwak bezogen, und es ist ein Vergnügen, zu sehen, wie rasch sich die munteren jungen Leute in den hurtig aufgeschlagenen Zelten einzurichten wissen.

Einen breiten Platz nehmen in dieser Zeit auch die Pionierübungen ein, bei denen manches künftige Ingenieurgenie die ersten Proben seines Talents ablegt. Eine von den West-Pointer Zöglingen aufgeschlagene Pontonbrücke ist ebenso zuverlässig, als ob sie von einem regulären Pionierbataillon hergestellt worden wäre, und es entspricht durchaus der amerikanischen Eigenart, daß gerade auf diesem Gebiete die Leistungen der Kadetten zumeist ganz hervorragende sind.

Den größeren Strapazen entsprechend, die den jungen Leuten während dieser Sommermonate zugemutet werden, vergönnt man ihnen jetzt auch etwas mehr Erholung, so daß sie gewöhnlich über zwei bis drei tägliche Freistunden verfügen. Aber zu keiner Zeit ist ein West-Pointer Kadett frei von Verantwortlichkeit für die Verwendung jeder Minute des Tages oder der Nacht. Er muß Rechenschaft ablegen können über jedes seiner Worte und jede seiner Handlungen. Vier lange Jahre hindurch ist er von einem Netz von Pflichten, Befehlen und Regeln umgeben, aus dem es für ihn kein Entschlüpfen gibt. Seine Kleider und

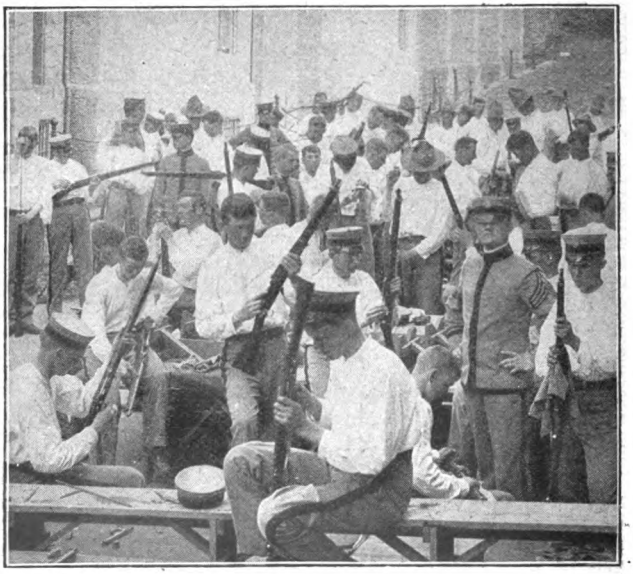
Deutschen Haus,
ST. PAUL, MINN.



Waffenappell im Lager.

seine Lagerstätte müssen stets in dem vorgeschriebenen Zustande sein, sein Schlafzimmer darf kein Stäubchen aufweisen, nie darf sich ein Gebrauchsgegenstand an

einem anderen als dem ihm ein für allemal zugewiesenen Platze befinden. Die Art seines Verkehrs mit Offizieren und Zivilisten ist durch die strengsten Vorschriften geregelt, sein Kommen und Gehen wird auf das genaueste kontrolliert. Sogar seine Korrespondenz unter-



Gewehrputzen.

liegt der Zensur seiner Vorgesetzten, und seine Begriffe von Ehre, Pflicht, militärischem Gehorsam und Korpsgeist werden durch eherne, unverbrüchliche Gesetze und durch eine in West-Point seit Jahrzehnten geheiligte Tradition derart gefestigt und abgegrenzt, daß sie sich zu einem unverlierbaren Besitztum für sein ganzes künftiges Leben gestalten.

Die Militärakademie übernimmt gewissermaßen die

Verantwortlichkeit für die körperliche, geistige und sittliche Entwicklung der ihr anvertrauten Zöglinge, und sie darf sich der besten Erfolge rühmen, weil ihr für die Durchführung ihrer erzieherischen Absichten viel weitergehende Machtmittel zur Verfügung stehen, als elterliche Gewalt sie einem fast erwachsenen jungen Menschen gegenüber aufzubringen vermag.

Wo von diesen Mitteln ein so kluger, auf die höchsten Ziele berechneter Gebrauch gemacht wird wie in West-Point, kann die segensreiche Wirkung unmöglich ausbleiben. Selbst wenn die Hoffnung der Amerikaner, dereinst einen zweiten Napoleon aus ihrer Militärakademie hervorgehen zu sehen, sich als eine trügerische erweisen sollte, wird man diesem alten, ehrwürdigen Institut doch niemals die hohe Anerkennung versagen können, daß es seinem Lande eine Anzahl tüchtiger, ehrenfester Bürger erzogen hat, die für ein starkes Gemeinwesen mindestens ebenso nützlich sind, als militärische Taktiker und scharfsinnige Strategen.

Hamlet und Carmen.

Novelle von Lenore Pany.

▽ ▽ (Nachdruck verboten.)

„Sie gestatten, meine Herrschaften, daß ich Sie miteinander bekannt mache. Hier Herr Morbetti, unser famoser Hamlet vom vorletzten Abend — hier Fräulein Harkow vom Operntheater, die kürzlich mit so großem Erfolge die Carmen gesungen hat. — Und nun entschuldigen Sie mich wohl für eine Weile."

Aufgeregt, ganz von seinen geselligen Pflichten in Anspruch genommen, eilte der Hausherr von dannen, während der junge Künstler noch immer schweigend und mit einem Ausdruck des Staunens in dem hübschen Gesicht vor der Sängerin verharrte.

„Nun, benimmt Ihnen mein Anblick die Sprache, Herr Morbetti?" fragte Marga Harkow lächelnd.

Er gab sich einen Ruck. „Verzeihen Sie, mein Fräulein. Tölpelhaftigkeit ist sonst nicht mein Fall, aber Ihr Anblick hat mir tatsächlich die Sprache benommen — das heißt nämlich Ihre Schönheit."

„Ich bitte Sie, nur keine Komplimente unter Kollegen — ich vertrage das auf die Dauer nicht. Erzählen Sie mir lieber, wie es Ihnen hier gefällt, ob Sie Geschmack finden an den hiesigen Bühnenverhältnissen, wie Sie mit Ihrem ersten Auftreten zufrieden waren, ob der Direktor Sie auf Engagement gastieren ließ und so weiter. Ich bin ja auch vom Fache, obgleich meine Leistungen immer noch sehr verbesserungsfähig sind."

Sie deutete auf ein niedliches Sofa, welches unter einer Palmengruppe angebracht war, und forderte ihren Kavalier durch eine Geberde auf, an ihrer Seite Platz zu nehmen. Die seidene Schleppe ihres weißen Kleides raschelte, als sie sich graziös niederließ, und ein winziger, atlasbekleideter Fuß kam unter der zur Seite gerafften Robe zum Vorschein.

Morbetti ließ seinen Blick sekundenlang darauf ruhen, ehe er antwortete. „Sie sprechen von verbesserungsfähigen Leistungen," sagte er kopfschüttelnd, „und ich bin doch überzeugt, daß ich es mit einer großen Künstlerin zu tun habe."

„Woraus schließen Sie das?"

„Ich urteile nach dem ersten Eindruck. Ihr ganzes Wesen ist sozusagen die Verkörperung von etwas Ganzem, so daß ich Sie mir mit einer halbfertigen Leistung überhaupt nicht vorstellen kann."

Marga Harkow lachte. „Sie hätten besser getan, Ihr Urteil noch um eine Stunde hinauszuschieben. Denn im Ernst, ich muß noch lernen, noch aufwärts streben. Freilich eilt alles ins Theater, wenn es heißt: die Harkow singt. Das ist nun einmal so."

„Doch gewiß der beste Beweis, daß Sie gefallen."

„Gesanglich, meinen Sie? Ach, ich weiß ganz gut, daß mein Ruhm neben meiner Kunst auch meinem Äußeren gilt. Meine Schönheit wurde auch viel früher entdeckt als meine Stimme. Als ich, nachdem ich Waise geworden, in die Hände einer Tante wanderte, erfuhr ich bald, daß auch Schönheit ein Talent ist, das ausgebildet werden muß. Ich repräsentierte ein Kapital. Deshalb sollte ein Beruf für mich ausfindig gemacht werden, der auf dem erhaltenen Pfund eine günstige Basis fände. Meine Tante wollte mich zum Ballett geben. Aber mit instinktivem Abscheu wehrte

ich mich dagegen. Da ließ man denn einen Gesangsmeister kommen. Dieser sah mich an, lächelte und versprach nach einer flüchtigen Singprobe, er würde schon so viel Stimme aus mir herausbringen, daß ich an besseren Bühnen Engagements bekäme. So wurde ich Sängerin. — Haben Sie noch immer die Überzeugung, etwas Besonderes von mir zu hören?"

Morbetti stützte nachdenklich das glattrasierte Kinn in die Hand. „Ich bin zum mindesten höchst begierig. Es ist ein Zug von Schelmerei in Ihnen, der mir den Gedanken nahe legt, Sie hätten sich bloß so klein gemacht, um alsdann vor meinen verblüfften Augen als Riesin emporzuwachsen."

„Das wäre freilich lustig."

„Sehen Sie, ich wußte ja —"

Sie zwinkerte spöttisch. „Nichts wissen Sie. Es ist, wie ich Ihnen gesagt. Daran ist nichts zu ändern."

„So wollen Sie mir vielleicht auch weismachen, daß Ihnen Ihre Kunst gleichgültig ist?"

„Bewahre — das auf keinen Fall. Wer seine Kunst nicht liebt, bleibt ewig ein Stümper. Und man möchte doch hinauf. Auch ich hoffe noch auf eine Zukunft. Aber sehen Sie, ich besitze etwas, das nicht jede Sängerin ihr eigen nennt: Temperament, Mimik — mit einem Wort ein gutes Spiel. Das muß angeboren sein. Daß ich nebenbei ein paar einflußreiche Bekannte habe, kommt mir natürlich auch zu statten. Die Sphäre, aus der ich hervorgegangen, gruppiert sich immer um mich, wenn ich auftrete. Herr v. Salingen zum Beispiel ist ein entfernter Onkel von mir. Ihm verdanke ich manch günstige Zeitungsnotiz. Ein lieber Mensch und begeisterter Förderer, obwohl er gerade kein Mäcen ist. Seine Gesellschaften sind immer sehr gut besucht. — Aber da ruft er eben die hungrige Herde zu Tisch. Wir

wollen ihm die Mühe ersparen, uns speziell aufzufordern, und lieber gleich wie artige Schulkinder hübsch in die Reihe treten. Nicht wahr?"

„Gewiß, meine Gnädige." Mit leuchtenden Augen bot der Schauspieler ihr den Arm.

Es war eine lange, reich besetzte Tafel, welche sich den Augen der Eintretenden bot. Silber und Kristall funkelte auf der kostbaren eichenen Kredenz, und in der Mitte des Speisetisches prangte eine riesige Vase, gefüllt mit den verschiedenartigsten duftenden Blumen. Alles drängte sich bewundernd um diesen köstlichen Farbenreichtum.

Nur eine ältere Dame mit sehr kunstvoll frisierten Locken fächelte sich entsetzt, während sie vor der ominösen Vase Platz nahm. „Tuberosen — ach, mein Gott, das ist gerade der Geruch, der mir immer Migräne verursacht. Bester Herr v. Salingen —"

„Sofort, liebe Base."

Auf einen Wink des Hausherrn trugen die beiden Diener, gefolgt von den bedauernden Ausrufen der Gäste, die Vase hinweg.

„Wer ist die Dame?" fragte Morbetti die Sängerin.

„Diese Dame ist meine Tante."

Die Antwort, kurz und klar gegeben, wirkte wie ein versiegelter Brief.

Morbetti fragte nicht weiter. In zufriedener Stimmung horchte er auf Margas Geplauder, bewunderte ihr geselliges Talent zugleich mit der feinen, gepflegten Hand, welche das Huhn auf ihrem Teller zerlegte, und sonnte sich in der mühelosen Rolle des Zuhörers.

Erst als die Diener nach dem ersten Gange die Teller wegnahmen, lehnte sich Marga zurück und meinte lächelnd: „Nun spreche ich schon seit einer halben Stunde ausschließlich von mir, und Sie sind mir noch die Ant-

worten auf sämtliche Fragen schuldig, die ich bei der Begrüßung an Sie gestellt habe. Also beichten Sie: wie gefällt es Ihnen in Dresden?"

„Sehr gut. Die Stadt ist bewunderungswürdig reinlich, und die Menschen sind äußerst zuvorkommend."

„Aber das Theater? Hat man Ihnen den Empfang bereitet, den Sie erwarteten? Mein Onkel nannte Sie vorhin den famosen Hamlet. Es scheint also, daß Sie gefallen haben. Ich selbst konnte leider, trotzdem ich eine ausgesprochene Shakespeareverehrerin bin, Ihrem ersten Auftreten nicht beiwohnen, da ich am gleichen Abend zu singen hatte. Es gab wohl reichlichen Beifall?"

„Gewiß."

„Und Blumen?"

„Auch das. Der Direktor wollte mir gleich nach der Vorstellung seinen Kontrakt unterbreiten, doch ich bat mir Bedenkzeit aus."

„Sind Sie denn sofort frei?"

„Mein Kontrakt läuft diesen Monat ab. Aber man entschließt sich doch schwer zu einer Veränderung, wenn einem nicht besondere Vorteile geboten werden. Gage und Behandlung sind in Hamburg recht befriedigend. Wer weiß, ob ich hier einen günstigen Tausch machte."

„Schon möglich. Daß viel Personalwechsel ist an dem hiesigen Schauspielhause, ist ja bekannt. Aber vielleicht liegt die Schuld daran nicht ausschließlich an dem Direktor. In erster Linie ist es Ihnen ja wohl auch um eine gewaltige Gageerhöhung zu tun?"

Morbetti schüttelte den Kopf. „Ich spiele nicht, um zu leben, sondern lebe, um zu spielen," sagte er, seine schwarzen Augen tief in die seiner Nachbarin senkend.

„Ah — also Idealist! Und die nötigen Moneten dazu. Das nenne ich eine Annehmlichkeit."

Sie schwieg und blickte sinnend geradeaus.

Morbetti ließ den Augenblick nicht ungenützt vorübergehen. Während sie mit leicht zur Seite geneigtem Haupte dasaß, studierte er ihr vornehmes Profil, die feinen Linien des schlanken Halses, die herrlich geformten Schultern. Wie schön sie war! Einfach wunderschön.

Sie mußte seinen Blick fühlen. Langsam wandte sie sich ihm zu und sah ihn fragend an.

Da griff er verlegen nach seinem Glase und leerte es auf einen Zug.

„Ein vortrefflicher Wein — nicht wahr?" meinte er dann. „Darf ich Ihnen nachgießen?"

„Was fällt Ihnen ein? Ich soll doch nachher singen."

„Sollte so ein bißchen Alkohol schon der Stimme schaden?"

„Nicht eigentlich der Alkohol allein. Aber vor einer Gesangsleistung zu tafeln, ist überhaupt ganz unvernünftig. Der gute Herr v. Salingen hätte darauf Rücksicht nehmen und mich anstatt als Dessert an die Spitze der Speisekarte setzen sollen. — Seit wann sind Sie übrigens mit ihm bekannt?"

„Erst seit vorgestern. Während eines Zwischenaktes ließ er mich zu sich in seine Loge bitten, gratulierte mir zu meinem prachtvollen Spiel und lud mich gleichzeitig für heute ein." Er lächelte. „Ich habe keine Ursache zu bereuen, der Einladung gefolgt zu sein. In so sympathischer Gesellschaft, wie sie mir diesmal beschert ist, habe ich mich schon lange nicht befunden."

Die Sängerin wurde ein wenig rot. „O ja," sagte sie ausweichend, „die Menschen, welche mein Onkel zu sich bittet, sind zumeist recht liebenswürdige Leute. Mein Onkel ist kein Freund großer Förmlichkeiten und will, daß man sich bei ihm behaglich fühle. Deshalb

schenkt er auch allen Gästen ohne Unterschied des Standes die gleiche Aufmerksamkeit, und ebenso wie er vorhin einer bloßen Laune meiner Tante zuliebe die Vase hat entfernen lassen, würde er auch Ihnen, falls Sie einen besonderen Wunsch auf dem Herzen hätten, gern gefällig sein."

„Sie scheinen Ihren Herrn Onkel lieber zu haben als die Frau, welche Sie erzogen hat."

„Mein Gott, ja. Seitdem ich selbständig geworden bin, entfremden wir uns einander immer mehr, trotzdem wir zusammen wohnen. Das Dünkelhafte in Tantes Wesen stößt mich ab. Sie ist aus höchst bescheidenen Verhältnissen hervorgegangen und erst, nachdem ihr plötzlich das Glück in den Schoß gefallen, so prätentiös und unleidlich geworden. Ich verrate kein Geheimnis, wenn ich Ihnen gestehe, daß sie beim Ballett war. Ihr erstes Solo hat ihr schon einen Grafen eingetragen, der sie vom Fleck weg heiratete. Da sie sehr intelligent ist, erwarb sie sich in kürzester Frist die nötigen Formen und ließ sich in keiner Weise die Trikots anmerken. Schön war sie auch, und ihr Ruf ein tadelloser. So kristallisierte sich aus der Balleteuse eine ganz passable Gräfin heraus."

„Sie ist jetzt Witwe?"

„Ja. Der Graf starb bei einem Rennen, nachdem er den größten Teil seines beträchtlichen Vermögens bei diesem Sport verloren. Die noblen Allüren, die sie sich gibt, sind gewissermaßen nur die Ruinen der einstigen Pracht." Sie lachte leise. „Nun hat Tante mich dazu erkoren, das alte Wappen wieder aufzupolieren. Sie arbeitet fieberhaft daran, mir dasselbe Glück zu verschaffen, das ihr selbst zu teil geworden, und ich würde ihr, falls der Graf wirklich einmal käme, nie genug dafür danken können."

Morbetti machte eine unmutige Bewegung. „Eine solche Fahnenflucht traue ich Ihnen doch nicht zu, Fräulein Harkow. Um einer Grafenkrone willen werden Sie der Kunst sicherlich nicht untreu werden."

„Schwerlich. Grafen stehen bei mir nicht so hoch im Kurs wie bei Tante. Aber sie ist eben für das Glänzende und teilt die Ansicht der meisten Leute, daß eine Bühnenkünstlerin für die kleine Rolle der Hausfrau am bürgerlichen Herd absolut nicht geschaffen sei. Aber ich habe doch schon einmal eigenhändig eine vorzügliche Bouillon bereitet und sogar das Rezept zu einer Torte erfunden, von welcher Tante behauptete —"

„Daß sie brillant geraten sei?"

„Nein, sondern daß ich sie mit Sägespänen gefüllt haben müsse."

Jetzt lachten beide aus vollem Halse.

„Wie ich sehe, ist hier die Unterhaltung ja recht lebhaft," sagte Herr v. Salingen, indem er sich von rückwärts über den Sessel der Sängerin neigte. „Wirst du uns nachher ein kleines Liedchen singen, Marga? Ein ganz kleines nur. Etwa die Pagenarie oder was dir sonst liegt. Angemeldet habe ich deinen Vortrag nicht, damit deiner Gefälligkeit der Nimbus der Improvisation erhalten bleibt. Aber ich denke, es nützt dir, und die Gesellschaft wird dir für den Genuß, den du ihr bereitest, dankbar sein."

Marga blickte von ihrem Onkel weg nach Morbetti und lächelte. „Hier ist jemand, der darauf brennt, mich kritisieren zu dürfen. Ich werde also schon aus Mitleid mit diesem einen auch für die übrigen Gnade walten lassen."

„Bravo, Nichtchen!" Salingen klopfte ihr väterlich auf die Wange und kehrte an seinen Platz zurück.

„Also nur noch eine kleine Weile, und ich darf mich an Ihrem Sange ergötzen," sagte Morbetti strahlend.

Sie nickte und beugte sich näher an sein Ohr. „Ich muß Ihnen etwas verraten, Herr Morbetti."

„Was denn?" fragte er gespannt.

„Daß es unartig ist, wenn man sich ausschließlich mit seiner Tischdame unterhält. Also wenden Sie sich zur Abwechslung auch einmal nach links."

Etwas verblüfft über diesen unerwarteten Bescheid, schaute er sie an.

Dann tat er, wie sie ihm befohlen.

— — — — — — — — — — — — —

Eine halbe Stunde später war alles im Salon versammelt. Marga erteilte selbst dem Diener den Befehl, die Kerzen am Flügel zu entzünden, und wandte sich dann an den Hausherrn.

„Wer wird mich begleiten, Onkel? Hast du auch daran gedacht? Es mögen ja recht gute Spieler unter den Anwesenden sein; aber ob sie's so können, wie ich es gewohnt bin, ist fraglich."

Salingen tippte sich auf die Stirn. „Wir müssen es eben auf gut Glück versuchen," meinte er. „Mit ein wenig Nachsicht von deiner Seite wird es schon gehen."

Er stand auf. „Bitte, meine Herrschaften," wandte er sich an die Versammelten, „ist jemand unter Ihnen, der die Liebenswürdigkeit hätte, Fräulein Harkow zu einigen Liedern am Flügel zu begleiten?" Dabei streifte sein Blick mit beredter Bitte die Gesichter einiger Damen, welche als sehr musikalisch bekannt waren. „Vielleicht Sie, gnädige Frau. Möchten Sie die Güte haben?"

„Von Herzen gern, Herr v. Salingen. Ich weiß aber wirklich nicht — wenn sich jemand anderes findet, trete ich sehr gerne zurück."

Da näherte Morbetti sich dem Klavier. „Wenn

Sie gestatten, Fräulein Harkow, übernehme ich es, Sie zu begleiten."

„Sie spielen vom Blatt?" fragte sie.

Er lächelte. „Jawohl. Sie dürfen sich getrost meiner Führung anvertrauen."

„Nun denn, gut. Wir wollen sehen, wie wir uns vertragen."

„Was werden Sie singen?"

„Die Pagenarie. Hier, bitte, und nicht zu schnell."

„Sie sollen zufrieden sein mit mir."

Mit diskreter Zartheit erklang unter seinen Fingern die Introduktion. Dann ein flüchtiger Blick des Einverständnisses, und Marga Harkow begann. Bei jedem neuen Einsatz verständigten sie sich so, und den Zuhörern war es, als spielten sie nicht zum ersten Male, sondern seit Jahr und Tag zusammen, so vortrefflich paßten sie sich einander an.

Als der Beifall sich gelegt, neigte sich Marga zu ihrem Begleiter herab. „Nun, und Sie? Was sagen Sie zu meinem Gesang? Ich bin doch mindestens ebenso begierig auf Ihr Urteil, wie Sie vorhin auf mein Spiel."

Morbetti umfing sie mit einem heißen Blick. „Sie haben sehr schön gesungen, Fräulein Harkow."

„Warum sagen Sie nicht ‚großartig' wie die anderen?"

„Weil sich dieser Begriff nicht vollständig mit meiner Empfindung decken würde."

„Wissen Sie, daß mich dieses Urteil mehr freut als alles Lob?"

„Wirklich?" fragte er leuchtenden Auges.

„Ja. Denn es ist ein ehrliches Urteil, und Sie sind ein ehrlicher Mensch."

„Nun beglücken Sie mich durch ein Lob, von dem

Sie doch nicht mit Bestimmtheit sagen können, ob ich es verdiene."

„Ich behalte mir vor, es zu ändern, sobald Sie mich vom Gegenteil überzeugt haben."

„Das soll nie geschehen, Fräulein Harkow. So etwas Großes, wie Sie mir eben geschenkt, bewahrt man, bis —"

„Bitte, schlagen Sie die Traviata auf, Herr Morbetti. Wie Sie sehen, verlangt man eine Zugabe." —

„Heute hast du prachtvoll gesungen, Kleine," lobte Herr v. Salingen, als man nach beendetem Konzert sich in gemütlichen Gruppen zusammenfand. „Und wie Morbetti dich begleitet hat! Einfach brillant."

Marga streifte den Schauspieler, der auch jetzt nicht von ihrer Seite wich, mit einem freundlichen Blick. „Ja, Herr Morbetti begleitet sehr gut. Er versteht es aber auch, sich mit seiner Partnerin zu verständigen."

„Ja, das habe ich gesehen. Es waren ganz, ganz merkwürdige Blicke, die ihr da miteinander tauschtet."

„Onkel —"

„Na, nichts für ungut. Es war ja bloß ein Spaß." Kichernd und mit den Augen zwinkernd eilte er davon.

Marga, welche bei der Anspielung ihres Onkels glühend rot geworden war, hob schüchtern das Haupt zu Morbetti. „In gutem Andenken wenigstens muß ich Sie bewahren, wenn Sie wieder fort sind," sagte sie.

„Woher wissen Sie, daß ich fortgehe?"

„Ich dachte, Sie wären so ziemlich entschlossen."

„Nun, übermorgen trete ich noch einmal auf und —"

„Aha, von dieser Vorstellung wird es abhängen, ob Sie bleiben?"

Er schüttelte den Kopf und blickte sie forschend an. „Nicht davon. Ich will einmal Orakel spielen. Sehe ich Sie an dem bestimmten Abend im Theater — gut,

so bleibe ich; sehe ich Sie nicht, nun, dann gehe ich eben. Ich verhehle Ihnen nicht, daß ich sehr, sehr gerne bleiben würde."

Marga senkte in reizender Verwirrung das Antlitz. „Was Sie da beabsichtigen, ist eine Kinderei, Herr Morbetti."

„Sie werden also nicht kommen?"

„Hm — vielleicht wäre ich gekommen, wenn Sie nicht eine so sonderbare Bedingung daran geknüpft hätten. Eine solche Verantwortung kann ich doch gar nicht auf mich nehmen. Aber lassen Sie mich nachdenken. — Richtig!" Sie atmete erleichtert auf. „Es wäre mir so wie so unmöglich, Ihren Wunsch zu berücksichtigen. Übermorgen muß ich singen."

„Ich hoffe dennoch."

„Aber, Herr Morbetti, wissen Sie nicht —"

Er stand auf. „Ich weiß nichts, Fräulein Harkow, gar nichts. Bloß an meinem Orakel halte ich fest. Davon bringen Sie mich nicht ab."

Er verneigte sich vor ihr und entfernte sich, um einer Dame Platz zu machen, welche soeben mit einem neuigkeitsverheißenden Lächeln auf die Sängerin zugeschritten kam.

— — — — — — — — — — — — —

„Bitte, Direktorchen, lassen Sie mich locker für morgen, ja? — Es ist doch ganz egal, ob ich morgen auftrete oder bei der nächsten Wiederholung, und Frau Januschka übernimmt mit Freuden meinen Part. Es ist überhaupt ihre Lieblingsrolle, und sie gefällt auch immer so gut darin. Es ist wirklich ganz, ganz ungefährlich, wenn Sie mir diese kleine Freiheit gönnen."

Brummend schob der Direktor seinen Sessel vom Schreibtisch weg. „Können Sie ja gar nicht beurteilen, Fräulein Harkow, absolut nicht. Es macht einen schlech-

ten Eindruck, wenn anstatt der angekündigten Kräfte ohne triftigen Grund andere eingeschoben werden. Und wie käme ich dazu, mein Theater zu schädigen, bloß weil es Ihnen mal so paßt. Warum es Ihnen so paßt, das haben Sie bisher noch nicht der Mühe wert gefunden, mir bekannt zu geben."

Ich will es Ihnen sagen, Herr Direktor, ehrlich will ich es Ihnen sagen. Als ich vorgestern bei Herrn v. Salingen geladen war, da lernte ich Herrn Morbetti kennen, der als Gast hier auftritt und neulich den Hamlet mit so großem Erfolge gespielt hat."

„Ich weiß — ich weiß. Was aber hat das mit Ihrem Auftreten zu tun?"

„Das hat —" Marga schlang ihr Taschentuch zu einem großen Knoten und verstummte.

„Nun?" fragte der Direktor ungeduldig.

Die Sängerin nahm einen kühnen Anlauf. „Wir haben uns nämlich sehr gut unterhalten miteinander, wissen Sie, Herr Direktor. Morbetti sagte mir auch, daß man ihn zu festem Engagement verpflichten will, und er noch unschlüssig sei. Deshalb hat er sich ein Orakel ausgedacht, ein höchst originelles Orakel. Sieht er mich morgen im Theater, dann bleibt er. Sieht er mich nicht, dann — nun, dann bleibt er nicht. Und das wäre doch sehr schade. Man sieht sich ja auch manchmal gerne ein Schauspiel an, und wenn Morbetti so tüchtig ist, wie man allgemein hört, bedeutet er eine wahre Errungenschaft. Die muß man doch halten."

„Versteht sich," lachte der Direktor halb ärgerlich und halb belustigt. „Das ist wirklich famos. Sie agitieren für eine fremde Bühne, und ich soll meinen Segen dazu geben."

Marga erschrak. „Aber, Herr Direktor, so meine ich's ja eigentlich gar nicht. Ich will ehrlich sein und —"

„Bleiben Sie mir vom Leibe mit Ihrer Ehrlichkeit. Ich weiß ja doch, wo die Sache hinaus will. Der Morbetti gefällt Ihnen, na —“ Er hob drohend den Finger. „Fräulein Harkow, machen Sie mir keine Dummheiten! Jetzt, wo Sie zu steigen anfangen, wollen Sie da vielleicht umsatteln und Hausfrau spielen? Wäre nicht schlecht! Sie sind doch zu was Besserem geboren als zu dem verflixten Heiraten.“

„Aber Direktorchen, ich denke ja gar nicht daran.“ Sie stopfte sich das Taschentuch vor den Mund, anscheinend um das Lachen, in Wirklichkeit aber um die Verlegenheit, welche sich ihrer bemächtigt hatte zu verbergen. „Reine Freundschaft und Kunstinteresse,“ sagte sie.

„Ja, ja, kennen wir. Damit fängt's an.“

„Sie geben mir also nicht frei, Herr Direktor?“

„Fällt mir nicht ein. Wegen so einem Unsinn. Es ist mir wirklich höchst egal, ob wir diesen Musenjüngling der Stadt Dresden erhalten oder nicht.“

„Sie haben heute Ihren grausamen Tag, Direktor.“

„Meinen Sie?“

„Ja. Manchmal, wenn Sie milde gestimmt sind — ach, bitte, lieber Herr Direktor —“

„Fräulein Harkow, halten Sie sich und mich nicht unnötig länger auf. Es bleibt bei dem, was ich gesagt.“

Die Sängerin erhob sich seufzend. „Es ist gut,“ sagte sie dumpf. „Ich werde also nicht ins Theater gehen morgen, aber die Aufregung und der Ärger werden mich krank machen, so daß ich bis Abends überhaupt zu nichts mehr fähig bin.“

„Fräulein Harkow!“ Die Stimme des Gewaltigen schwoll bedenklich an.

Aber die Sängerin schien keine Furcht zu empfinden. Sie trat etwas näher an den Gestrengen heran und

Deutsches Haus, ST. PAUL, MINN.

sah ihm flehend in die Augen. „Direktorchen, nur dies eine Mal geben Sie mir frei! Ich will es Ihnen nie vergessen. Und beim nächsten Auftreten, da will ich mich zusammennehmen wie noch nie und so hübsch aussehen, daß selbst den alten Herren die Augen übergehen."

„Zielt Ihr ‚alter Herr' etwa auf mich?"

„Bewahre, Sie tun doch nicht mit bei so verliebten Dummheiten! Sie sind ja unser lieber, guter Papa!"

„Verflixte Schmeichelkatze! Also meinetwegen —"

„Direktorchen, Sie sind der beste Mensch von der Welt!"

„Sagen Sie das Ihrem Morbetti. Adieu, Fräulein Harkow." —

Ihren Jubel mühsam unterdrückend, eilte die Sängerin heim. Sie wußte selber gar nicht, wie ihr geschah. Gestern war ihr so eigentümlich ums Herz gewesen, ohne daß sie eine Erklärung dafür gefunden. Und dann und dann — beim Klavier — beim Spiel, da war ihr immer banger und süßer zu Mute geworden, so ganz eigen, fast wie bei ihrem ersten Auftreten auf der Bühne. Jetzt wußte sie, was das war. Der Direktor hatte es ihr gesagt. Sie liebte. Zu dumm, daß man sich das zuerst von fremden Leuten sagen lassen mußte, daß man nicht von selber drauf kam!

Die Gräfin war höchst überrascht, als ihre Nichte mit einem Logenbillett in der Hand erschien.

„Wir werden morgen abend Morbetti sehen," sagte Marga heiter. „Ich war so glücklich, die letzte Loge zu ergattern, die noch da war."

„Ja, hast du denn vergessen, daß du morgen singst?"

Marga lachte. „Unser Alterchen hat mich fürs nächste Mal angesetzt, ich hab' es ihm abgeschmeichelt. Es ist neulich so viel von Morbettis Kunst geschwärmt wor-

den, daß ich der Begierde, ihn zu sehen, nicht widerstehen kann."

„So. Nun, ich habe den Romeo, den er morgen spielt, schon wiederholt von sehr guten Kräften gesehen und glaube nicht, daß Morbetti ihn besser machen wird." Sie gähnte. „Dieses fortwährende Begleiten und Abholen macht einen herzlich müde. Ich hätte mich morgen wirklich lieber einmal tüchtig ausgeschlafen."

„Schäme dich, Tante! Wer wird ans Schlafen denken, wenn ein so großer Kunstgenuß bevorsteht!"

„Schon gut. Als ich dich neulich zu Geheimrats mithaben wollte, weil doch der junge Graf Langental anwesend war, da sträubtest du dich auch mit Händen und Füßen und behauptetest, dich um jeden Preis ausschlafen zu müssen."

Um Margas reizenden Mund zuckte ein spöttisches Lächeln. „Verzeih, Tante, aber das ist doch kein Vergleich. Von Kunst ist an dem Grafen, sein meisterhaft gearbeitetes Gebiß und seine genial gescheitelte Perücke ausgenommen, doch absolut nichts zu spüren."

„Du bist gar nicht wert, daß er dich so anbetet."

„Darüber wollen wir nicht streiten. — Ist meine Flitterrobe in Ordnung?"

„Gewiß. So nobel also willst du dich machen?"

„Natürlich, eine Sängerin darf sich auch außerhalb der Bühne nicht vernachlässigen." — —

Aufgeregt saß Marga am nächsten Abend neben ihrer Tante in der Loge. Das ausverkaufte Haus vermochte ihre Aufmerksamkeit nicht zu fesseln, aber verstohlen huschte ihr Blick immer wieder nach dem runden Guckloch des Vorhangs und von da nach dem bekannten Fensterchen an der Seitenkulisse, durch welches die Schauspieler das Publikum kritisieren. Vielleicht hatte Morbetti sie schon entdeckt, vielleicht auch nicht.

Das Herz klopfte ihr hörbar, als die letzten Klänge der Ouvertüre verbraust waren, und der Vorhang in die Höhe ging.

Sie konnte den Augenblick kaum erwarten, bis er auftreten würde. Da! Jetzt!

Ja, das war Morbettis prachtvolles Organ. Als er dann gegen die Rampe schritt, richtete sein Blick sich mit der Sicherheit eines Menschen, der genau weiß, wo er sein Ziel zu suchen hat, nach der Loge, in welcher die beiden Damen saßen.

Tief senkten sich Margas Augen.

Sie war gekommen. Nun wußte er auch, daß sie ihn liebte.

Ganz still, mit gefalteten Händen saß sie während des ganzen ersten Aktes da, und als nach einem anhaltenden Applaus endlich der Vorhang niederging, mußte sie erst die Stimme ihrer Tante aus ihrer Versunkenheit wecken.

„Du scheinst ja ganz weg zu sein," sagte die Gräfin müde. „Ich liebe solch aufregendes Zeug nicht. Es ist alles so schreckhaft, so auf die Nerven gehend. Hast du mein Riechfläschchen?"

„Hier ist es, Tante. Aber wunderschön spielt Morbetti — das mußt du doch zugeben."

„Warum soll ich es denn nicht zugeben?"

„Nun, ich dachte, er gefällt dir nicht."

„Gewiß gefällt er mir. Aber wie gesagt, für so sentimental-überspanntes Zeug taugen meine Nerven nicht."

Marga unterdrückte einen Seufzer. Eben hob sich der Vorhang wieder. Sie lehnte sich zurück und schloß die Augen, um ohne Ablenkung Morbettis schöner Stimme zu lauschen. Nur manchmal hob sie die Lider. Das war, wenn sie instinktiv Morbettis Blick auf sich ruhen fühlte.

Als der Vorhang sich zum vorletzten Male senkte, klopfte es an die Logentür. Ein Theaterdiener trat ein und übergab Marga ein Billett. Ahnungsvoll riß sie es auf, während ihre Tante mit großer Umständlichkeit das langstielige Lorgnon aufklappte.

„Von Graf Langental vielleicht?" fragte sie.

Marga schüttelte den Kopf. „Herr Morbetti bittet uns, nach Schluß noch ein paar Minuten zu verweilen," sagte sie mit leisem Beben.

„Ich finde diese Forderung kühn. Was kann er denn wollen?"

„Begrüßen will er uns, wahrscheinlich auch sich verabschieden, da er voraussichtlich wieder nach Hamburg zurückkehrt."

„Nun, das sage ich dir, wenn er uns zu lange warten läßt, gehe ich."

„Er wird uns nicht lange warten lassen."

Während noch unten im Parterre sich die letzten Besucher entfernten, trat Morbetti in die Loge. Man sah ihm die Eile an, mit der er sich abgeschminkt und umgekleidet hatte.

„Also doch noch!" sagte er. „Ich fürchtete schon, die Damen könnten mir durchgehen. Hier, bitte, lesen Sie, Fräulein Harkow. Während der Pause haben wir abgeschlossen."

Er reichte ihr einen großen beschriebenen Bogen und strich sich, während sie las, mit der Hand das Haar aus der Stirn, welches ihm von der gehabten Anstrengung feucht an den Schläfen klebte.

„Also engagiert!" sagte sie mit verhaltenem Jubel.

„Ja. Vorläufig bloß für eine Saison. Für mehr will ich mich nicht binden."

„Da haben Sie recht. Ich gratuliere Ihnen, Herr Morbetti."

„Ich auch," fiel die Gräfin ein. „Doch ich denke, es ist an der Zeit, zu gehen. Man verlöscht uns sonst noch die Lichter vor der Nase." Sie stieß die Logentür auf und rauschte hinaus.

Morbetti hing Marga den Mantel um. „Wie soll ich Ihnen danken," flüsterte er, „daß Sie meinen heißesten Wunsch erfüllt haben!"

Sie lachte schelmisch und beglückt zugleich. „Ich habe aber auch dem Direktor gegenüber meine ganze Liebenswürdigkeit aufbieten müssen. Es war eine recht harte Arbeit, ihn herumzukriegen."

Morbetti, der eben daran war, ihr die Mantelschnalle zu schließen, unterbrach sich und sah sie mit einem Ausdruck forschenden Unbehagens an.

Da wurde sie flammend rot. „Mißverstehen Sie mich nicht, Herr Morbetti. Unser Direktor ist ein sehr anständiger Mensch. Aber man verschwendet doch auch freundliche Worte nicht um jeden."

Da bot er ihr die Hand, und sie schlug tapfer ein. Es war ein langer, langer Händedruck, so lang, daß die Gräfin, hinter welcher die Logentür ins Schloß gefallen war, wieder umkehren und fragen mußte, ob sie denn noch nicht kommen wollten.

„Wir sind bereit," sagte Morbetti höflich. „Wenn die Damen gestatten, begleite ich Sie."

Unten auf der Straße bot er Marga den Arm, und dann schritten sie schweigend nebeneinander, verstummt vor der Fülle des Glücks, das in ihre Herzen gezogen war.

— — — — — — — — — — — — —

Acht Tage später trat Marga in der „Bohème" als Musetta auf. Noch nie hatte sie eine Rolle so bis in ihre Einzelheiten studiert, noch nie ihrer Aufgabe sich so hingegeben wie diesmal, und dennoch war sie

seltsam aufgeregt, als sie zwei Stunden vor der Vorstellung sich mit ihrer Tante in der Garderobe einfand und den großen Korb, den ihr das Mädchen auf den Tisch gestellt, auszupacken begann.

„Was du nur hast!" verwunderte sich die Gräfin. „Das Lampenfieber hast du doch ziemlich weg, und dich besonders aufzuregen, liegt überhaupt gar nicht in deiner Natur."

Marga packte eifrig aus. „Ist auch kein Lampenfieber, Tante. Aber ich habe unserem Alten versprochen, daß ich heute ganz Außerordentliches leisten würde und habe mich ja auch redlich geplagt mit dem Studium. Und nun schien es mir vorhin, als ich noch einmal die schwierige Passage aus Nummer zwei probierte, als ob meine Stimme nicht ganz rein wäre."

„Einbildung! Hier hast du die Schachtel mit den Lakritzen. Nimm ein paar, während du dich ankleidest."

Marga griff nach der Schachtel, schob sie aber wie in Gedanken wieder weg und langte nach dem Kostüm, das ausgebreitet vor ihr lag.

„Kleidet es mich wirklich so gut, wie die Kritiken behaupten?"

„Du besitzest kein vorteilhafteres Kostüm. Graf Langental wird dich wieder mit den Augen verzehren."

„Der!" Gelangweilt legte Marga das Kleid hin.

Da klopfte es. Der Friseur erschien.

„Machen Sie mich recht hübsch!" sagte Marga, sich den Frisiermantel umnehmend.

„Das ist keine Kunst," lächelte der Haarkünstler. „Wo alles so prachtvoll zusammenstimmt, da ist es ein Vergnügen, zu arbeiten."

Schier endlos schlich Marga die Zeit dahin. Heute war sie es, die hinter dem Guckloch stand und mit Augen, welche vor Erwartung brannten, ins Publikum

spähte. Morbetti würde sicher dasein. Er hatte es versprochen. Ihretwegen machte er die weite Fahrt, bloß um sie zu hören. Aber noch sah sie ihn nicht. Wenn er den Zug verpaßt hätte! Oder — Nein, nein, falsch war er nicht. Er hatte beim Abschied ihre Hand gedrückt und gesagt: „Ich komme.“ Nun, so kam er auch.

Sie trat zurück, damit ihre Neugier nicht auffiele, und erwartete klopfenden Herzens den Beginn der Oper. Ein freudiges Zucken ging durch ihre Glieder, als sie dann auf die Bühne schritt.

Morbetti saß unten in der ersten Reihe und grüßte mit den Augen zu ihr herauf. Da schwoll ihr das Herz vor Entzücken, und sie sang, wie sie nie zuvor gesungen.

Mit einem Gesicht, welches sehr viel Verwunderung und ebensowenig Freude ausdrückte, begrüßte die Gräfin den Schauspieler, der sich nach der Vorstellung zu ihnen gesellte, um sie heimzugeleiten. Marga fiel es auf, daß er ein paarmal nervös auf die Uhr sah und ein beschleunigtes Tempo anschlug.

„Ich fahre sofort zurück,“ erklärte er auf ihren fragenden Blick.

Sie blieb stehen und sah ihn an. „Jetzt — in der Nacht noch?“

„Ja. Ich muß morgen früh in Hamburg sein.“

„Und nur um mich zu hören, haben Sie sich diese Strapazen auferlegt?“

Trotz der Dunkelheit sah er den Glanz, der bei diesen Worten in ihren Augen leuchtete. „Nur deshalb, Marga.“

Sie waren am Ziel. Morbetti verabschiedete sich eilig.

Marga wollte sich zurückziehen, aber die Tante hielt sie fest.

„Hör mal, Marga, willst du mir nicht sagen, was das mit diesem Morbetti zu bedeuten hat? Hast du vielleicht die Absicht, ein Verhältnis mit ihm anzufangen?“

Ein gereizter Blick traf die indiskrete Fragerin. „Ein Verhältnis? Nein, Tante, so wenig wie mit Graf Langental. Wenn ich einmal zu heiraten gedenke, und es paßt mir, so werde ich dich darüber um deine Meinung fragen. Aber kümmere dich nicht darum, wen ich liebe.“

— — — — — — — — — — — — —

Seit Morbetti sein Engagement in Dresden angetreten hatte, waren vier Wochen vergangen. Die erste entzückte Stimmung der beiden jungen Menschen wurde jedoch bedeutend herabgedrückt durch die Haltung der Gräfin, welche sich Morbettis Besuche verbeten hatte und durch nichts zur Nachgiebigkeit zu bewegen war.

„Kreuzest du meine Pläne, so kreuze ich die deinen,“ meinte sie. „Ich kann dich ja nicht zwingen, den Grafen Langental zu heiraten, aber eine simple Frau Morbetti wirst du mit meinem Willen auch nicht.“

Marga schüttelte den Kopf zu dieser Rede. Heiraten! Daran hatte sie noch gar nicht gedacht. Vorläufig liebten sie sich ja bloß. Und das war so wunderschön. Sich trotz aller Hindernisse immer wieder sehen und sich versichern, daß man sich lieb hat! Aber heiraten? —Freilich, es war ja so allgemein Brauch, und es mußte ja auch herrlich sein, sich fürs ganze Leben angehören zu dürfen. Wenn eben der Beruf danach war. Bei Künstlern war das anders. Die büßten immer einen Teil ihrer Größe ein, wenn sie heirateten. Morbetti dachte gewiß ebenso. Deshalb hatte er noch nie ein Wort von dem verlauten lassen, was bei anderen Liebenden das gesuchteste Thema ist.

Nein, er sollte nicht sinken um ihretwillen!

Morbetti kam auch öfters ins Theater, wenn sie sang. Aber er war jedesmal verstimmt, wenn er wußte, daß sie auftrat, und in seine glühende Zärtlichkeit mischte sich dann etwas, das ihnen selbst die wenigen süßen Stunden des Beisammenseins zu vergällen drohte.

„Der Gedanke, daß auch andere außer mir dich im Arm halten, macht mich rasend," sagte er.

Marga verwies ihm das. „Dasselbe könnte ich auch dir zum Vorwurf machen, Paul; aber es ist Torheit. Du weißt recht gut, daß ich in dem Moment, wo ich mich vorschriftsmäßig umarmen lasse, eine fühllose Puppe bin, an der alles abgleitet." Sie lachte. „Wenn ein Laie derlei Bedenken hat, ist das begreiflich. Doch du, der du selbst vom Fach bist — nein, nein, eifersüchtig darfst du mir nicht werden! Dazu ist auch gar kein Grund."

„Ich bin aber trotzdem wahnsinnig eifersüchtig."

„Tollkopf! Sieh mich an, wie vernünftig ich bin."

„Zur Liebe gehört keine Vernunft. Je unvernünftiger, desto besser."

Marga konnte ihm darin nicht ganz recht geben.

— — — — — — — — — — — — —

Eines Nachmittags hatten sie sich in dem Restaurationssaal eines wenig besuchten Gasthauses zusammengefunden. Marga erzählte von dem Kostüm, welches sie am Abend tragen würde, und Morbetti hörte mit einem Lächeln, das auf sehr viel Selbstüberwindung schließen ließ, zu.

Plötzlich — es war gerade kein Mensch im Zimmer — riß er sie an sich, nahm ihren Kopf stürmisch in seine Hände und sah sie mit einem verzehrenden Blick an.

„Laß es genug sein, Marga, und höre mich an. Ich trage mich schon seit Wochen mit einem Plan,

dessen Verwirklichung für mich das höchste Glück bedeutet: dich ganz zu besitzen."

„Wie das?" fragte sie unsicher.

„Indem ich von der Bühne abgehe und in seliger Weltabgeschiedenheit nur dir allein lebe. Zersplittern mag ich mich nicht."

Margas Atem stockte. „Wie, du brächtest es über dich, deinem Beruf zu entsagen?"

Er nickte lächelnd.

„Und du meinst also, daß wir uns heiraten sollen?"

Morbetti blickte sie forschend an. „Ja," sagte er dann rasch, „so meine ich's. Aber dasselbe Opfer, das ich mir frohen Herzens auferlege, fordere ich auch von dir. Kannst du mir's bringen? Überlege dir's. Denn siehst du, Marga, wir lieben uns — so müssen wir uns auch angehören."

Marga war so überrascht von dem Vorschlag, daß ihr das Blut siedend zu Kopfe stieg, und sie die Hand auf das Herz pressen mußte, um sich zu beruhigen. Sie schloß die Augen, um besser nachdenken zu können. Also nicht mehr singen sollte sie! Keine Kränze, keine Triumphe mehr! Das wäre nun unwiderruflich vorbei für immer!

Aber sie liebte Morbetti, liebte ihn glühend. Ganz wirr wurde ihr zu Mute, während sie in tiefen Gedanken versunken auf Morbettis Stimme hörte, welche leise auf sie einredete.

In einer herrlichen Gegend wollten sie sich ein Häuschen mieten, gerade groß genug, um sie beide und ihr Glück aufzunehmen. Niemand sollte ihre Zärtlichkeit stören, völlig aufgehen würden sie ineinander.

„Aber du darfst nicht mehr singen, Marga, außer für mich. Kannst du das?"

Einen Moment noch zögerte sie, dann schlang sie in jubelnder Leidenschaft die Arme um seinen Hals. „Ich glaube, ich kann's. Ja, wir wollen glücklich sein, ganz glücklich! Und gleich morgen kommst du und hilfst mir den Sturm bändigen, den es bei Tante absetzen wird, wenn sie sieht, daß wir Ernst machen. Ihr spukt noch immer der Graf im Kopfe, und sie wird natürlich wütend sein über mich. Das schadet aber nichts."

„Ich denke, sie hat kein Recht, deinem Glück ein Hindernis in den Weg zu legen?"

„Gott sei Dank — nein. Aber sauer genug wird sich's anlassen." —

Es kam, wie Marga vorausgesagt. Der Empfang, welcher Morbetti von der Gräfin zu teil wurde, war mehr als eisig zu nennen, auch machte diese kein Hehl daraus, daß ihre Einwilligung als erzwungen zu betrachten, und ihr die Verbindung der beiden ein wahrer Dorn im Auge sei. Aber Morbetti schüttelte diese Unfreundlichkeit mit gutem Humor ab und küßte Marga vor den Augen der Tante mit solcher Glut, daß die Gräfin, in ihren pseudoaristokratischen Gefühlen verletzt, sich mit Empörung abwandte. —

„Ich heirate Morbetti und damit basta!" erklärte Marga, als die Tante nach des Schauspielers Abgang Vorstellungen wagte. „Und gleich morgen melde ich's dem Direktor. Der wird Augen machen."

— — — — — — — — — — — — —

„Nun, was hat der Direktor zu deiner Mitteilung gesagt?" fragte Morbetti, als er am nächsten Tag sein Bräutchen begrüßte.

„Er nannte mich eine dumme Gans."

„Und das hast du dir gefallen lassen!" brauste Morbetti auf.

Sie zuckte die Schultern und lachte. „Er ist eben durch und durch Geschäftsmann, und von seinem Standpunkt aus hat er vielleicht nicht so unrecht. Aber er hat ja keine Ahnung, wie lieb wir uns haben."

— — — — — — — — — — — —

Im Frühjahr machten sie Hochzeit.

Morbetti hatte in einer reizenden Gebirgsgegend ein Häuschen gemietet und es als Überraschung für Marga mit vielem Geschmack eingerichtet.

Dorthin führte er an einem schönen Maientag sein junges Weib. Marga war aufrichtig entzückt. Sie fand die Wohnstube mit der gemütlichen bäuerlichen Ofenbank wundervoll, das hellblaue Schlafzimmer allerliebst und den kleinen Salon überaus stilvoll. Auch in die Küche warf sie einen Blick und betrachtete dabei mit geheimem Grauen das sonderbare rotbackige Wesen, welches in hölzernen Klapppantoffeln hörbar darin auf und ab marschierte und, während es das Geschirr auspackte, sich damit begnügte, seiner neuen Herrin mit freundlicher Ungeniertheit die Rückansicht zu zeigen.

„Sie ist fürchterlich!" sagte Marga schaudernd. „War denn nichts Besseres hier aufzutreiben?"

Morbetti schüttelte den Kopf. „Die Leute hier gehen nur selten in Dienst. Für den Anfang mußt du dich also schon begnügen. Und weißt du, Kind, ein bißchen mußte ich doch auch mit dem Lohn rechnen. Man darf nicht mehr ausgeben, als man hat."

„So. Ich dachte, du wärest unerhört reich."

„Wohlhabend — nicht reich, Marga."

„Nun, das ist auch ganz gleich. Für das, was wir dieser Person zahlen, bekommen wir gewiß eine bessere. Ich schreibe gleich morgen in die Stadt. Von Bedienung oder gar Frisieren hat die wohl keine Ahnung?"

„Kaum.“

„Nun, ich möchte mein Haar auch gar nicht ihren fettigen Händen anvertrauen.“

Als sie den besorgten Blick ihres Mannes gewahrte, unterbrach sie sich und hing sich lachend an seinen Arm.

„Du denkst vielleicht, ich wäre eine furchtbar anspruchsvolle Frau. O nein. Ich bin sehr genügsam und würde mich sogar mit rohem Obst abfinden, nur um nicht in die Küche gehen zu müssen. Daß wir aus dem Gasthaus essen werden, hast du mir übrigens bereits zugesagt. — Und nun komm. Da drinnen im Salon ist's so behaglich, und wir hören dort die schrecklichen Holzpantoffeln nicht mehr klappern. Während ich in die Stadt um ein Mädchen schreibe, beraten wir dann gleich, womit wir in den nächsten Tagen die kostbare Zeit hinbringen, die uns geschenkt ist. Auf die Berge klettern wir natürlich auch. — Einen Kuß, Paul, für all das Schöne hier! Ich finde, daß mein geliebter Hamlet mit seinem soliden Schnurrbart noch viel hübscher ist als mit seinem glatten Gesicht.“

Arm in Arm schritten sie um die Mittagszeit ins Dorf hinab, um in dem Gasthaus, welches den Ruf einer vorzüglichen Küche genoß, zu essen. Es schmeckte ihnen auch vortrefflich.

„Wir werden hier noch dick und fett werden vor lauter Nichtstun,“ sagte Marga.

Nach dem Essen bestellten sie am Postamt Zeitungen, damit sie doch wüßten, was draußen in der großen Welt vorginge, und dann flüchteten sie hinauf in den Wald und legten sich, den harzigen Duft der Bäume wohlig schlürfend, ins Gras.

Marga strich liebkosend mit der schlanken Hand über das Haupt ihres Mannes, welches auf ihrem Schoße ruhte.

„Ist es nicht köstlich, dieses Ruhegefühl nach all dem lärmenden Treiben?“ fragte er, zärtlich zu ihr aufsehend.

Sie nickte und sah träumend ins Weite. „Mir ist ganz eigen, Paul. So gar nicht, als ob wir in der Wirklichkeit lebten. Ich denke immer, es muß sich plötzlich ein Vorhang heben, und wir stehen wieder da, von wo wir uns losgerissen haben. Das wäre aber doch bitter.“

„Versteht sich. Jetzt — wo wir so glücklich sind!“

„Ach, und es ist so herrlich hier! Ich fühle förmlich, wie ich auflebe, wie mir die würzige Luft wohltut. Weißt du, manchmal — da war mir's wirklich schon zur Last, dieses fortwährende Frisieren und Toilettemachen. Und dann erst das Schminken! Puh — wie garstig das ist!“ Sie tupfte ihm mit spitzem Finger im Gesicht herum. „Siehst du, diese kleinen winzigen Löcherchen da, die sind von der Schminke. So was zerfrißt die Haut, man kann noch so vorsichtig und reinlich sein.“

Er lachte. „Nun, bei dir merkt man nichts davon.“

„Es wäre gekommen, verlaß dich drauf. Und dann hättest du mich nicht mehr gemocht. Was?“

Er sagte nichts. Er zog sie bloß ein wenig zu sich herab, gerade so weit, um bequem zu ihrem rosigen Mund zu gelangen. —

Acht Tage später traf auch das Dienstmädchen ein, welches Marga sich aus der Stadt verschrieben hatte. Die Neue zeigte sich sehr anstellig, so daß die Sorge der jungen Frau, sie könnte einmal gezwungen sein, sich selbst um die Wirtschaft kümmern zu müssen, endlich beseitigt war.

Demzufolge nützte das Paar die schöne Jahreszeit nach Kräften aus. Gleich nach dem Frühstück ging's

in den Wald, wo sie die Zeit mit einem Buch und mit einer Handarbeit, aus der Marga meist schon nach der ersten Viertelstunde Nadel und Faden verlor, vertändelten, oder sie verließen schon bei Tagesanbruch, ausgerüstet mit Rucksack und Bergstock, das Dorf und kehrten erst bei einbrechender Nacht, mit riesigen Blumensträußen bewaffnet, heim.

„Wenn ich dich so ansehe," sagte Marga einmal, „muß ich mich erst fragen, ob ich denn wirklich den Künstler Morbetti geheiratet habe. Deine verbrannten Kniee haben dir den letzten Nimbus genommen."

„Nun, und in dir vermutet auch niemand eine Primadonna," gab Morbetti ein wenig verletzt zurück.

„Weiß ich, Teuerster. Hier, wo uns niemand kennt, ist es ja schließlich gleichgültig, welches Relief man sich gibt. Und meinem verflossenen Ruhm wird es entschieden nicht schaden. Aber einen eleganten Abgang habe ich gehabt. Alle waren sie drinn, als ich das letzte Mal sang." Es ging ein Leuchten über ihr Gesicht, als sie dies sagte. „Und nun sind wir verschollen," fuhr sie fort. „Sie werden sich die Köpfe zerbrechen, wo wir hingeraten sind. Ich fürchte bloß, Tante hat schon aus Bosheit gegen mich unser heimliches Paradies verraten. Wenn sie uns nun aufspüren! Was meinst du?"

„Wer soll sich denn die Mühe nehmen, uns aufzuspüren?"

„Es gibt Leute genug, die viel Geld und Langeweile haben. Auch habe ich meine Freunde so gut wie du die deinen, und man interessiert sich bekanntlich immer für verschwundene Größen."

Er blickte sie von der Seite an. „Möchtest du denn Gesellschaft haben, Marga?"

„Ich? Bewahre. Wir sind doch so glücklich allein.

Man braucht wirklich niemand, wenn man sich hat und das frische Grün hier."

Dabei riß sie ganze Hände voll Gras aus und führte es bedächtig an die Nase, als wäre der Duft desselben die Lösung für alle Erdenfragen.

„Wenn es doch ewig Sommer bliebe!" sagte sie nach einer Weile. „Hier wird es wohl sehr früh zu Ende gehen?"

„Im September soll es schon recht kühle Tage geben." —

Abends, wenn sie den Tee getrunken hatten, begleitete Morbetti seine Frau manchmal zu einem Lied. Aber sie sang nachlässig, und ihr Eifer ward noch geringer, als Morbetti einmal kopfschüttelnd die Bemerkung wagte: „Man soll gar nicht glauben, wie man es gleich merkt, wenn eine Stimme nicht mehr wie ein kleines Kind gepflegt wird."

„Für die Bauernburschen, die da draußen herumlungern und meinen, weiß Gott was zu hören, ist sie noch immer gut genug," erwiderte sie erregt. „Du begleitest mich aber auch bei weitem weniger aufmerksam wie damals, als wir zum ersten Male zusammen spielten. Und ich singe doch für dich allein!" schloß sie schmollend.

Die schüchternen Versuche des Dorflehrers, musikalisch mit dem Ehepaar anzuknüpfen, wurden höflich zurückgewiesen.

„Wir sind zufrieden allein und verlangen gar keine Gesellschaft."

Nein, das war nichts für sie!

Regelmäßig nach Tisch las Morbetti seiner Frau die Zeitung vor. Sie saß dann auf der großen Ofenbank, die Hände ums Knie geschlungen, und hörte andächtig zu. Anfangs hatte sie jedesmal die Kunst-

nachrichten überblättert. Sie wollte nichts als „grasen", Ozon trinken und ihren Paul lieben, hatte sie erklärt. So tat er ihr den Willen und las für sich nach, was sie zu hören verschmähte. Als aber die Temperatur so warm wurde, daß man erst gegen Abend ausgehen konnte, vertiefte auch Marga sich mit mehr Gründlichkeit in die Lektüre der Bühnenzeitung, welche von beiden, ohne daß sie sich's gegenseitig eingestanden, mit gleicher Sehnsucht erwartet wurde. —

„Du, das ist famos!" sagte Morbetti eines Tages mit glänzenden Augen. „Hier steht es schwarz auf weiß: Der Hamlet des Herrn Jäger hält auch nicht annähernd einen Vergleich aus mit jenem, den unser vorzüglicher Morbetti uns im Vorjahr geboten hat. — Was sagst du dazu?"

„Nachklänge aus dem Theater! Wer ist jener Edle, welcher dir dies Ehrengrab bereitet?"

„Der Artikel ist K. S. gezeichnet."

„Was steht denn von der Oper drin? Die Saison muß doch schon in vollem Gange sein."

„Warte ein wenig. Aha — hier!" Er stutzte, sah Marga scheu an und wollte die Seite überschlagen. „Eigentlich so viel wie nichts," meinte er gleichgültig.

„Ich will es aber wissen."

„Du ärgerst dich vielleicht darüber."

„Ärgern?" Sie ließ die Hände vom Knie und reckte sich auf. „Jetzt mußt du's unbedingt lesen."

Er zuckte die Schultern. „Hier steht, daß das neu engagierte Fräulein Ruppert ein vollendeter Ersatz für das im Frühjahr abgegangene Fräulein Harkow ist. Weiter nichts."

„So?" Marga fuhr von der Ofenbank empor. „Das ist ja unerhört! Aber freilich, man hat mir ja nicht Zeit gelassen, mich zu entwickeln, man hat —"

Sie hielt plötzlich erschrocken inne und flog mit einem Satz an Morbettis Brust. „Einen Kuß, Paulchen, aber nur rasch, damit er nicht kalt wird. Und verzeih mir, ja? Die dumme Geschichte ist mir ein bißchen zu Kopfe gestiegen. Nun ist's schon wieder vergessen."

Er strich ihr gedankenvoll übers Haar. „Es wäre ja auch zu wunderbar, wenn mit einem Schlage alle Erinnerung verlöscht wäre."

„Siehst du, so denke ich auch. Und wir kommen doch so gut aus ohne Kunst. Du besonders. Wenn du so im Schlafrock und Filzschuhen behaglich beim Tisch sitzest und dich über die teuren Lebensmittel ärgerst, dann bist du der Typus des perfekten Ehemannes. Ich bringe es schon auch noch so weit. Verlaß dich darauf."

Morbetti antwortete nicht. Man konnte es von seinem Gesicht nicht ablesen, ob die Kritik seiner Frau ihn erfreute oder nicht. —

Der nächste Morgen brachte einen grauen, trostlosen Regentag. Es war infolgedessen auch bedeutend kühler, so kühl, daß Marga im Wohnzimmer den Ofen heizen ließ.

„Wenn das ein paar Tage so fort geht, werde ich melancholisch," seufzte sie. „Schau nur diese Nebelkappen an! Im Winter muß es fürchterlich sein hier."

„Man gewöhnt sich daran."

„Ich — niemals!"

„Du wirst es aber doch müssen. Ich habe die Wohnung bis nächstes Frühjahr vorausbezahlt."

Marga starrte ihn entsetzt an. „Warum das?" fragte sie.

„Mein Gott, als ich die Wohnung nahm, da dachte ich es mir so schön — ganz allein mit dir! Im Winter würden wir dann manchmal Gäste einladen —"

„Dazu ist die Wohnung zu klein. Drei Zimmer! Was soll man da noch abgeben?“

„Du weißt doch, ich hatte dich so lieb, wollte dich keinem anderen gönnen.“

„Also aus purer Eifersucht sperrst du mich hier ein! So recht liebevoll finde ich das gerade nicht. — Nun, wir wollen sehen, wie wir's ertragen.“

Sie hatte plötzlich einen anderen Gedanken.

„Weißt du, was uns Spaß machen würde?“ fragte sie lebhaft.

„Nun?“

„Wenn wir mal in die Stadt führen, um einer Theatervorstellung beizuwohnen. Wir würden uns halb tot lachen und eine ganze Weile von dem Erlebnis zehren.“

„Das können wir ja. Aber vor September fangen sie dort nicht an.“

„Eine Ewigkeit also noch. So muß ich mir eine andere Zerstreuung suchen. Wie wär's, wenn ich ein bißchen christliche Nächstenliebe spielte? Die Frau unseres Nachbars soll krank sein. Ich denke, es macht keinen schlechten Eindruck, wenn ich bei ihr nachsehe und eine Flasche unseres guten roten Weines mitnehme.“

„Warte wenigstens besseres Wetter ab.“

„Im Gegenteil, das ist so eine Beschäftigung für Regentage. Sobald es wieder schön geworden ist, grasen wir ja.“ Sie lachte vergnügt und begann laut zu singen.

„Wie ein Lämmlein will ich weiden,“ travestierte sie übermütig. „Die Zerline machte ich doch famos — was?“

„Bedaure, ich habe dich nie als Zerline gesehen.“

„Ach, du hast mich nicht als Zerline gesehen! Wie

schade! Es war eine meiner Glanzrollen, sage ich dir." Sie nahm Hut und Mantel aus dem Schrank und machte sich zum Ausgehen fertig.

„Bis zum Abendessen bin ich zurück. Leb wohl, Liebster."

Morbetti nickte ihr zu. Durchs Fenster sah er, wie sie, ihr Kleid graziös hebend, unter dem tropfenden Regenschirm dahinschritt.

Er stand auf, reckte sich, gähnte ein paarmal und griff dann in den Bücherschrank, welcher die ganze vordere Längswand des Wohnzimmers einnahm. In schön gebundenen Formaten standen die Klassiker der Reihe nach da. Planlos langte er hinein. Einen Band Shakespeare hatte er in der Hand. Hamlet, Othello, Kaufmann von Venedig, Lear. Das Buch fing plötzlich unter seinen Fingern zu glühen an. Fester umschloß er es und ging damit hinüber in das letzte Zimmer. Und dort labte er sich wie ein Verdurstender an dem lang entbehrten Wohlklang der eigenen Stimme. —

Ziemlich spät kam Marga heim. Sie befahl dem Mädchen sofort aufzutragen, schlüpfte in ihren Schlafrock und wollte sich die Hausschuhe überziehen lassen.

„Das kann auch ich besorgen," sagte Morbetti. Er holte selbst die Pantoffeln herbei, zog Marga die Stiefel aus und frottierte dann die Füßchen, welche durch die eindringende Feuchtigkeit naß und kalt geworden waren.

„Du bist ja heute merkwürdig galant!" lachte sie. „Und was für einen Glanz du in den Augen hast! Sag, ist etwas vorgefallen, während ich weg war? Oder hast du angenehmen Besuch gehabt?"

„Ich wüßte nicht wen," antwortete Morbetti eifrig reibend.

„Vielleicht die Fee Wunderhold?"

„Nein, es war niemand hier."

Sie setzten sich zu Tisch.

Marga freute sich, ihren Mann so guter Laune zu sehen. „Heute bist du einmal nett," lobte sie. „In letzter Zeit hat dich deine Liebenswürdigkeit wiederholt im Stich gelassen. Und was für grandiose Bewegungen du hast! Ich wette, du befandest dich auf der Bühne, als du mir eben die Salatschüssel reichtest."

„Marga, ich bitte dich, laß diese Dummheiten —"

„Im Ernst, Paul, du hast heute etwas Künstlerisches an dir. Ich dachte schon, es wäre ganz weg."

„Soll das eine Schmeichelei sein?"

„Unbedingt. Das Relief des Künstlers war ja schon da, als ich den Menschen lieben lernte."

„So werde ich also künftig mehr den Künstler herauskehren müssen, um deine Begeisterung wach zu erhalten."

Sie schüttelte den Kopf. „Das ist vorbei, mein Schatz. Der Künstler quittiert mit einem hoheitsvollen Lächeln den Lorbeer aus schönen Frauenhänden, der Ehemann zieht seiner Frau die Schuhe aus. Du gehörst rettungslos zu der letzteren Kategorie. Alles andere ist bloß ein schwacher Reflex."

Morbetti begann mit unmutiger Stirn die Serviette in Falten zu legen. „Erzähle, wie war's auf deinem Samaritergang?" fragte er ablenkend.

Marga lehnte sich zurück. „Wie's eben sein kann. Einfach, sehr einfach natürlich. Aber die Frau ist sympathisch, noch ziemlich jung. Sie war voll des Dankes über mein Kommen. Als ihr Mann aus dem Zimmer ging, klagte sie über die Plage, welche ein Hausstand mit sich bringe. Jedes Mädchen solle sich zehnmal bedenken, ehe es heirate, meinte sie."

„Das ist keine neue Weisheit, nur wird sie zu wenig beachtet. Es sind eben viele Menschen für die Liebe, aber nicht alle für die Ehe geschaffen."

„Und das Schlimme daran ist, daß es keinen Mittelweg gibt."

Morbetti zuckte die Schultern. „Es gibt wohl einen Mittelweg. Zusammenbleiben, solange man sich liebt, und sich trennen, sobald man —"

„Pfui, Paul, das ist doch nicht richtig!"

„Richtig vielleicht nicht, aber entschieden sehr vernünftig."

Marga war nachdenklich geworden. „Es muß fürchterlich sein, wenn man aneinander gekettet ist und sich nicht mehr lieb hat," sagte sie. „Gott behüte, daß je ein solch schwarzer Schatten unser Glück trübe." Sie stand auf und legte Morbetti beide Arme um den Hals. „Ich habe dich sehr lieb, Paul!"

„Ich dich auch, Marga!"

„Dann ist's ja gut," sagte sie, wie von einer schweren Sorge befreit. — —

Feucht und ungesund blieb das Wetter, so daß der Plan, in die Stadt zu fahren, bis auf weiteres verschoben werden mußte.

„Hier krank zu liegen, wo nicht einmal ein vernünftiger Arzt in der Nähe ist, das wäre auch kein Vergnügen," sagte Marga verdrießlich. „Da bleiben wir doch lieber daheim und langweilen uns weiter."

„Es wird schon wieder besser werden," meinte Morbetti kleinlaut.

„Was wird besser werden?"

„Nun, das Wetter."

Marga lachte ärgerlich. „Ach ja — das Wetter! Man soll gar nicht glauben, wieviel für manche Menschen vom Wetter abhängt."

„Du bist allerdings nur erträglich, wenn es schön ist.“

„Und du bist jetzt überhaupt immer unerträglich.“

Morbetti zuckte die Schultern und sah mit einem Ausdruck müder Resignation in die verschleierte Landschaft hinaus.

„Ich gehe fort,“ sagte Marga plötzlich.

„Wohin?“ fragte er, ohne seine Stellung zu verändern.

„Wohin soll ich denn gehen? Es ist ja niemand hier, mit dem man sich unterhalten kann, außer der Lehrersfrau. Man erfährt da wenigstens Neuigkeiten aus dem Dorfe.“

„Dieser milde Dorfklatsch amüsiert dich also?“

„Noch immer mehr als dein langweiliges Stillschweigen. Die Frau ist zudem eine andächtige Zuhörerin, und wenn ich ihr dann von meiner verflossenen Glanzzeit erzähle, da macht sie Augen — so groß!“ Sie hob den Finger und beschrieb damit enorme Kreise in der Luft.

„Und das freut dich natürlich unbändig?“

„Es macht mir Spaß.“

„Nun, so laß dich nicht aufhalten.“

„Tue ich auch nicht. Adieu, Brummbär!“

Morbetti gab einen knurrenden Ton von sich, der ebensogut eine Verwünschung als einen Gruß bedeuten konnte.

Nach einer halben Stunde war Marga schon wieder da. Die Frau Lehrer war nicht daheim gewesen; sie hatte den Weg umsonst gemacht.

„Ist der gnädige Herr ausgegangen?“ fragte sie das Mädchen, als sie das Wohnzimmer leer fand.

„Nein, der gnädige Herr ist drüben im Schlafzimmer.“

„Gehen Sie hinüber und melden Sie, daß ich zurück bin."

Nach zwei Minuten kam das Mädchen wieder. „Gnädige Frau, ich getraue mich nicht, anzuklopfen. Der gnädige Herr spricht so laut."

„So ist jemand bei ihm?"

„Nein, der gnädige Herr ist ganz allein. Vielleicht — ich fürchte, der gnädige Herr ist am Ende krank. Er hat vorhin ein paarmal so gräßlich geschrieen."

Marga starrte die Sprecherin einen Moment verdutzt an. Dann ging es wie ein Blitz über ihre Züge. „Beruhigen Sie sich," lachte sie, „der gnädige Herr ist nicht krank. Er deklamiert bloß. Ich gehe selbst."

Aufatmend verschwand das Mädchen.

Leise, nur mit den Fußspitzen den Teppich berührend, huschte Marga bis an die Tür des Schlafzimmers. Sie legte das Ohr an das Schlüsselloch, aber diese Mühe war überflüssig. Morbetti sprach jetzt wieder so laut, daß jedes Wort mit voller Deutlichkeit an ihr Ohr drang. Wie so ganz anders klang plötzlich diese Stimme! Es war der Künstler, der sprach, das Genie, welches im verhüllenden Schatten der Nacht hinabstieg zum Strande, um den funkelnden Schatz zu besichtigen, den es vor den Augen der Mitwelt im tiefsten Grunde vergraben hatte.

Es war Morbetti. Es war — Hamlet.

Ein Stich ging Marga durchs Herz. Aber die bittere Empfindung war im Nu verflogen, und als sie sich aufrichtete, um ebenso lautlos wieder zurückzugehen, hatte ihr Gesicht einen beinahe triumphierenden Ausdruck. Auch in ihr dämmerte ja schon seit langem die immer wachsende Erkenntnis ihrer großen Torheit.

Geräuschvoll ließ sie dann die Tür des Salons ins

Schloß fallen, setzte sich an den Flügel und begann einen wilden Walzer zu spielen.

Da erschien auch schon mit etwas verlegenem Gesicht ihr Mann. „Du bist schon zurück?“ fragte er. „Hast wohl niemand getroffen?“

Marga nickte, ohne sich im Spiel zu unterbrechen. „Niemand daheim. — Aber was machst du denn im Schlafzimmer. Es ist ja kalt drinnen. Hast du geschlafen?“

„Ach nein, ich habe bloß etwas gesucht.“

„Und hast dich geärgert, weil du es nicht gleich gefunden?“

„Woraus schließest du das?“

„Weil du so rot bist im Gesicht.“

Er lachte nervös. „Du beobachtest wirklich scharf.“

„Aus purer Langeweile, Paul. Aber ich soll dir etwas ausrichten, Schatz. Der Herr Lehrer ladet dich ein, doch mal an einer Partie Billard teilzunehmen. Ich habe in deinem Namen zugesagt, und morgen gegen fünf Uhr holt er dich ab.“

Morbetti fuhr auf. „Das ist eine Bevormundung, die ich nicht wünsche. Du weißt, daß ich hier keinen Verkehr suche.“

Sie griff eine greuliche Dissonanz und schloß rasch das Klavier. „Wenn ich dich so reden höre, könnte ich wirklich glauben, daß ich allein dir noch immer vollständig genüge. Ist es so, Paul?“

Er schaute sie an, als wolle er sich überzeugen, daß sie Spott mit ihm treibe. Aber er fand ein durchaus ernstes Gesicht. Da wandte er sich hastig ab und ging brummend aus dem Zimmer. —

Am folgenden Tag pünktlich um die festgesetzte Stunde klopfte der Lehrer an die Tür.

Morbetti empfing mit gemischten Gefühlen den

jungen Mann, der einen ganz guten Eindruck machte und sich augenscheinlich freute, den einstigen Tragöden seiner Tischgesellschaft vorzuführen. Erst wollte Morbetti ablehnen, aber dann siegte der Trotz in ihm. Wenn Marga ihn durchaus los sein wollte, so konnte er ja gehen!

Einsam blieb Marga zurück. Sie setzte sich ans Fenster und blickte in die fahle Dämmerung. Dabei hing sie ihren Gedanken nach. Als es finster geworden war, zündete sie die Lampe an und nahm ihren Platz wieder ein, immer sinnend und sinnend, wie das so gekommen war und wie es weitergehen würde. Vielleicht sollten sie besser in die Stadt ziehen? Aber was nützte das alles noch, wenn man sich gleichgültig geworden, wenn der seelische Kontakt unterbrochen war. Ob wirklich die große Eintönigkeit daran schuld war?

Bunte Bilder zogen an ihr vorüber, lauter Grüße aus einer vergangenen Zeit. Ihre Phantasie arbeitete so fieberhaft, daß es sie nicht länger im Lehnstuhl litt. Sie stand auf, öffnete die Tür des Salons, zündete auch hier den Kronleuchter an und wanderte von einem Zimmer ruhelos ins andere. Plötzlich fiel ihr Blick auf den Flügel. Wie lang war es her, daß sie nicht mehr gesungen, mit Begeisterung gesungen hatte! Ihre Stimme war sicher schon ganz eingerostet.

Von einer inneren Macht getrieben, kniete sie vor dem Notenständer nieder und begann auszuräumen. Lauter Lieblingsarien fielen ihr in die Hand: Traviata, Musetta, Zerline — ach, und Carmen!

Sie raffte zusammen, soviel sie auf einmal tragen konnte, und eilte damit ans Klavier. Flüchtig nur spielte sie die Introduktion. Und dann sang sie, immer Neues und Neues. Kaum daß sie ein Heft beiseite gelegt, griff sie schon nach dem folgenden. Und während

sie sang, erstanden köstliche Traumbilder vor ihren Augen.

Sie sah sich auf der Bühne, rauschend in Seide und Spitzen, unter sich das noble Publikum des Parketts, neben und über sich die Logenbesucher. Gleich vorn in der ersten Reihe saß Graf Langental. Der ließ das Glas nicht von den Augen und war immer voran, wenn sie bei offener Szene beklatscht wurde. Nein — heiraten hätte sie ihn ja nicht mögen! Aber es machte sich gut, wenn er so begeistert seine tadellosen Glacés zerklatschte.

Marga merkte es gar nicht, daß es spät geworden, sie merkte es auch nicht, daß schon längere Zeit jemand hinter ihr stand und sie beobachtete.

„Marga!"

Mit einem Schrei fuhr sie empor. „Was willst du denn, wo kommst du her?" fragte sie ganz verstört.

Er lächelte ironisch. „Von dort, wohin du mich geschickt. Wie ich sehe, hast du die Zeit gut genützt."

„Ich habe gesungen. Verdrießt es dich vielleicht?"

„Im Gegenteil, ich bin froh, wenn du dich zerstreust."

Marga verlöschte mit bebender Hand die Lichter und folgte ihrem Mann ins Wohnzimmer, wo bereits gedeckt war.

„Du wirst hungrig sein," sagte sie, ihm mit Eifer vorlegend.

„Nicht sehr. Ich habe im Gasthaus eine Kleinigkeit gegessen."

„Das wird nicht viel gewesen sein. Iß nur!"

Sie hantierte angelegentlich mit Messer und Gabel, um ihn darüber zu täuschen, daß sie selbst fast nichts genoß. Der jähe Einbruch in ihre Träume hatte ihr allen Appetit genommen.

Nach dem Essen legte sie sich auf die Chaiselongue,

indes Morbetti mit auf dem Rücken gekreuzten Armen auf und ab schritt.

„Bist du krank?“ fragte er, vor ihr stehen bleibend.

Sie schüttelte den Kopf. „Nein. Aber ziehe den Schirm vor die Lampe. Das Licht tut mir weh.“

„Also bist du doch krank?“

„Nur müde.“

Morbetti tat, wie sie gewünscht, und setzte dann seine Wanderung fort. Es mutete ihn seltsam an, daß seine Frau gar so still dalag.

Er trat wieder an sie heran und zog ihr das Taschentuch von den Augen. „Wie — du weinst?“ fragte er überrascht.

Sie riß ihm das Tuch unwillig aus der Hand und deckte es wieder über die Augen. „Ich weine, weil —“

„Nun?“

„Ich gehe zu Grunde hier!“ schluchzte sie.

„Was soll ich dagegen tun?“

Sie faltete die Hände über der Stirn. „Laß uns in die Stadt ziehen, Paul!“

„Daran habe ich auch schon gedacht. Aber die Sache ist nicht so einfach. Ohne Verdienst dort zu leben, ist mir nicht möglich.“

„Wir könnten ja arbeiten,“ meinte sie, von einem leisen Hoffnungsschimmer beseelt.

„Arbeiten? Schön. Ich würde also dramatischen Unterricht geben, und du, nun du würdest eben Gesangslehrerin werden müssen. Paßt dir das?“

Marga zog die Stirn in Falten. „Nein, dazu habe ich kein Talent. Stunden geben und Schülerkonzerte arrangieren, um dann in einer steifen Seidenrobe aufzumarschieren und mit dankbarem Lächeln den Beifall zu quittieren, den verliebte Mütter ihren albernen Gänschen spenden — nein, das ist nichts für mich.“

Bethany Hall,
ST. PAUL, MINN.

„Nun siehst du."

„Aber — du könntest doch wieder spielen," meinte sie nach einer Weile kleinlaut.

„Spielen? Ich?" Er lachte so laut, daß sie erschrak. „Reize mich nicht mit derlei Unsinn. Das ist vorbei. Ein Künstler muß frei sein, ganz frei, wenn er ein Künstler bleiben will."

Groß, schier überirdisch groß folgten ihre Augen ihm durchs Zimmer. „Und wenn ich dir nun diese Freiheit gäbe?"

„Marga!" Wie vom Donner gerührt blieb er stehen. Aber es war nicht Schmerz, es war nur Aufregung und Spannung in dem Blick, mit dem er sich zu ihr herabbeugte. „Scherzest du, oder sagst du das, weil du einsiehst, daß —"

„Daß die Komödie zu Ende ist — ja! Wir haben Mann und Frau gespielt, haben geküßt, gekost, gezankt, kurz einen richtigen Ehestand geführt, aber es war doch nur ein Spiel. Das Wirkliche, das liegt da draußen, weit — weit."

Morbetti antwortete nicht.

„Nun laborieren wir beide an dem großen Irrtum unseres Lebens," fuhr Marga ruhig fort. „Wir wollten Menschen sein, einfache Menschen und glaubten unser bestes Gewand anzuziehen, als wir die Kunst abwarfen. Aber diese Treulosigkeit hat sich gerächt. Ich wenigstens fühle erst jetzt, wie viel Theaterblut ich in mir habe."

„Und wenn ich nun auf deinen Vorschlag einginge, wenn wir uns trennten, würdest du also auch —"

„Ein Engagement annehmen — natürlich. Jetzt, wo du nicht mehr eifersüchtig bist, kann es dir ja egal sein."

Morbetti betrachtete sie. „Wir hätten nicht heiraten sollen," sagte er dumpf.

Sie zuckte die Schultern. „Ich habe dich doch wahrlich nicht dazu gedrängt.“

„Nein, aber —“

„Was, aber?“

„Ich habe dich ehrlich geheiratet, und in der ersten Zeit, da glaubte ich auch im Zusammenleben mit dir mein höchstes Glück gefunden zu haben. Nach Wochen erkannte ich freilich, daß wir uns für die Dauer nicht genügen würden.“

„Nach Wochen erst? Nun, bei mir hat diese holde Täuschung nicht so lange angehalten. Ich wußte leider sehr bald, woran ich war.“

„So! Wann kam dir denn dieser Gedanke zuerst?“

„Ich glaube, das war — aber du darfst nicht lachen über das, was ich dir jetzt sagen werde.“

„Sprich nur!“

„Es war, als ich dich zum ersten Male im Schlafrock sah.“

Nun lachte er dennoch.

„Es ist so,“ beharrte sie. „Ich hatte den Künstler in dir geliebt und konnte nicht darüber hinaus. Vielleicht, wenn du anderweitig noch bedeutend gewesen wärest —“ Sie zuckte die Schultern. „Was nützt es jetzt, über das Warum nachzudenken? Du mußt nicht glauben, daß der Vorschlag, den ich dir vorhin gemacht, eine flüchtige Äußerung war. Ein Wort von dir, und du bist frei — für immer frei.“

Wieder ging ein Ruck durch seine Glieder. „Steh auf!“ sagte er rauh. „Ein Thema wie dieses erörtert man nicht auf solche Weise.“

Sie erhob sich gehorsam, fast lächelnd. „Ich bin auch nicht mehr müde. Und den Schirm kannst du auch wieder fortnehmen. Das Licht tut mir nicht mehr weh.“

Morbetti überhörte es. Mit zusammengebissenen Zähnen starrte er auf seine Frau. „Wir haben uns

eigentlich nie im Ernst gezankt und können doch nicht miteinander auskommen," sagte er langsam. „Ich selbst hätte nicht den Mut gefunden, dir eine Trennung vorzuschlagen, obwohl ich sie für notwendig erkenne. Aber da du es ebenfalls wünschest —"

„Ja, ich wünsche es. Warum sollen wir aneinander zu Grunde gehen? Als ich dich neulich belauschte, wie du deklamiertest, da wußte ich, daß uns nur noch eine kurze Spanne Zeit gegeben sein würde. Die Frist ist um."

Er atmete erleichtert. „Wir brauchen ja nicht an eine dauernde Trennung zu denken," meinte er. „Vielleicht —"

Sie wehrte lächelnd ab. „Nur keine Halbheiten, Paul. Wir sind einander im Wege, folglich müssen wir uns trennen. So was ändert sich nicht."

„Wenn es dir also recht ist, möchte ich am liebsten heute noch fort," sagte er. „Ich habe dieser Tage gelesen, daß für ein deutsches Theater in New York erste dramatische Kräfte gesucht werden."

„So geh und suche dir dein Glück. An die große Glocke brauchen wir die Sache deshalb auch noch nicht zu hängen oder die Gerichte damit zu belästigen. Aber wenn unser Herz uns jemals eine andere Entscheidung nahe legen sollte, dann wollen wir uns gegenseitig keine Hindernisse bereiten und die Angelegenheit auch rechtlich ordnen."

„Ja, das ist vernünftig." Er sah auf die Uhr. „In einer Stunde geht der Zug. Ich packe bloß das Nötigste. Das andere bist du wohl so freundlich, mir nach Hamburg ins Hotel nachzuschicken. Geld lasse ich dir auch hier. Wenn du mehr brauchst, so schreibe. Die Einrichtung gehört selbstverständlich dir." —

Eine Stunde später standen die beiden auf dem Bahnsteig der kleinen Station. Morbetti zögerte, ob er seiner Frau zum Abschied einen Kuß geben solle,

aber als sie ihn so klar und ruhig ansah, gab er ihr bloß die Hand und sprang hastig in den Wagen.

Den Kopf voll neuer Gedanken und Pläne kehrte Marga heim. Gleich morgen wollte auch sie zu packen beginnen, und dann ging es zurück in die Residenz, zurück in das alte glänzende Leben.

Darüber vergaß sie alles — auch das eine, daß sie nun keinen Gatten mehr hatte. — —

Ein halbes Jahr später.

Das Opernhaus strahlte in glänzender Beleuchtung. Hinter den Kulissen spazieren die am Abend beschäftigten Künstler plaudernd oder memorierend auf und ab. Eine hohe, prachtvolle Frauengestalt im flimmernden Kostüm der Carmen geht soeben an dem Inspizienten vorüber und neigt sich lächelnd zu einem Kollegen, der, gemächlich auf einem Felsblock sitzend, ein Journal studiert.

„Was lesen Sie denn so Interessantes?" fragt sie liebenswürdig.

Er blickt auf. „Kunstnachrichten, Fräulein Harkow. Hier steht, daß das neue Theater in New York sehr gute Einnahmen haben soll, und ein gewisser Morbetti bei der Erstaufführung einen Bombenerfolg als Hamlet erzielt hat. Morbetti — der Name ist mir so bekannt. War er nicht einmal in Hamburg engagiert?"

Die Sängerin preßt sekundenlang die Hand aufs Herz. „Zerbrechen Sie sich den Kopf nicht. Es wird vermutlich keine unserer ersten Berühmtheiten sein. Da drüben sind sie noch nicht so anspruchsvoll."

Sie eilt hinaus auf die Bühne. Und während sich zum ersten Male wieder nach langer Rast der Vorhang vor ihren Augen hebt, senkt sich ein anderer tief und immer tiefer herab über eine schon halb vergessene Episode ihres Lebens.

Konstanz.

Ein süddeutsches Städtebild. Von Johannes Proelß.

Mit 11 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

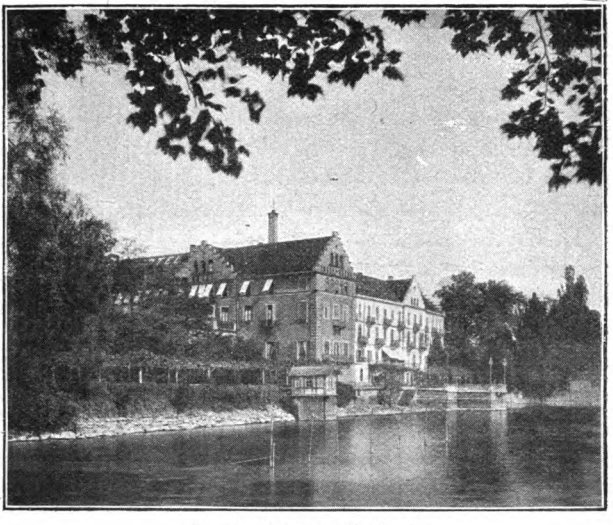
Nur wenig Städte, die alter Ruhm zur Sehenswürdigkeit gemacht hat, haben es so wie Konstanz verstanden, auf Grund dieser Eigenschaft und mit Hilfe derselben eine neue Bedeutung zu erlangen.

Seinen alten Ruhm verdankt Konstanz der Lage am Ausfluß des Rheins aus dem Bodensee. Dem Rhein entlang ziehen die ältesten Kulturstraßen im Gebiet des alten Germanien. Von den Römern angelegt und zur Befestigung ihrer Herrschaft mit Kastellen, festen Lagern und Städten besetzt, wurden sie im Reich Karls des Großen die wichtigsten Verkehrsadern zwischen dem Süden und Norden, und die festen Römerstädte am Rhein wurden zu Residenzen der mächtigsten Kirchenfürsten im heiligen römischen Reich deutscher Nation. Auch der felsige Ufervorsprung auf der Westseite des Bodensees, der dem Austritt des Rheins in den Untersee den Weg wies, wurde, als die Römer mit den kriegerischen Alemannen um den Besitz des Bodensees rangen, von ihnen mit einem Kastell ausgerüstet und als Brückenkopf für den Rheinübergang auf die gegenüber sich rundende breite Landzunge, die den Untersee vom Überlingersee scheidet, benutzt.

Schon Drusus Germanicus soll die Feste angelegt haben, und Constantius Chlorus, der Vater Konstantins des Großen, gilt als der Gründer der civitas Con-

stantia. Nach anderer Lesart soll Kaiser Gratianus, der 378 den großen Sieg über die Alemannen in der Gegend des heutigen Kolmar errang, Konstanz gegründet und zu Ehren seiner Gemahlin Constantia genannt haben.

Den vereinigten Alemannen gelang es, die Römer



Das Inselhotel in Konstanz.

Deutschen Haus,
ST. PAUL, MINN.

wieder vom Bodensee und vom Oberrhein zu vertreiben; sie zerstörten das Kastell, und seit der Mitte des 5. Jahrhunderts waren ihre Völker im Besitz des großen Gebiets zwischen den Schweizer Alpen und dem Main. Als sie nördlich in das Land der ripuarischen Franken einfielen, besiegte sie der Frankenkönig Chlodwig 496 im oberen Elsaß; er entriß ihnen das Maingebiet und unterwarf sie der fränkischen Oberhoheit.

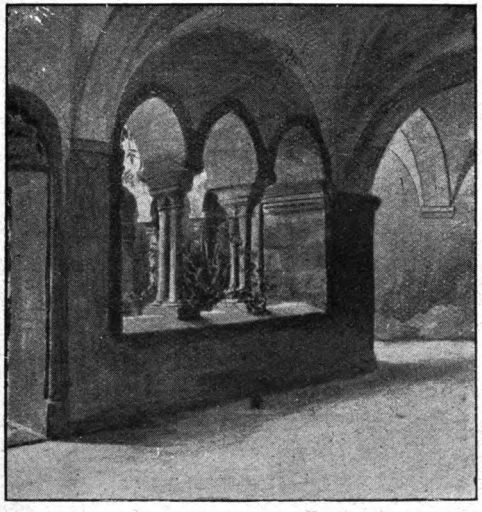
Gegen Ende des 6. Jahrhunderts predigte der Hei-

denapostel Columban aus Irland den Alemannen am Bodensee das Evangelium; schon vorher hatten die Franken auf den Fundamenten des zerstörten Römerkastells ein Münster errichtet. Daneben erhob sich im Schutz neuer Mauern ein Bischofspalast mit Domschule und Klerikerhaus. Der heilige Gallus, ein Schüler Columbans, den der in Iburinga, dem heutigen Überlingen, residierende Alemannenherzog Gunzo in die Alpen verjagt hatte, sollte Bischof von Konstanz werden; er hatte aber schon im Gebirg hinter Arbon, dem Arbor Felix der Römer, sich die Zelle erbaut, neben der bald darauf die nach ihm benannte Abtei Sankt Gallen emporwuchs. Er überließ die Bischofswürde seinem Schüler Johannes. Die alemannischen Großen wetteiferten, das Kloster auszustatten, und durch die Gelehrsamkeit und den Lehreifer seiner Benediktinermönche ward Sankt Gallen schon im 8. Jahrhundert eine berühmte Pflanzstätte der Wissenschaft und Literatur, und ihre Äbte wußten durch eine weitschauende Wirtschaftspolitik das Vermögen des Stifts in jeder Weise zu mehren.

In beiden Beziehungen nahm mit demselben das auf der Insel des Untersees, ganz nahe bei Konstanz, im Jahre 724 gegründete Kloster Reichenau einen sehr erfolgreichen Wettstreit auf. Ihm wurde die besondere Gunst der fränkischen Könige zu teil. Karl Martell hatte die Stiftung der Abtei persönlich bewirkt; der letzte Karolinger, Karl der Dicke, fand in der Münsterkirche „auf der Au" sein Grab.

Der eigentliche Stützpunkt der Frankenkönige im Herzogtum Alemannien blieb aber die Bischofsstadt Konstanz. Während auf dem Hohentwiel die Herzöge von Alemannien oder „Schwaben", wie es die Sankt Galler Chroniken nennen, die Schirmherrschaft über

das Land und seine reichen Abteien übten, hatte die kirchliche Oberhoheit der Konstanzer Bischöfe oft einen sehr weltlichen Beigeschmack. Der Bischof saß als Reichsfürst auf der geistlichen Bank zwischen den Bischöfen von Augsburg und Straßburg. Bischof Salomo III. (890—920) war zugleich Abt von Sankt



Kreuzgang im Inselhotel.

Gallen und spielte als Kanzler des ostfränkischen Reichs unter Konrad I. eine bedeutende Rolle. Unter dem Hirtenstab der 87 Bischöfe, die in fortlaufender Reihe bis 1821 das Bistum regierten, hat das im Mittelalter als Reichs- und Handelsstadt zu großer Selbständigkeit und Blüte gelangende Konstanz eine buntbewegte, an Ehren reiche Geschichte gehabt, von der gegenwärtig noch zahlreiche Gebäude und andere Sehenswürdigkeiten daselbst erzählen.

Heute ist Konstanz, das 1805 im Preßburger Frieden an Baden kam und die Hauptstadt des badischen Kreises Konstanz bildet, abgesehen von seiner industriellen Bedeutung, vornehmlich bekannt als eine schöngelegene, für den Aufenthalt von Gästen gut eingerichtete Vor-

Verlag von W. Meck in Konstanz.

Kaufhaus (sogenanntes Konziliumsgebäude).

station des Touristenverkehrs aus dem westlichen Deutschland und seiner Nachbarländer nach der Schweiz, oder umgekehrt als angenehmer Ausruhort beim Abschluß einer Schweizer Reise für den nordwärts Heimkehrenden. Was es vor den anderen größeren Bodenseestädten, dem württembergischen Friedrichshafen, dem bayrischen Lindau, dem österreichischen Bregenz, den schweizerischen Rorschach und Romanshorn, die mit

Das Münſter in Konſtanz.

Konſtanz und untereinander durch die Bodenſeedampf-ſchiffahrt und die Bodenſeegürtelbahn in lebhaftem Ver-kehr ſtehen, voraus hat, iſt ſeine Eigenſchaft als Knoten-

punkt einer ganzen Anzahl von Eisenbahnlinien und der Dampferverkehr den Rhein hinab bis Schaffhausen, wo das großartige Naturschauspiel des Rheinfalls Jahr um Jahr viele tausend Besucher anlockt.

Nachdem es 1827 seinen alten Rang als Hauptstadt eines der großen Bistümer am Rhein zu Gunsten von Freiburg im Breisgau eingebüßt hatte, war die von Schweizer Gebiet umschlossene badische Stadt durch den Mangel guter Verkehrsverbindungen im Wettbewerb mit den genannten anderen Städten am Bodensee zurückgeblieben. In Baedekers „Schweiz" vom Jahre 1848 ist Konstanz, das in seiner Blüte als Handelsstadt über 40,000 Einwohner zählte, mit nur 5300 Einwohnern verzeichnet. Jetzt beträgt die Zahl derselben schon wieder über 20,000. Die auch anderen deutschen Reichsstädten, welche der Reformation ihre Tore geöffnet hatten, so verderbliche Politik Kaiser Karls V. hatte in der Mitte des 16. Jahrhunderts der Stadt ihre Selbständigkeit geraubt. Unter dem österreichischen Zepter war es eine kleine, wirtschaftlich tief gesunkene Landstadt geworden. Der Versuch Josephs II., die ehedem so reiche Stadt durch Ansiedlung von Industriellen aus Genf zu heben, welche Uhren- und Indiennefabriken gründeten, hatte nur halben Erfolg. Das Zollwesen der kläglichen Bundestagszeit war einem Aufschwung nicht günstig. Seit dem Ausbau des oberbadischen Eisenbahnnetzes, dessen Maschen bei Singen im Hegau und in Radolfzell am Untersee zusammenlaufen, seit außer der Bahn von Basel her auch die Linien der Schweizer Bundesbahn von Romanshorn und von Winterthur her hier münden, hat Handel und Wandel, zumal aber der Fremdenverkehr in Konstanz außerordentlich zugenommen. Diese Anziehungskraft würde es aber nicht ausüben, wenn die Stadt ihrer-

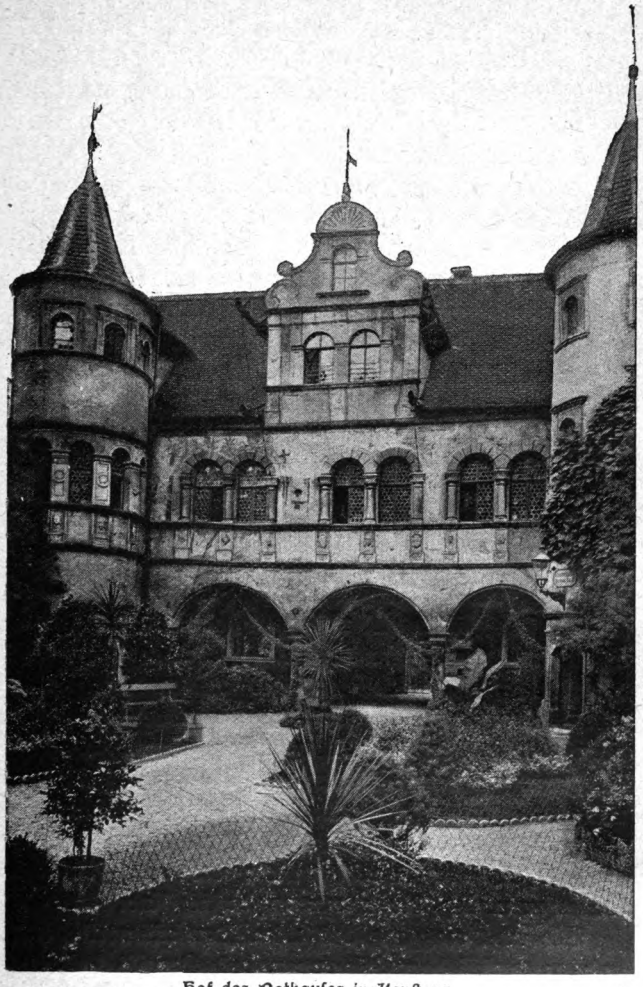
Das Rathaus in Konstanz.

seits nicht auf pietätvolle Erhaltung ihrer historischen Baudenkmäler bedacht gewesen wäre, und der Unter-

nehmungsgeist von Privaten und Behörden nicht dafür gesorgt hätte, daß der Genuß der Vorteile ihrer Lage, der erfrischenden Seebäder und der herrlichen Ausblicke auf See und Alpen den Fremden hübsch bequem gemacht ist.

Über vierzig Dampfboote vermitteln den Verkehr auf dem Bodensee und dem Rhein. Gondeln und Segelboote sind im Gondelhafen und an der Seestraße zu mieten, Schiffer stehen zur Führung bereit. Die Städtische Badanstalt im See ist sowohl vom Gondelhafen wie von der Werft durch Überfahrt erreichbar. Die Erlaubnis zur Angelfischerei ist leicht zu erhalten und zwar von Fremden unentgeltlich. In den Anlagen des Stadtgartens, die östlich über den Schienenwegen der Eisenbahn am Hafen sich ausdehnen und in den See hinausragen, finden sich zahlreiche Ruhesitze mit freier Aussicht auf die fernen Firn- und Felsgipfel der Allgäuer, Vorarlberger und Schweizer Alpen und auf die lieblichen, mit Wein und Obst reichbebauten Nordgestade zwischen Meersburg und Friedrichshafen und weiterhin bis nach Lindau. In den Anlagen finden bei gutem Wetter Abends Musikaufführungen statt, die der Kur- und Verkehrsverein veranstaltet. Aber auch im Winter übt Konstanz öfters eine besondere Anziehung aus. Wenn der Untersee zufriert und mit seinen stundenlangen Flächen eine spiegelglatte Eisbahn bietet, finden sich zum fröhlichen Schlittschuhlauf von weither Freunde dieses so erfrischenden Wintersports ein.

Von den vielen gut eingerichteten Gasthöfen der Stadt ist der bekannteste das mit seinen Gärten durch einen schmalen Wasserarm vom Stadtgarten und der Eisenbahnstraße getrennte Inselhotel am See und der Rheinbrücke, das eine Aktiengesellschaft aus



Hof des Rathauses in Konstanz.

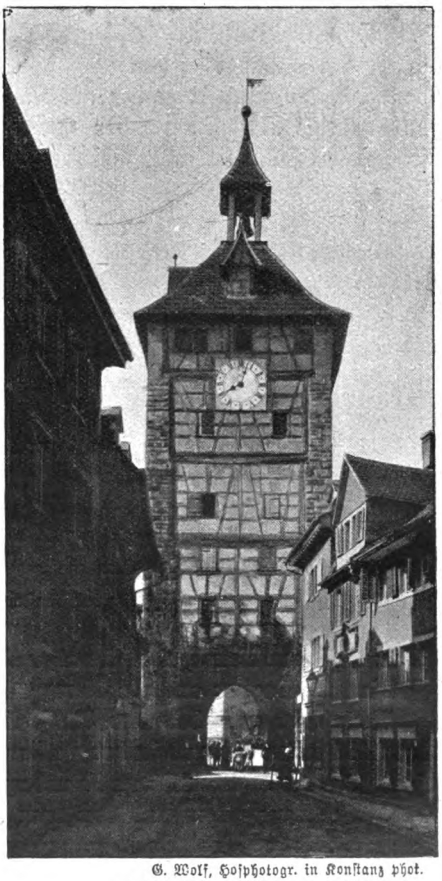
dem ehemaligen Dominikanerkloster unter Wahrung des altertümlichen Stils hat herstellen lassen. Es ist mit

seinen historischen Erinnerungen, mit den schönen kulturgeschichtlichen Fresken des Stuttgarter Malers Karl Häberlin, die den wohlerhaltenen romanischen Kreuzgang schmücken, mit den alten Malereien im hohen, aus der ehemaligen Klosterkirche hergestellten Speisesaal und der schattigen Aussichtsterrasse am See recht eigentlich das Wahrzeichen des modernen Konstanz, wie es für das ältere Konstanz das nahebei am alten Hafen gelegene, aus dem 14. Jahrhundert stammende und während des großen Konstanzer Konzils zum Konklave benutzte Kaufhaus, das sogenannte Konzilsgebäude, war.

Das Münster von Konstanz, eine im 11. Jahrhundert erbaute Säulenbasilika mit gotischem Querschiff, die im Laufe der Zeiten viele Anbauten, ihre Turmpyramide aber erst bei der großen Renovation in der Mitte des vorigen Jahrhunderts erhielt, besitzt in den beiden Türen des Hauptportals Meisterwerke der Holzschnitzkunst des 15. Jahrhunderts. Im Innern finden sich die Grabstätten vieler Bischöfe, auch die von Heinrich v. Wessenberg, der 1802 durch Dalberg Generalvikar und später Koadjutor des Bistums Konstanz wurde. Ihm verdankt Konstanz das in der Nähe des Münsters, in der Wessenbergstraße, stehende Wessenberghaus. Es birgt eine von dem Verewigten gestiftete und seitdem reichlich vermehrte städtische Bibliothek, eine dem Großherzog von Baden gehörige, von Wessenberg gesammelte Gemäldegalerie und eine städtische Bildersammlung, die immer zugänglich sind.

Wie im Kreuzgang des alten Dominikanerklosters, in dem verschiedene Sitzungen des Konzils stattfanden, erinnern auch in dem schon oben genannten Kaufhaus historische Wandgemälde neueren Ursprungs an Hauptereignisse der Konzilszeit. Das altertüm-

liche, aus dem 14. Jahrhundert ſtammende Kaufhaus auf der alten Marktſtätte am See prägt ſich jedem in den Konſtanzer Hafen Einfahrenden ſofort wegen ſeiner eigentümlichen Geſtalt mit der Holzverſchalung des oberen Stockwerks ein. Der große, von zehn mächtigen Holzpfeilern getragene Saal, der urſprünglich dem bedeutenden Leinenhandel der Reichsſtadt diente, und in dem neuerdings Ausſtellungen aller Art abgehalten werden, iſt durch die Maler Friedrich Pecht und Fritz Schwörer mit Fresken geſchmückt worden, von denen ein Teil die alte Zeit heraufbeſchwört, ein anderer Teil aber neuere



G. Wolf, Hofphotogr. in Konſtanz phot.
Schnetztor in Konſtanz.

Ereignisse schildert, wie den Besuch Kaiser Josephs II. und den Empfang Kaiser Wilhelms nach seiner Rückkehr aus Frankreich in Konstanz.

Noch ein drittes Haus ist mit historischen Gemälden geschmückt. Das von uns gleichfalls abgebildete, aus dem 16. Jahrhundert stammende Stadtkanzleigebäude, das heutige Rathaus der Stadt, in der Kanzleistraße, hat solchen Schmuck al fresco außen auf der in

Die Rheinbrücke bei Konstanz.

florentinischem Renaissancestil ausgeführten Fassade von Ferdinand Wagner aus Augsburg erhalten.

Noch steht auch das alte Rathaus am Fischmarkt, das 1484 erbaut ist, und in der Zollernstraße das „Hohe Haus", in dem Friedrich von Nürnberg zu Weihnachten 1414 Wohnung nahm und von dem er 1417 zur Belehnung mit der Mark Brandenburg auf den Obermarkt ritt. Vor dem Haus zum Hohen Hafen fand hier der feierliche Akt statt, und diesem gegenüber steht der „alte Friedenshof", so genannt, weil in ihm der Staufer Kaiser Friedrich I. den bekannten Frieden mit

den lombardiſchen Städten ſchloß. Jetzt heißt das alte Gaſthaus „Barbaroſſa“.

Der Weg über den Obermarkt führt zu einem der wenigen Reſte der alten Stadtbefeſtigung, zum Schnetztor, das aufs thurgauiſche Gebiet hinausführt, und hinter dem die Kreuzlinger Straße abzweigt.

G. Wolf, Hofphotogr. in Konſtanz phot.

Rheintorturm.

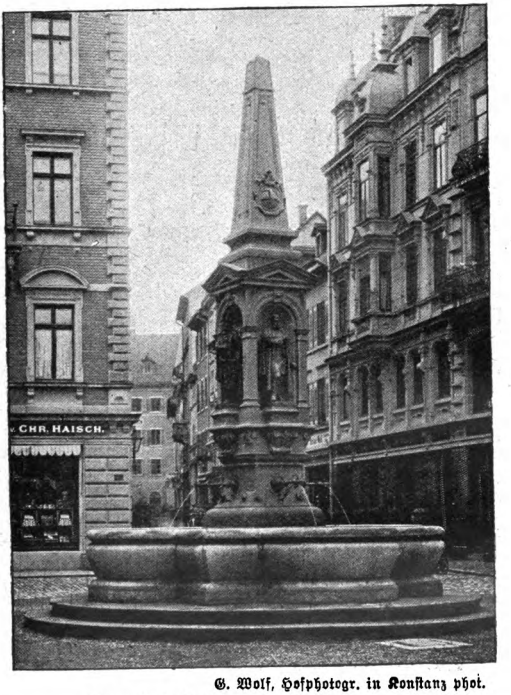
Gleichzeitig naturhiſtoriſchen und kulturhiſtoriſchen Charakter hat das ſtädtiſche Rosgarten-Muſeum, das von dem Konſtanzer Bürger Ludwig Leiner ſeit 1870 in einem ſchönen alten Zunfthauſe, das „zum Rosgarten“ genannt war und der Metzgerinnung gehörte, eingerichtet worden iſt. Die zahlreichen Pfahlbautenfunde, die um jene Zeit in der Gegend von Konſtanz und rings am Unter- und Überlingerſee gemacht wur-

den, mögen die Anregung zu dem Unternehmen gegeben haben; eine treffliche Zusammenstellung solcher Funde findet sich vor, die dem Beschauer von jener vorgeschichtlichen Kulturwelt einen deutlichen Begriff vermittelt. Aber auch Belegstücke zur Konstanzer Entwicklungsgeschichte aus der römischen, alemannischen, romanischen, gotischen und Renaissanceperiode finden sich zusammengestellt. Das Haus selbst versetzt uns in die Zeit zurück, da die Reichsstadt Konstanz mit Augsburg und Nürnberg wetteiferte als Vermittlerin des deutschen Handelsverkehrs mit Venedig und Genua und die Konstanzer Leinwand berühmt war.

An Denkmälern aus älterer und neuerer Zeit besitzt die Stadt ein Kriegerdenkmal, eine Büste des Kaisers Wilhelm I. im Stadtgarten, eine Büste des Kaisers Friedrich III. an der Kaserne und den schönen Vierkaiserbrunnen mit Darstellungen der Kaiser Heinrich III., Friedrich Barbarossa, Maximilian I. und Wilhelm I.

Wir sehen hier ab von dem Theater, dem Großherzoglichen Gymnasium, dem Regierungsgebäude und den stattlichen Verkehrsanstalten, denen wir beim Rückwege zur Dominikanerinsel begegnen, und treten hinaus auf die Rheinbrücke, von der sich ein herrlicher Blick, südöstlich auf See und Alpen, westlich auf Rhein und Hegau, dem Naturfreund bietet. Sehr malerisch, wenn auch in anderer Art, wirkt der daneben liegende viereckige Rheintorturm, ein anderer Rest der früheren Stadtbefestigung, mit der ihn hoch überragenden alten Pappel. Hier lief die alte, schon im 12. Jahrhundert gebaute Holzbrücke ein, auf welcher 1548 die Konstanzer Stadtwache die andringenden spanischen Söldner in heldenhaftem Kampfe zurückwarf. Jenseits der Brücke liegt die Vorstadt Peters-

hauſen, die nach der nun zur Kaſerne umgewandelten alten Reichsabtei der Benediktiner benannt iſt. Rechts zieht ſich am Seeufer die prächtige Seeſtraße hin, die mit einer Reihe hübſcher Landhäuſer beſetzt iſt; auch



G. Wolf, Hofphotogr. in Konſtanz phot.
Der Vierkaiſerbrunnen in Konſtanz.

ſtoßen daran die Anlagen der im früheren Badhotel (Konſtanzer Hof) von Doktor Georg Fiſcher eingerichteten Heilanſtalt für Nervenkranke. Teils ſchattige, teils ausſichtsreiche Spazierpfade führen zum Lorettowald, nach Waldhaus Jacob, zum Ausſichtsplatz Friedrichshöh und nach Staad, der alten Überfahrtſtelle für Meersburg.

Man befindet ſich hier auf der Spitze der Landzunge, deren Ufer von Radolfzell und von Bodmann her am Unterſee und am Überlingerſee entlang ziehen, und auf dem Wege nach der Inſel Mainau, dieſem reizenden Kleinod an letzterem See mit dem idylliſchen

Schloß Caſtel bei Konſtanz.

Sommerſitz des Großherzogs von Baden. Ein ſchöner Weg dorthin führt von Konſtanz direkt durch den Mainauwald und über den Hügel hinweg zu Fuß in einer guten Stunde. Die Inſel Mainau, die durch eine eiſerne Brücke mit dem feſten Lande verbunden iſt, ſteht dem Publikum offen, und auch das Schloß iſt in Abweſenheit der großherzoglichen Familie zugänglich. Zwiſchen Konſtanz und der Mainau auf der Höhe liegt Allmannsdorf, in deſſen Nähe ſich ein Ausſichtsturm erhebt, den

der Konstanzer Verschönerungsverein gleich dem anderen auf dem bewaldeten Tabor aufführen ließ. Wir befinden uns auf diesen Höhen inmitten der altalemannischen Landschaft, die Joseph Viktor Scheffel in seinem Roman „Ekkehard" so anziehend zu schildern verstanden hat, daß vom Erscheinen dieser Dichtung eine Ära erhöhten Verkehrs in der Gegend des Untersees und der Basalt- und Klingsteinberge des Hegau datiert.

Es ist ungemein reizvoll, von diesen Höhen über die Flächen des Untersees und des Bodensees den Blick fernhin auf die schimmernden Spitzen des Alpenpanoramas schweifen zu lassen oder die Sehenswürdigkeiten der nahen Ufer ins Auge zu fassen. Von Konstanz zieht sich am Thurgauer Ufer eine lange Reihe schmucker Ortschaften hin, von denen Ermatingen und Mannenbach als Sommerfrischen besonders berühmt sind, und hinter denen vom bewaldeten Bergrücken alte und neue Schlösser über den See und die Reichenau herübergrüßen, darunter Schloß Arenaberg, in dem Napoleon III. einen Teil seiner Jugend verbracht hat. Auch in dem nur eine gute halbe Stunde von Konstanz gelegenen Schloß Gottlieben hat Napoleon III. gewohnt, als er sich, ein politischer Flüchtling, in der Schweiz aufhielt. Stattlicher wirkt daneben auf der Höhe das Schloß Castel, das sich wie Gottlieben in dem aus dem Bodensee dem Untersee zuströmenden Rheine spiegelt.

Der Flintenzauber.

Eine Dorfgeschichte aus den Karpathen.

Von Vinko Zorič.

▽ ▽ (Nachdruck verboten.)

Hej — hej, Kuba! Spiel auf, spiel auf, bis dein Arm erlahmt!“ schrie Jasiek Cholowjek und warf einen Silbergulden auf den Tisch.

Kuba strich über die Saiten der Geige, und unter seinem Bogen entwickelten sich die Zaubertöne eines alten Nationaltanzes.

Ein Teufelskerl, dieser Kuba Konala! In früheren Zeiten hätte man ihn wohl für einen Zauberer gehalten. Wie er verstand keiner die Geige zu streichen in meilenweitem Umkreise. Die Leute erzählten sich, er sei ein direkter Nachkomme des berühmten sagenhaften Geigers Janizek gewesen, des Janizek, der durch die Kraft seiner Geige im Zorn über die Untreue der Geliebten einmal einen ganzen Wald niedergegeigt hatte. Die Töne, die Janizek seiner Geige entlockte, waren so wirkungsvoll, so schrecklich, daß die Stämme des Waldes zur Rechten und Linken des Weges, den der von Eifersucht geplagte Janizek nahm, niederfielen, als hätte der Wind sie verweht.

Jasiek Cholowjek stemmte die Arme in die Seiten und tanzte an der Wand des Saales entlang. Jagneska Karzel, seine Freirka, tanzte neben ihm her. Da Jasiek den Tanz allein bezahlt hatte, durfte niemand anders als er und seine Angebetete tanzen.

Man hielt auf Anstand in Dlugopole, und auch der Wirt sorgte dafür, daß nach Anstand und Sitte getanzt wurde. Wer sich einen Verstoß gegen Landesbrauch und Gewohnheitsrecht zu schulden kommen ließ, dem ging es schlecht. Die Juhasen von den Bergen, die Arbeiter aus der Eisenhütte jenseits des Höhenrückens, die Fremdenführer, die jetzt, nachdem der Herbst gekommen war, und die Karpathentouristen ausblieben, den Verdienst der Sommermonate verjubeln konnten, die Bauern und ihre Söhne, sie verstanden keinen Spaß.

Es ist ein merkwürdig gemischtes Volk, das am Fuße der Hohen Tatra und in den Bergen selbst wohnt. Ursprünglich waren es Deutsche, die sich zum Teil im Zipser Komitat noch rein erhalten haben. An die Deutschen erinnern auch noch einzelne Namen. Aber die ehemaligen Deutschen sind slawisiert worden, nicht nur nach der Sprache, sondern sie haben auch magyarischen, slowakischen, ruthenischen Einschlag erhalten und sind ein Mischvolk geworden, übrigens ein herrlicher Menschenschlag. Die Männer sind groß und riesenkräftig, teils blond, teils braun. Die malerische, bunte Tracht hebt die Gestalten, welche kühn und unerschrocken, aber auch raufluſtig und gewalttätig sind. In früheren Zeiten blühte hier das Räuberhandwerk über alle Maßen. Jäger und Wilddiebe, kühne Bergsteiger gehen aus diesem Menschenschlag hervor. Im Tanzen, im Singen, im Trinken leisten sie Erstaunliches, und ihr Blut ist heiß und gerät leicht in Wallung. Die Frauen sind, wie die Männer, schön und feurig, voll wilder Instinkte. In Eifersucht, in verschmähter Liebe wissen sie das Messer und die Flinte ebensogut zu handhaben wie die Männer.

Steil aus der Ebene steigt das Tatragebirge mit seinen zerklüfteten Felsen plötzlich bis zu zweitausend Meter empor. Vorberge fehlen gänzlich. An seinem Fuße liegen Torfmoore, tiefe Schluchten führen in das Gebirge hinein. Hoch oben zwischen den Bergen liegen gewaltige Seen, „Meeraugen" genannt, die mit ihrer tiefgrünen Farbe, umgeben von schroffen, zum Teil schneebedeckten Felsen, eine geradezu zauberhafte Wirkung ausüben.

Seit fünfzig Jahren sind diese „Meeraugen" das Ziel von Touristen. Früher waren es nur einzelne kühne Bergsteiger und Naturfreunde, welche die Herrlichkeiten der Hohen Tatra aufsuchten; jetzt sind es sich jährlich mehrende Scharen von Hunderten und Tausenden, die jene Gegend, doppelt interessant durch die Natur und die Bevölkerung, aufsuchen.

Die Schluchten sind meist gut bewässert; reißende Waldbäche, ganze Flüsse durchströmen sie, bilden Wasserfälle und bieten romantisch-malerische Landschaftsbilder. Herrlich grünende Matten ziehen sich bis hoch zu den Bergen hinauf. Sie sind manchmal übersät mit Granitgeröll, das von den Bergen herabfällt, weil unter dem Einfluß von Sonne und Regen der Granit, aus dem das Gebirge besteht, verwittert. Auch Wälder gibt es, gewaltige, dichte Forsten, die stellenweise noch Urwaldcharakter tragen.

Diese grünenden Matten geben eine herrliche Weide für die Schafe. Herden von Tausenden weiden in den Tälern und auf den Almen, und die Juhasen, die Schafhirten, sind ein eigenartiges Volk. Das ganze Jahr bleiben die Herden auf der Weide, natürlich mit dem Weidegrund wechselnd, und im Winter ziehen sie von den Bergen zu Tal, damit die Tiere besseren Schutz haben. Der Juhas mit seinen Hunden hütet

eine Herde von Tausenden allein. Es muß ein gewandter, kühner, unermüdlich tätiger und ehrenhafter Bursche sein. In der Salasche, in der Blockhütte, lebt er das ganze Jahr über einsam wie die Sennerin in den Bayrischen oder Schweizer Alpen. Der Besitzer der Herde vertraut ihm ein großes Kapital an, und der Juhas ist mit am Gewinn beteiligt. Je fetter die Schafe werden, und je mehr sie beim Verkauf einbringen, desto mehr Prozente erhält er; fehlt dagegen ein Schaf, so muß er es ersetzen. Und es gibt allerlei Feinde, die den Schafen nachstellen. Zu den zweibeinigen Feinden gehören die Diebe, deren sich der Juhas mit der Ciupaga, mit dem Doppelbeil, das auf einen hohen Stab gesetzt ist und gleichzeitig als Bergstock dient, erwehren muß. Aber auch Wölfe und zeitweise Bären, die aus dem Dickicht der Waldungen kommen, verursachen großen Schaden. —

Jasiek mit seiner Freirka Agnes hatte den Tanz beendet. Das Wort „Freirka" (Braut, Verlobte) ist deutschen Ursprungs, es hängt mit dem Worte „freien" zusammen. Es stammt aber nicht aus der deutschen Kolonistenzeit, sondern die Landessöhne haben dieses Wort aus den deutschen Garnisonen mitgebracht, in denen sie während ihrer Militärzeit gestanden haben. Sie gehören mit zu den vortrefflichsten Soldaten der österreichisch-ungarischen Armee.

Wiederum trat Jasiek Cholowjek zu dem Geiger und warf ihm einen Silbergulden hin.

„Spiel noch einmal auf," sagte er, „aber meine Freunde sollen mittanzen." Dann wendete sich Jasiek zu seinem ehemaligen Regimentskameraden und Jugendfreunde Franek Hajanski und rief ihm zu: „Hej, Bruder, hej — willst du nicht mittanzen? Ich bitte dich,

sei mein Gast beim Tanz. Ich bin fest überzeugt, Malgorzata Dubik da drüben wird nicht nein sagen, wenn du sie aufforderst."

Franek Hajanski lächelte matt, aber er konnte die Einladung des Freundes nicht abschlagen, wollte er ihn nicht schwer beleidigen. Er ergriff die ausgestreckte Hand Jasieks und sagte: „Ich werde tanzen, Bruder, obgleich mir nicht so zu Mute ist."

„Du bist ein Kopfhänger, Franek!" rief Cholowjek. „Genieße das Leben, Bruder, nach dem Tode ist's aus damit. Traurige Leute gefallen den Weibern nicht. Denk an das alte Sprichwort: Wo es leuchtet, dahin zieht es das Weib."

Dann wendete sich Jasiek Cholowjek an andere Burschе, die er namentlich aufforderte, an dem Tanze teilzunehmen.

Franek Hajanski hatte viel ruthenisches Blut in sich und neigte deshalb zur Nachdenklichkeit, ja zur Melancholie. Er war langsam im Denken, und Gefühle, die er hegte, arbeiteten sich langsam in seinem Innern zur Oberfläche durch; aber was er tat, war zuverlässig und gut, und seine Gefühle waren echt und unerschütterlich.

Er nahte sich Malgorzata Dubik, der reichen Bauerntochter, und verbeugte sich vor ihr. Das bildschöne brünette Mädchen, dessen eigenartige Erscheinung noch durch das Kostüm gehoben wurde — das gelbe Tuch um den Kopf, das weiße Hemd mit dem roten Mieder, die rote Schürze und den dunklen Rock — errötete und reichte Franek die Hand.

In den Karpathen herrscht kein Kastengeist unter den Bewohnern; man schätzt Manneskraft und Schönheit, Ehrenhaftigkeit und Tüchtigkeit. Der alte Dubik stand außerdem ganz und gar unter dem Einfluß

seiner einzigen Tochter Malgorzata, welche ihm die Wirtschaft führte, seitdem die Mutter tot war. Er hätte auch den Juhasen Franek Hajanski als Schwiegersohn angenommen, besonders wenn Malgorzata darauf bestanden hätte, und Malgorzata liebte Franek Hajanski. Sie kannte ihn von Jugend auf, aber sie war früher achtlos an ihm vorübergegangen. Sie fand wohl, daß er ein ganz hübscher Bursche sei, aber wenn sie mit ihm tanzte, schlug ihr Herz nicht höher, und wenn sie ihn sah, war es ihr so, wie wenn sie einen anderen Bekannten erblickte. Sie hatte aber ihr Herz entdeckt, als Franek zum ersten Male als Soldat auf Urlaub nach Dlugopole kam. Er stand bei den Ulanen, und die knappe, kleidsame Uniform wirkte außerordentlich auf Malgorzata, die, wie jedes Weib, durch Äußerlichkeiten leicht bestochen wurde. Sie zeigte dem hübschen Burschen ihre Neigung so deutlich, daß er sich wohl denken konnte, als er wieder zur Garnison zurückging, daß Malgorzata eines Tages nicht nein sagen würde, wenn er um sie anhielt. Aber Franek war langsam in seinen Entschlüssen, schüchtern gegenüber dem Mädchen, das ihm auch nicht gleichgültig war, und es fehlte ihm an Selbstvertrauen. Der letztere Grund war es auch, der ihn so melancholisch machte.

Allerdings, als er jetzt mit Malgorzata tanzte, als er ununterbrochen in ihre Augen sehen konnte, die ihm mit ihrem Funkeln und Leuchten tausend liebliche, berauschende Dinge erzählten, war nichts von Melancholie bei ihm zu sehen. Jetzt war er ein bildschöner Bursche voll Kraft und Elastizität, der mit Leidenschaft und Hingebung den nationalen Gruppentanz ausführte.

Er ahnte nicht, daß seine Lebhaftigkeit und Frische,

daß sein Tanzen mit Malgorzata und das Leuchten der Augen des Mädchens einem anderen am Herzen fraßen und ihn fast erstickten. Der Mann, dem solches Leid geschah, saß neben dem großen Ofen im Tanzsaal in der Ecke und trank hastig aus dem vor ihm stehenden Kruge Wein. Wojtek Topor war es, der Hinkende, der sich am Tanze wegen eines körperlichen Fehlers, den er von Jugend auf hatte, nicht beteiligen konnte.

* * *

Wojtek Topor war ein Jugendfreund der Burschen, die sich am Tanze vergnügten, er hatte die Mädchen alle noch als Kinder gekannt. Als Sohn eines vermögenden Bauern hätte er das Recht gehabt, sich um die hübscheste Dirne zu bewerben, wenn nicht sein körperliches Gebrechen gewesen wäre. Der traurige, finstere Aberglaube des Volkes, der Aberglaube, dessen Macht grenzenlos in jener Gegend ist, machte Topor zu einem Gezeichneten, den das Schicksal geächtet hatte. Sein Geld nützte ihm nichts bei den Mädchen, und die Vergnügungen der jungen Burschen konnte er nur selten mitmachen. Mit seinem lahmen Fuß konnte er wohl ganz gut laufen, aber tanzen, springen und andere gewaltsame Bewegungen waren ihm unmöglich. Sein Unglück machte ihn jedoch nicht melancholisch wie Franek Hajanski, sondern zornig. Wojtek Topor zürnte allen Menschen, die gerade Glieder besaßen, er betrachtete sie wie Räuber, die ihn um sein Glück brachten, er suchte gewissermaßen nach Schuldigen für sein Gebrechen. Er hätte zu Hause bleiben sollen, wenn Abends im Wirtshaus Tanz war, an dem er doch nicht teilnehmen konnte; aber es litt ihn nicht zu Hause, er wollte wenigstens

zusehen, wenn die Burschen und Mädchen sich vergnügten, und er wollte Malgorzata Dubik sehen, die er liebte, heiß und leidenschaftlich.

Wojteks Vater war auch schon bei Malgorzatas Vater gewesen und hatte für seinen Sohn um die Hand des Mädchens angehalten. Der alte Dubik hatte seine Tochter Malgorzata gefragt, ob sie den Antrag annehmen wolle, und als sie entschieden und in höchst erregter Weise ablehnte, ging er zu seinem alten Freund Karl Topor zurück und sagte ihm: „Herr Bruder, nichts für ungut, du weißt ja, wie die Weiber sind. Ob es nun Ehefrauen sind oder Töchter, der Teufel werde mit ihnen fertig! Meine Malgorzata sagt, sie heirate nicht, ihre Zeit sei noch nicht gekommen. Was willst du machen, Bruder, mit solchen weiblichen Verrücktheiten? Zum Glück kann man niemand zwingen, zur Ehe auch nicht, oder die Sache geht schief. Sage deinem Sohn, er soll warten. Die Weiber sind wie der Wind, der bald aus dieser, bald aus jener Richtung kommt. Nimm es mir nicht übel, Bruder, daß ich dir keine günstige Antwort gebe, aber mit den Weibern kann man nichts ausrichten. Frage in einem Jahr wieder nach oder in zwei — vielleicht, daß das Mädel sich besinnt. Solange sie jung und hübsch sind, glauben sie immer, es kommt ein Prinz. Später sehen sie ein, daß die Königssöhne nicht mehr im Lande herumziehen, und nehmen einen vernünftigen Burschen."

Topors Vater begnügte sich mit dieser Erklärung, zumal ihm nicht bekannt war, daß Malgorzata irgend einen anderen Burschen bevorzugte. Aber Wojtek wußte es, Wojtek wußte, daß Malgorzata ihn abgelehnt hatte, weil sie den melancholischen Franek liebte, den hübschen Burschen mit den schwermütigen Augen.

Und deshalb saß jetzt Wojtek Topor in der Ecke am Ofen, trank seinen Wein und fraß seine Eifersucht und seinen Zorn gegen Franek und Malgorzata in sich hinein.

Franek ging zeitig heim. Er hatte einen weiten Weg bis in die Berge hinauf zu seiner Salasche, und er mußte den befreundeten Juhasen pünktlich ablösen, der seine Herde während seiner Abwesenheit am Sonntag überwachte.

Malgorzata beteiligte sich nun nicht mehr am Tanze, trotzdem sie wiederholt aufgefordert wurde. Sie schützte Müdigkeit vor, und als eine Gruppe von Mädchen, deren Väter besonders streng waren, zeitig nach Hause ging, schloß sie sich ihnen an.

Als sich die Tänzerinnen mehr und mehr verloren hatten, rückten die Männer im Wirtshaus zusammen und tranken. Wojtek Topor ließ besonders guten Wein kommen und winkte Jasiek Cholowjek zu sich.

„Deine Tasche ist mit Geld gespickt, Bruder," sagte Wojtek, „du hast ein gutes Jahr gehabt."

„Ja, Bruder, es war ein gutes Jahr. Nicht ein einziges Schaf habe ich verloren, und die Mutterschafe haben mehr Junge geworfen als je. Gute Weide hatte ich, und die Schafe sind fett geworden. Die ganze Herde hat der Besitzer auf einmal verkauft. Sie sind mit der Eisenbahn fortgeschafft worden, und ich habe zweihundert Gulden auf meinen Anteil erhalten."

„Und nun wirst du Hochzeit machen mit Jagneska Karzel?"

„Das werde ich, Bruder, und ich hoffe, du kommst zur Hochzeit."

„Weiß Gott, ich komme sicher."

Wojtek mußte schon deshalb kommen, weil man

im Dorfe wußte, daß er auch bei ihr einmal angeklopft und sein Glück als Freier versucht, daß sie ihn aber abgelehnt hatte. Jagneska, die eine sehr bewegliche Dirne mit losem Mundwerk war, sollte ihm dabei sogar böse Sachen gesagt haben, und ihr Spott sollte recht verletzend und beißend gewesen sein.

„Ich komme zur Hochzeit, Bruder," sagte Wojtek Topor, „und den Wein nach dem Hochzeitsabendbrot bezahle ich. Das mußt du mir gestatten, Bruder, denn wir sind Freunde von Jugend auf gewesen."

„Das sind wir," meinte der gutmütige Jasiek, „Freunde sind wir gewesen, und ich nehme dein Anerbieten, den Wein zu bezahlen, an, obgleich es mir auf das Geld nicht ankommt."

„Du wirst Geld für deinen neuen Haushalt brauchen. Wann ist die Hochzeit?"

„In zehn Tagen. Ich muß dann fort. Wir wollen drüben in Galizien neue Herden kaufen."

„Glück zu, Bruder!" rief Wojtek und stieß mit Jasiek an.

Nach einer Pause fragte Wojtek so nebenher: „Was ist's mit Franek? Man sollte glauben, er habe eine unglückliche Liebe und die fräße ihm das Herz ab. Liebt er vielleicht eine Boginka? Da oben in den Bergen sollen diese Feen hausen, im Wasser halb Mensch, halb Fisch und in den Wäldern halb Mensch, halb Ziege. Vielleicht hat es ihm eine angetan?"

„Eine Boginka nicht, Bruder," sagte Jasiek, „aber der alte Mann, der Bär. Er hat ein Unglücksjahr hinter sich, der arme Franek. Es ging alles gut bis vor wenigen Monaten. Kennst du den Aufgang zum Paß durch das Rosztokatal?"

„Ich habe einmal versucht, den Weg dorthin zu

machen. Aber weißt du, mein Bein, Bruder, das erlaubt es nicht."

„Ich vergaß," entschuldigte sich Jasiek. „Sei nicht böse, Bruder, daß ich dich an dein Leiden erinnerte. Das Roszkokatal ist eines der wildesten, aber dort oben sind herrliche Matten. Ein gesegnetes Jahr wäre auch für die Herde, die Franek hütete, gekommen. Aber Gottes Zorn hat ihm zwei Bären geschickt. Es ist ein Paar, weißt du, Wanderbären, die aus den Urwäldern herübergewechselt sind. Sie haben in der Nacht die Herde überfallen, die beiden Hunde Franeks, wertvolle Tiere und seine besten Gehilfen, haben sie zerrissen und achtzehn Schafe. Die ganze Herde haben sie versprengt, zwanzig Schafe sind abgestürzt und haben sich Hals und Beine gebrochen, die anderen sind tagelang umhergeirrt, bis Franek sie mit Hilfe einiger Juhasen wieder notdürftig zusammenbrachte. Die Tiere waren fast verhungert und abgemagert, und das gerade kurze Zeit vor dem Verkauf. Eine Anzahl von Schafen ist auch infolge des Schreckens und der Strapazen noch eingegangen, und du weißt, der unglückliche Franek muß für allen Schaden einstehen. Er erhält nichts, keinen Pfennig, sondern er bleibt dem Eigentümer der Herde noch schuldig. Der ist ein guter Mann, der Franek wohl zu schätzen weiß. Aber er ist doch abergläubisch, will Franek die Herde nicht mehr überlassen, weil er solch Unglück gehabt hat. Franek muß fort, muß sich weit von hier, wo man von seinem Unglück nichts weiß, einen Dienst als Juhas suchen. Er muß fort und hat Schulden, das macht ihn bekümmert und krank."

„Ich dachte, er würde die Malgorzata heiraten. Deren Vater hat ja nicht nur Silbergulden, sondern

auch Dukaten genug, um die Schulden des Schwiegersohnes zu bezahlen."

„Franek ist kein Lump," erklärte Jasiek, „der mit leeren Händen und noch dazu mit Schulden vor ein Mädchen treten würde, um sie zu heiraten. Er läßt sich nicht von seiner Frau ernähren. Soll er einer von den armen Teufeln werden, welche die Frau um ein paar Kreuzer bitten müssen, wenn sie Sonntags ins Wirtshaus gehen wollen? Und Dubik würde einem verarmten, verschuldeten Juhasen die Tochter auch nicht geben, so sehr Malgorzata sich auch ins Zeug legte. Sie weiß selbst, daß es eines ehrlichen Burschen unwürdig ist, in solcher Weise einen Hausstand gründen zu wollen. Zwei Jahre, wenn Gott und die Heiligen ihn segnen, muß Franek mindestens arbeiten, damit er seine Schulden bezahlen kann."

„Ob man ihm Geld anbietet?" sagte Wojtek Topor.

„Tu es nicht, Bruder! Ich hab ihm Geld angeboten und er hat abgelehnt. Er sagte, er habe noch so viel, um auf meiner Hochzeit tanzen zu können, dann wolle er in die Fremde gehen. Aber wenn du ihm helfen kannst, die beiden Bären, die ihn ins Unglück gebracht haben und die immer noch oben in den Bergen hausen, zu erlegen, dann wird er dir dankbar dafür sein. Neben der Wehmut in seinem Herzen wegen seines Unglücks glüht in ihm der Zorn über den alten Mann und die alte Frau, die ihn ins Unglück gebracht haben."*)

* * *

*) Den „alten Mann" nennen die Karpathenbewohner den Bären, und zwar tun sie dies aus Aberglauben. Sie vermuten, er wisse es, wenn man ihn mit Schimpf- oder Spottnamen belege, und wenn er dann denjenigen, der ihn auch in seiner Abwesenheit beschimpft habe, begegne, so räche er sich.

Franek Hajanski saß in seiner Salasche am Herdfeuer, in dem ein gewaltiger Holzklotz glühte und lohte. Träumerisch blickte er in die Glut. Was er darin sah, schien nichts Angenehmes zu sein.

Der junge Hund, den er jetzt bei sich hatte, knurrte. Es war ein wenig verständiges Tier, das bei jedem Geräusch unruhig wurde, selbst wenn draußen nur ein Nachtvogel vorüberflog. Solche Hunde wie die beiden, die der Bär zerrissen hatte, und die so wertvolle Helfer Franeks gewesen waren, bekam er nicht wieder.

Der junge Hund knurrte lauter. Es kam Franek selbst so vor, als höre er Schritte draußen auf dem Felsboden. Aber wer konnte so spät am Abend noch zu ihm kommen?

Es wurde an die Tür geklopft, und mit einem Laut, halb Bellen und halb Geheul, schlug der junge Hund an.

Franek lugte vorsichtig durch einen Spalt neben der Tür und sah einen Mann stehen, der etwas auf dem Rücken trug, das wie ein Gewehr aussah. „Wer ist da?" fragte er.

„Mach auf, Bruder! Ich bin es, Wojtek Topor, der zum Besuch zu dir kommt."

Franek erkannte die Stimme des Jugendfreundes. Er öffnete die Tür und ließ Wojtek ein. „Was bringt dich so spät herauf auf die Berge?"

„Ich wollte zu dir, Bruder. Kann ich bei dir übernachten?"

„Wenn du dich mit dem, was ich dir bieten kann, begnügen willst, Wojtek, so sei willkommen."

„Der Weg ist mir schwer gefallen," sagte Wojtek. „Aber ich komme zu dir, Bruder, weil mir Jasiek am Sonntag nach dem Tanz noch allerlei erzählt hat. Ich komme zu dir, Bruder, und bringe dir eine Flinte, und

wenn du willst, gehen wir heute noch auf die Bärenjagd."

Franek lächelte. „Die Bären sind weit," erwiderte er. „Wir müßten die ganze Nacht marschieren, und es würde dir mit deinem lahmen Fuß nicht leicht fallen, mitzukommen. Und mit einem einzigen Gewehr auf die beiden großen Bären loszugehen, wäre ein böses Unterfangen."

„Es ist ein ausgezeichnetes Gewehr," sagte Wojtek, „ein alter Militärkarabiner. Sieh nur, welch ein Kaliber! Und er hat ein gutes Schloß mit Stecher. Man kann ihn spannen, bevor man abdrückt, und er schießt, wohin man hält."

„Ich danke dir, Bruder, für deinen guten Willen," antwortete Franek. „Setz dich, du wirst müde sein. Ich werde dir einen Kuchen backen. Zu trinken habe ich freilich nichts als Wasser."

„Ich habe zwei Flaschen Palenka mitgebracht," sagte Wojtek und nahm von seinem Rücken ein zusammengeknotetes Stück Sackleinwand, das wie ein Rucksack eingerichtet war. „Ich habe Palenka mitgebracht und Pulver und Blei, auch Zündhütchen und etwas Tabak."

„Wir sind noch im Sommer, und du kommst daher wie der heilige Nikolas, der den guten Kindern Geschenke bringt."

„Hej, Bruder, wenn man einen alten Freund besucht, dann kommt man nicht mit leeren Händen, besonders wenn er nicht in der Stadt wohnt. Aber deinen Kuchen nehme ich gern an. Ich bin hungrig und müde."

„Setz dich hier auf die Bank, Wojtek, oder noch besser, leg dich hin und ruh dich aus."

Zur Feier des Besuches backte Franek auch noch

für sich einen Kuchen, dann aßen sie zusammen und tranken von dem Branntwein. Schließlich wurden die Pfeifen gestopft, und Franek mußte zugestehen, daß der Tabak, den Wojtek mitgebracht hatte, vorzüglich sei.

Als die Salasche ganz voll Rauch war, kam Franek wieder auf den Zweck des Besuches zurück, den Wojtek so spät am Abend machte. „Jasiek hat wohl geschwatzt?“ sagte er.

„Nicht doch, Bruder, er hat mir nur gesagt, daß du sehr zornig seiest über die Bären, und daß du keine größere Freude haben könntest, als wenn du sie abschießen könntest. Das Fell und das Fett und auch das Fleisch würden dir einen erklecklichen Gewinn einbringen, vielleicht so viel, wie der Schaden beträgt, den sie dir gemacht haben.“

„Zeig einmal das Gewehr her,“ sagte Franek, der als ehemaliger Ulan mit einem Schießgewehr umzugehen verstand.

„Erlaube, Bruder,“ rief Topor, „daß ich dir das Gewehr nicht gebe. Ich dachte mir schon, daß diese Waffe allein nicht genügt, sondern daß man, um zwei ausgewachsene Bären zu töten, noch etwas mehr braucht. Höre mir ruhig zu. Hast du etwas von der Maryna Ludmirka gehört, die unten in Hrube wohnte?“

„Ich habe etwas gehört,“ entgegnete Franek. „Die Leute sagten, sie sei eine Hexe, und der Teufel habe sie geholt.“

„Das letztere ist nicht wahr, sie ist sogar auf dem Kirchhof in geweihter Erde begraben worden. Ich weiß es, Franek, denn ich bin mit zum Begräbnis gewesen, und die Maryna Ludmirka ist eine Verwandte von meinem Vater. Aber wenn die Leute sagten, sie sei eine Hexe, so hatten sie vielleicht recht. Sie ver-

stand mehr, als Brot zu essen, und wußte mehr als viele Gelehrte."

„Mag wohl sein," antwortete Franek und stopfte sich seine kurze Pfeife frisch.

„Siehst du, Bruder," bemerkte jetzt Wojtek, näher an den Freund heranrückend, „siehst du, Bruder, an die Maryna Ludmirka habe ich gleich an dem Abend gedacht, als mir Jasiek von deinem Unglück erzählte und von der Wut, die du auf die Bären habest. Ich bin einmal im Winter nach Hrube hinübergelaufen, um zum Geburtstag der Maryna Ludmirka ihr von meinen Eltern einige gute Sachen zu bringen. Es fiel mir schwer, zu ihr zu gehen, denn mein lahmes Bein hielt mich sehr auf. Ich war damals ungefähr vierzehn Jahre und verstand wohl, eine Flinte abzudrücken, wenn ich auch wegen meines kranken Beines nicht auf die Jagd ging. Es kam ein großes Schneegestöber, und ich mußte drei Tage und drei Nächte bei Maryna Ludmirka ausharren. Nun, während dieser Zeit hat sie mir einiges beigebracht und hat mir gesagt, wenn ich groß sei und auf die Jagd gehen wollte, würde sie mir ein Mittel geben, um mit jedem Schuß dorthin zu treffen, wohin ich wolle. Und wenn ich daneben zielte, würde ich doch genau das treffen, was ich treffen wollte."

„Ej — ej," rief Franek aus, „das wäre mir ein schöner Zauber, und mancher Jäger würde darum Hunderte von Gulden geben!"

„Wenn du dich nicht fürchtest, den Zauber anzuwenden, Franek, so will ich dir ihn verraten. Aber es ist etwas Besonderes dabei. Du weißt, bei dem Zaubern gibt es immer einen Haken. Drei nur dürfen das Geheimnis wissen; erfährt es ein vierter, so sind alle dem Bösen verfallen. Die Maryna Ludmirka wußte es, ich weiß es, und du sollst es wissen. Aber

wenn du es dem vierten sagst, so ist dieser verloren, und du und ich auch. Der Maryna Ludmirka schadet es nichts mehr, denn die ist tot. Wenn du ein Wort zu irgend jemand sprächest, vorher oder nachher, so gäbe das ein furchtbares Unglück, und die Hölle wäre uns sicher."

„Bruder, du mußt mir nicht zutrauen, daß ich dich oder einen anderen ins Unglück bringe, abgesehen davon, daß ich selbst der Hölle überantwortet würde," meinte Franek; „aber wenn du denkst, daß die Sache gefährlich ist für dich irgendwie, so sag sie mir lieber nicht."

„Ich bin aber gekommen, um dir zu helfen," erklärte Wojtek, „ich bin gekommen, weil ich glaubte, es würde dir Freude machen, den Zauber anzuwenden. Sieh einmal, wenn du weißt, wo die beiden Bären ihren Wechsel haben, und du würdest auf einen Baum steigen, so könntest du, wenn die Bären vorbeikommen, den ersten erschießen, so daß er keinen Mucks mehr tut, und bevor der andere Bär nur wüßte, was geschehen ist und dir vielleicht durch Erklettern des Baumes zu Leibe ginge, hättest du den zweiten Schuß im Rohr, denn man kann den Karabiner sehr schnell laden, wenn man sich nur das Pulver abmißt und die Kugel mit dem Pflaster bereithält. Mit dem zweiten Schuß wäre dann auch der zweite Bär dahin. Weißt du, Bruder, und neugierig bin ich ja auch, ob sich die Sache wirklich so verhält, wenn ich auch nicht glaube, daß die Maryna Ludmirka gelogen hat."

„Das hat sie sicher nicht getan," meinte Franek, „denn sie wollte dir Gutes erweisen und nicht Böses, und wenn sie wohl auch mit dem Bösen im Bunde stand, so war sie doch immer deine Verwandte."

„Das meine ich auch," bestätigte Wojtek. „Nun

hör zu. Gib mir noch einmal deine Hand, daß du niemand etwas sagst, denn du weißt ja: du und ich und der, der es erfährt, wir sind sonst alle dem Teufel verfallen. Du mußt eine Waffe nehmen, die du noch nie in der Hand gehabt hast, mit der du noch nie geschossen hast. Die mußt du schußfertig machen, vollständig, mußt sie laden, spannen und, wie bei diesem Gewehr, mußt du auch stechen. Dann mußt du in der Kirche zielen."

„In der Kirche?" fragte Franek erstaunt und trat einen Schritt zurück.

„In der Kirche," sagte Wojtek. „Das ist ja eben der Zauber. In der Kirche mußt du nach dem Altar zielen."

Franek sah den Freund ganz entsetzt an. „Nach dem Altar," fragte er, „nach dem heiligen Altar in der Kirche? Die Leute würden mich erschlagen, wenn sie nur die Waffe sehen würden."

„Nicht auf den Altar selbst sollst du zielen," sagte Wojtek, halb im Flüsterton, als fürchte er, irgend ein Unsichtbarer könne ihn hören, „sondern auf ein Brautpaar, das am Altar steht. In dem Augenblick, in dem sie sich das Jawort geben und die Ringe wechseln, mußt du zielen auf die Hände des Brautpaars, und im Anschlag mußt du so lange liegen bleiben, bis sie nach dem Segen des Geistlichen die Hände wieder gelöst haben. Dann ist der Zauber fertig. Es geht eine Kraft aus von dem Herzen und von den Händen der Menschen, die sich vor dem Altar einander zu eigen geben, und die Kraft ist am größten in dem Augenblick, in dem sie beide ja sagen und ihren Willen erklären, als Eheleute zu leben und zu sterben."

Franek schien selbst erstaunt, daß die Sache eigentlich nicht schwieriger sei. Nur ein Bedenken hatte er

noch und das äußerte er sofort, indem er erklärte: „Unmöglich, Bruder, unmöglich! Wer sollte es wagen, in der Kirche eine geladene Waffe anzulegen?"

„Natürlich nicht unten im Kirchenschiff, Bruder. Aber oben, vom Kirchenboden aus, kann man durch die Schalllöcher, die sich in der Wölbung der Kirche befinden, hinuntersehen, und durch ein solches Schallloch hindurch mußt du zielen. Die Mündung des Gewehrs braucht nicht einmal aus dem Schal loch herauszuragen."

„Das wäre allerdings möglich," meinte Franek.

„Die Sache ist sogar ganz leicht. Auch hat mir die Maryna Ludmirka gesagt, wenn man ein Gebet spricht, während man zielt, kann der Teufel kein Unheil stiften, kann er zum Beispiel nicht das Gewehr abdrücken. Denn du mußt den Finger am Drücker haben, und wenn dich der Teufel auf die Hand schlägt, geht der Schuß los. Aber wenn man betet, hat der Teufel keine Macht. Nun weißt du alles, Bruder, und ich bin in deiner Hand, wenn du darüber weiter sprechen solltest."

„Bei allen Heiligen schwöre ich dir," rief Franek, „daß kein Wort über meine Lippen kommen soll! Wo denkst du hin! Welch ein Elender wäre ich, wenn ich dich ins Unglück bringen sollte."

„Überlege die Sache, schlafe erst, und dann gib mir eine Antwort. Du weißt, in zehn Tagen heiratet Jasiek Cholowjek die Jagneska Karzel. Dann hättest du Gelegenheit, den Zauber anzuwenden. Aber überlege dir die Sache. Schlaf darüber, wir können morgen weiter sprechen. Sei mir nicht böse, Bruder, ich bin sehr müde von dem ungewohnten Gang."

„Wie soll ich dir danken, Bruder!" rief Franek wärmer als sonst. „Mit deinem lahmen Fuß bist du hier heraufgestiegen, um mir einen Dienst zu erweisen. Du willst mir helfen, so freundlich wie ein leiblicher

Bruder dem anderen nur helfen kann. Ich schwöre dir, ich werde deine Freundschaft nicht vergessen. Wenn ich auch jetzt ein armer Teufel bin, so kann doch die Zeit kommen, wo ich dir nütze, und es ist nicht immer das Geld, womit man nützt."

„Ich kenne deine Freundschaft und deine Ehrlichkeit," sagte Wojtek; „zeig mir jetzt, wo ich schlafen kann."

Franek führte den Freund auf den Heuboden über dem Wohnraum und setzte sich dann unten wieder vor das Herdfeuer, um noch eine Stunde lang zu rauchen und in die Glut zu blicken.

Das wäre etwas gewesen, ein Gewehr zu besitzen, das genau dorthin schießt, wohin man will, selbst wenn man nicht zielt! Welch ein Umschwung in den Verhältnissen Franeks wäre eingetreten, wenn der Zauber richtig wirkte! Und es gab solchen Zauber, das wußte er. Hundert verschiedene Zauber gab es, besonders mit Gewehren. Wenn man zum Beispiel den Knochen von der rechten Hand eines Menschen, der am Galgen gestorben war, aus dem Gewehr schoß, dann traf man auch, wohin man wollte. Auch wenn man Weihrauch mit einlud und abfeuerte, konnte man wenigstens den einen Schuß, dem der Weihrauch zugefügt war, zu einem unfehlbaren machen.

Wirklich, Wojtek war ein kluger Mensch. Wenn sich Franek auf einem Baum einen Ansitz machte, konnte er den einen Bären mit Leichtigkeit schießen und dann in aller Ruhe laden und dem zweiten Bären eins versetzen. Wenn er die zwei Bären erlegte, so war das für ihn ein Kapital von vielleicht hundertfünfzig Gulden. Damit wurde er alle seine Schulden los, und noch mehr, er wurde eine Berühmtheit, ein gefeierter Held. Er brauchte dann nicht jenseits des Gebirges Stellung zu

nehmen, denn der Herdenbesitzer, bei dem er bisher in Dienst gewesen war, stellte ihn dann sicher wieder an. Die Herdenpächter rissen sich dann um ihn und überboten sich wahrscheinlich im Gehalt, denn ein Juhas, der einen Bären tötet, bietet eine sichere Garantie gegen Schaden durch wilde Tiere. Wenn sein Ruhm sich weiter ausbreitete, berief man ihn wahrscheinlich als Bärenjäger nach anderen Bezirken, und die Regierung zahlte ihm Prämien über Prämien. Wo er dann ging, zeigten die Kinder und die Erwachsenen mit Fingern auf ihn und sagten: „Seht, das ist Franek Hajanski, der berühmte Bärenjäger, der mit jedem Schuß einen Bären streckt und wäre er so groß wie ein Pferd!"

Unwillkürlich streckte Franek die Hand nach dem alten Karabiner aus, den Wojtek in die Ecke gestellt hatte. Er wollte ihn in die Hand nehmen, um ihn zu prüfen. Aber rechtzeitig fiel ihm ein, daß dann der Zauber vorbei sei. Er durfte das Gewehr erst in dem Augenblicke anrühren, in dem er es oben auf dem Kirchenboden lud, fertigmachte und spannte. Bis zum Kirchenboden schaffte es Wojtek, der liebe, gute Freund, der Bruder, der so selbstlos handelte.

Hätte Franek nicht so fest in den Banden des Aberglaubens gelegen, und hätte er seine Hand nach dem Karabiner ausgestreckt, dann hätte er bald entdeckt, was es mit diesem Gewehre für eine Bewandtnis hatte. Wenn man den Hahn spannte und den Stecher zog, dann war das Gewehr so leicht abzufeuern, daß die leiseste Erschütterung genügte, um den Schuß losgehen zu lassen. Das Schloß war eben alt, und die Stechervorrichtung ausgeschliffen. Wenn Franek beim Zielen den Finger am Drücker haben mußte, so war hundert gegen eins zu wetten, daß der Schuß losging auch ohne seinen Willen.

Es war ein teuflischer Plan, den sich Wojtek Topor zurechtgemacht hatte. Der Schuß mußte losgehen, und die Folgen waren unabsehbar: eine Leiche, vielleicht zwei, und Franek war ein Mörder. Niemand würde ihm glauben, daß er zu einem anderen Zwecke geschossen habe. Von dem Zauber durfte er ja nicht sprechen. Aber Franek würde wahrscheinlich gar nicht verhört und vernommen werden. Wenn der Schuß losging, hatte er Zeit genug, vom Kirchenboden zu flüchten. Und das wollte Wojtek in erster Linie, er wollte den Nebenbuhler für immer los werden. Franek durfte nie wieder in die Umgegend zurückkehren. Er war ein Mörder, er war jedenfalls schuldig der Entweihung einer Kirche. Die Leute hätten ihn totgeschlagen.

Diesen Nebenbuhler war Wojtek Topor dann für immer los, und Malgorzata Dubik besann sich dann auch. Sie würde den Mann, den sie einst geliebt hatte, vergessen, sie würde wohl ein Jahr lang trauern um den verlorenen Geliebten, aber dann besann sie sich eines Besseren, und wenn Wojtek Topor seinen Antrag wiederholte, nahm sie ihn.

An alles das dachte Wojtek Topor, als er oben auf dem Heuboden lag, während unten Franek in die Glut starrte, bis auch er sich endlich auf das Heu warf.

* * *

Das leichte Korbwägelchen, mit einem guten Pferde bespannt, rollte die Bergstraße am Ufer des Dunajecflusses hinauf. Auf dem Wagen saß Malgorzata allein und lenkte das feurige Pferd mit kräftiger Hand. Sie fuhr zu ihrer Tante, der Schwester ihrer verstorbenen Mutter, welche als Witwe auf ihrem Bauerngute da oben saß und sich jahraus, jahrein mit unbotmäßigen Mägden und unehrlichen Knechten quälte.

Als Malgorzata in Wadowice ankam, begrüßte Tante Stasia die Nichte zärtlich und mit der ganzen Lebhaftigkeit einer Frau, die, obwohl sie schon bei Jahren ist, noch immer Lebenskraft und Lebensluſt ſich gewahrt hat.

„Sei willkommen, mein Schätzchen," rief ſie, „hoffentlich bringſt du nichts Böſes! Dein Vater iſt doch nicht etwa krank?"

„Nein, er iſt geſund und läßt dich grüßen."

„Nun, leg ab," ſagte Stasia. „Mag der Knecht dein Pferd abſchirren. Tritt in die Stube und ſei willkommen."

Eine Stunde lang unterhielten ſich Tante und Nichte über allerhand wirtſchaftliche Gegenſtände, über die Ernteausſichten, über das Vieh; dazu tranken ſie Kaffee und aßen friſchgebackenen Kuchen.

Dann fing die Tante endlich von ſelbſt an und ſagte: „Wann wirſt du endlich heiraten, Malgorzata? Die Frau iſt zur Ehe beſtimmt. Ein hübſches und reiches Mädchen wie du müßte längſt verheiratet ſein. Wenn das nicht der Fall iſt, hat die Sache einen Haken."

Malgorzata fiel der Tante um den Hals und ſagte: „Du haſt es erraten, Tante, und wegen dieſes Hakens komme ich zu dir. Du biſt mir immer wie eine zweite Mutter geweſen, und ich habe Vertrauen zu dir wie zu einer Mutter."

Stasia lächelte geſchmeichelt und antwortete: „Denk dir alſo, deine Mutter ſtände wirklich vor dir, und nun heraus mit der Sprache! Liebſt du irgend jemand heimlich? Ich ahne es ſchon. Und dein Vater will die Ehe nicht zugeben? Aber ich will ihm ordentlich zuſetzen, und wenn dein Liebſter nicht gerade ein Räuber iſt, ſollſt du ihn haben. Wir haben in unſerer Familie alle nur aus Liebe geheiratet und ſind glücklich geworden. Die neue Mode, daß die Heirat ein Geld-

geschäft sein soll, wird nicht eingeführt, solange ich noch ein Wort dabei zu sagen habe."

„Die Sache ist gar nicht einmal so schlimm, Tante Stasia," entgegnete Malgorzata, die sich herzlich freute, eine Bundesgenossin gefunden zu haben. „Du mußt mir aber helfen, denn du sollst jemand auf deinen Hof nehmen, der dir allerdings so gute Dienste leisten wird, daß ich fürchte, du heiratest ihn schließlich selber."

„Hör einer die Spötterin!" rief Tante Stasia. „Sie wird schon eifersüchtig auf ihre alte Tante. Aber wenn du einen tüchtigen Burschen weißt, der mir treu zur Seite stände, dann würde ich zwanzig Jahre länger leben. Jetzt ärgere ich mich noch zu Tode. Eine Frau, die keinen Mann hinter sich als Respektsperson hat, geht zu Grunde. Jedermann glaubt, er könne mit ihr machen, was er will. Wenn der Mann, den du mir zuführen willst, dein Liebster ist, so handelt er in seinem eigenen Interesse, wenn er mir hilft; denn der Hof und das ganze Anwesen fallen doch einmal an dich. Allerdings, solange ich lebe, will ich mich nicht auf das Altenteil setzen, sondern schaffen und auch befehlen, bis mir die Zunge versagt. Und nun erzähle und pack aus mit deinen Nachrichten."

Malgorzata unterrichtete also die Tante genau über die Verhältnisse und sagte am Schluß: „Das Unglück ist also nicht so groß. Ich müßte eben ein oder zwei Jahre warten, wenn Franek in eine andere Gegend geht, bis er sich das Geld verdient hat, um seine Schulden los zu werden. Aber du weißt doch, Tante, daß es heißt: Aus den Augen, aus dem Sinn! Wer bürgt mir dafür, daß nicht ein anderes Mädchen auch die Vorzüge erkennt und zu schätzen weiß, die Franek besitzt. Er ist nämlich nicht nur ein hübscher Bursche, ein tüchtiger Arbeiter und ein ehrlicher Mensch, sondern er ist auch

leicht zu lenken, er ist sanften Gemüts und herzensgut. Er würde seine Frau niemals schlagen, im Gegenteil, ich glaube, er wird sich stets von seiner Frau lenken und leiten lassen, und das hat jede Frau gern. Wer bürgt mir dafür, daß er mir treu bleibt, wenn er zwei Jahre von mir fort ist? Ich dachte mir nun die Sache so, Tante Stasia: Du kommst doch zur Hochzeit des Cholowjek herüber. Richte es so ein, daß du dich mit Franek aussprechen kannst. Du bietest ihm an, über den Winter auf dein Gut zu gehen, damit er sich mit allem vertraut macht und dir im Frühjahr um so mehr nützt. Du kannst ihm einen hohen Lohn bieten, Tante Stasia, denn ich habe erspartes Geld und will es dir gern geben, damit er seine Schulden bald bezahlen kann. Dann ist er in kurzer Zeit frei und kann vor meinen Vater treten, und wenn mein Vater weiß, daß auch du unser Verhältnis billigst, und daß du uns dein Gut vermachen willst, dann tritt ja Franek nicht mit leeren Händen vor ihn, dann wird sich mein Vater gewiß nicht weigern, uns die Erlaubnis zur Heirat zu geben."

„Er wird es nicht tun," sagte Tante Stasia, „und ich möchte ihm auch nicht dazu geraten haben!"

So wurde denn der Feldzugsplan für den Hochzeitstag Jasieks verabredet, und leichten Herzens fuhr Malgorzata wieder nach Hause.

Böllerschüsse, untermischt mit Pistolen- und Gewehrschüssen, knatterten in Dlugopole. Jasiek Cholowjek, der Bräutigam, wurde feierlich durch die unverheirateten Burschen von Dlugopole eingeholt. Er wohnte außerhalb des Ortes und kam jetzt auf einem reichgeschmückten Wagen, dessen Pferde mit bunten Bändern und Blumen verziert waren, angefahren. Es

ist Brauch, daß bei solcher Fahrt die Pferde im wildesten Galopp gehen, und ebenso rasend galoppieren die berittenen Begleiter des Bräutigams, die ihre Hüte und die Köpfe ihrer Pferde ebenfalls mit bunten Bändern in verschwenderischer Fülle geschmückt haben.

So fuhr der Bräutigam bis vor das Haus, in dem Jagneska Karzel wohnte. Der Bräutigam stieg ab und klopfte an die Tür; aber erst nachdem die Formalitäten, die der alte Brauch vorschrieb, erfüllt waren, durfte er eintreten. Lange Reden und Gegenreden zwischen ihm und den Frauen im Hause hatten zu erfolgen, bis man ihm die Tür öffnete und ihm die geschmückte, nach Vorschrift vor Rührung weinende Braut übergab.

Die anderen Teilnehmer an der Hochzeit, insbesondere die Kranzeljungfern, unter ihnen auch Malgorzata Dubik, warteten schon an der Kirchentür auf das Hochzeitspaar. Jasiek hob seine Jagneska auf den Wagen, und in wildem Galopp, während ununterbrochen die Pistolen und Gewehre der Reiter knatterten, ging der Zug bis vor die Kirche. Dort ordnete sich dann der Brautzug. Voran schritten die Kranzeljungfrauen zu je zweien, dann kam das Brautpaar, und diesem folgten die ledigen Burschen, ebenfalls zu zweien, während das andere Hochzeitsgefolge sich anschloß.

Zu den berittenen Begleitern des Bräutigams hatte auch Wojtek Topor gehört, der trotz seines Fußleidens ganz gut zu Pferde sitzen konnte. Er stand eine Weile dicht neben Malgorzata, während die feierliche Handlung sich vollzog. Malgorzata hatte ein tiefes Mißtrauen gegen den ihr sehr unsympathischen Topor, und besonders seitdem sie seine durch den Vater angebrachte Brautwerbung abgelehnt hatte, wurde sie das Gefühl

nicht los, daß dieser Mann Böses gegen sie plane. Es fiel ihr bald auf, daß Wojtek Topor seinen Platz vor dem Altar häufig wechselte. Er trat erst ganz nach links, dann ganz nach rechts hinüber; sie sah auch, daß sein Blick wiederholt nach dem hinteren Teil der Kirche, und zwar nach der Decke, nach einem dunklen Schallloch, das auf den Kirchenboden hinaufführte, sich wendete. Als sie selbst aufmerksam nach jener Gegend sah, wurde Wojtek, wie es schien, verlegen, und plötzlich ging er nach der anderen Seite des Altars hinüber.

Wojtek hatte seine Ruhe gänzlich verloren. Er war sehr aufgeregt, wenn er daran dachte, welch furchtbare Szene in der Kirche entstehen mußte, wenn der verhängnisvolle Schuß fiel, und eine der am Altar stehenden Personen verletzt wurde, vielleicht tot zu Boden fiel.

Die kirchlichen Zeremonien waren fast erfüllt, das Brautpaar reichte sich die Hände. Einen letzten flüchtigen und sehr unruhigen Blick warf Topor nach dem Loch im Kirchenboden und trat noch mehr zur Seite.

— — — — — — — — — — — — — —

Schon zwei Stunden vor Beginn der Trauungsfeierlichkeit saß Franek Hajanski auf dem Kirchenboden. Wojtek Topor hatte ihm schon am Abend vorher den Weg gezeigt, den er nehmen mußte. Am Abend vorher hatte Topor auch den Karabiner in eine Ecke des Kirchenbodens hinter einen der hölzernen Balken, welche das Kirchendach trugen, gestellt. Als das Schießen und das jubelnde Rufen von draußen anzeigten, daß Braut und Bräutigam sich der Kirchentür näherten, sprach Franek Hajanski ein Gebet, ergriff das Gewehr und begann es sorgfältig und vorsichtig zu laden. Er schüttete das Pulver in den Lauf, setzte die Kugel mit dem Pflaster auf und stieß sie mit dem

Ladestock richtig fest. Dann zog er den Hahn halb auf, befestigte das Kupferhütchen und kniete nieder, um durch das Schallloch die Vorgänge unten in der Kirche zu beobachten, ganz, wie es ihm sein guter Freund Wojtek angeraten hatte.

Das Herz schlug dem braven Burschen gewaltig. Er übte hier einen Zauber aus, bei dem er viel gewinnen konnte, aber dann war es doch auch sehr gegen sein religiöses Gefühl, mit einem geladenen Gewehr nach dem Altar zu zielen. Aber als er unten im Brautzuge Malgorzata sah, lohte in ihm der heiße Wunsch auf, das geliebte Mädchen recht bald als Gattin zu besitzen. Wenn er noch Bedenken gehabt hätte, den Zauber auszuführen — jetzt waren sie geschwunden. Um Malgorzatas willen wäre er direkt auf die Hölle losgegangen.

Wie schön sie aussah, schöner, in seinen Augen wenigstens, als alle die anderen Kranzeljungfrauen, schöner als die Braut selbst!

Auch Franek da oben fiel es auf, wie unruhig sich Wojtek Topor vor dem Altar bewegte und wie er fortwährend hin und her trat.

„Wie ein unruhiges Pferd," sagte Franek zu sich selbst. „Was mag er nur haben?"

Die Trauung war bis zum Ringwechsel fortgeschritten.

Vorsichtig, damit man das Knacken nicht allzu deutlich hörte, spannte Franek den Hahn des Karabiners und rutschte ein Stück auf den Knieen zurück, um die Mündung auf das Brautpaar da unten zu richten. Jetzt hatte er den Karabiner an der Schulter, dann zog er den Stecher zurück und legte den Finger an den Drücker.

— — — — — — — — — — — — —

„So frage ich dich denn, Jasiek Cholowjek, ob du die hier anwesende Jungfrau Jagneska Karzel zu deinem ehelichen Weibe nehmen willst, freiwillig und ohne Zwang, und ob du versprichst, ihr ein treuer Schützer und Gatte zu sein, ihr Liebe und Treue zu wahren bis über das Grab hinaus?"

„Ja!" rief Jasiek Cholowjek mit lauter Stimme auf die Frage des amtierenden Geistlichen.

„Und so frage ich dich, hier anwesende Jungfrau Jagneska Karzel —"

Von der Decke der Kirche her tönte ein kurzes scharfes Krachen. Unwillkürlich richteten sich alle Blicke nach jener Gegend, während der Geistliche weiter in der rituellen Handlung fortfuhr.

Da tönte vom Kirchenboden her ein donnernder Schuß, so daß alles in der Kirche erschrocken zusammenfuhr. Dann krachten aber von draußen her Freudenschüsse, welche bewiesen, daß die vor der Kirche stehenden Burschen den Schuß vom Kirchenboden her für ein Signal gehalten hatten. Der Geistliche vollendete die Trauung.

Dann aber gellte der Ruf: „Feuer! Feuer!" durch die Kirche. Das jungvermählte Paar mit den Burschen und Kranzeljungfrauen flüchtete durch die Sakristei, die anderen entkamen durch die Türen.

Aus dem Kirchendache drang Rauch, und in einer Ecke des Kirchhofs saß leichenblaß auf einem Grabstein Franek Hajanski, um ihn herum eine Anzahl von Männern, die wild auf ihn losschrieen.

Wojtek Topor warf nur einen flüchtigen Blick auf den unglücklichen Franek, dann eilte er zu seinem Pferde, das von einem Jungen gehalten wurde, schwang sich in den Sattel und ritt langsam davon. Als er aber kaum hundert Schritte von der Kirche entfernt war,

gab er dem Pferde die Sporen und jagte fort, und wiederum nach einigen hundert Schritten riß er die Bänder von seinem Hut und vom Kopf des Pferdes und nahm seinen Weg der Grenze zu.

Wie alle schurkischen Pläne, die darauf berechnet sind, andere Menschen ins Unglück zu bringen, wies auch der Plan Wojtek Topors einen Fehler auf. Dadurch, daß er Franek absichtlich verhinderte, den Karabiner zu untersuchen, bevor er ihn lud, war es gekommen, daß Franek den Lauf nicht reinigen konnte. Jahrelang hatte der Karabiner in einem Winkel des Toporschen Hauses gestanden, und es war Staub genug auch in den unteren Teil des Laufes bis an das Schloß gelangt. Dieser hatte sich, als Franek den Karabiner lud, unter der Bohrung des Pistons festgesetzt und es zum Teil verstopft.

So kam es, daß ein sogenannter „Nachbrenner" entstand, der Franek allerdings vor einer furchtbaren Schuld bewahrte. Als er kaum merklich den Drücker des gespannten Gewehres berührte, schlug der Hahn herunter und brachte das Kupferhütchen zur Explosion. Erschreckt setzte Franek das Gewehr mit der Mündung nach oben ab, und jetzt erst hatte sich das Feuer durch die Staublage im Laufe bis zum Pulver durchgefressen und jagte den Schuß heraus. Kugel und Feuerstrahl fuhren in die dichten Spinnweben, die wie Vorhänge zwischen den ausgetrockneten Balken des mit morschen Schindeln gedeckten Kirchendaches ausgebreitet waren, und im Nu schlug eine Flamme empor, die sich mit großer Schnelligkeit weiter ausbreitete.

Wie versteinert blieb Franek auf den Knieen liegen. Blitzschnell war ihm der Gedanke durch den Kopf ge-

schossen, was geschehen wäre, wenn der Nachbrenner nicht erfolgt, wenn das Gewehr ohne weiteres losgegangen wäre. Er hatte sicher gezielt.

Der Küster hatte die Explosion gehört und war mit einigen beherzten Burschen hinaufgestiegen, um zu sehen, was es da oben gäbe. Sie fanden Franek mit dem rauchenden Gewehr in den Händen, sie sahen das Feuer und den Rauch im Gebälk des Kirchenbodens und zerrten den vor Schreck und Aufregung halb bewußtlosen Franek, den Übeltäter, vom Kirchenboden herunter.*)

* * *

Kuba Konala, der berühmte Geiger, spielte zum Hochzeitstanze für Cholowjek und die junge Frau auf, aber es wollte die richtige Stimmung unter den Gästen nicht aufkommen. Zu Wichtiges war doch an diesem Tage geschehen. Der Brand auf dem Kirchenboden war ja glücklich gelöscht worden, aber ein Teil des Kirchendaches war zerstört, und die Reparaturkosten betrugen jedenfalls mehrere hundert Gulden.

Im Gefängnis aber saß Franek Hajanski, der unglückliche Schütze. Wie immer bei festlichen Gelegenheiten, wo eine Zusammenkunft zahlreicher Menschen stattfindet und bei der heißblütigen Bevölkerung Ausschreitungen zu befürchten sind, waren zwei Gendarmen auch nach Dlugopole zur Hochzeit gekommen. Sie hatten Franek sofort verhaftet, da er nachweislich durch seinen Schuß oben auf dem Kirchenboden den Brand verursacht hatte. Sie konnten aber nichts aus ihm herausbringen, und als Nachmittags der Postenführer von Zakopane herüberkam und Franek verhören

*) Die Darstellung entspricht genau den festgestellten Tatsachen.

wollte, zeigte sich dieser noch immer trotzig und verschlossen. Das beschlagnahmte Gewehr wurde von den Gendarmen untersucht und mit Kopfschütteln betrachtet.

Es bestand ja vorläufig nur die Annahme, daß Franek vom Kirchenboden aus einen Freudenschuß hatte abgeben wollen und daß er dabei den Brand verursacht habe; aber es war durchaus ungehörig, daß Franek vom Kirchenboden aus schießen wollte.

Der alte Topor stellte fest, daß das Gewehr aus seinem Hause stammte. „Ich vermute, mein Sohn Wojtek hat es Franek geborgt," erklärte er.

Als man sich aber nach Wojtek umsah, war dieser verschwunden. Kinder sagten aus, daß er im Galopp zum Dorfe hinausgeritten sei.

Nun wurde die Sache für den Postenführer verwickelter. Es handelte sich da sicherlich um irgend ein Geheimnis, das nicht aufzuklären war, solange Franek nicht sprach.

Malgorzata nahm an der Hochzeitsfeier nicht weiter teil. Sie hatte mit ihrer Tante eine ziemlich heftige Auseinandersetzung gehabt.

„Solch einen Kerl also empfiehlst du mir!" schrie Tante Stasia außer sich. „Solch einen Kerl, der Kirchen in Brand steckt und den heiligen Ort entweiht! Den soll ich in mein Haus nehmen und ihm alles anvertrauen! Dann nehme ich doch lieber gleich einen Räuber! — Es ist doch schrecklich, daß anständige Mädchen ihr Herz gerade an die schlimmsten Übeltäter hängen."

„Franek ist unschuldig!" rief Malgorzata heftig. „Er hat das Gewehr Wojtek Topors gehabt, Topor hat ihn angestiftet. Wojtek wollte mich haben, und er wußte, daß ich Franek begünstigte."

„Warum sperrt Franek dann seinen Mund nicht auf?

Wenn er erklären würde, weshalb er da oben geschossen hat, würde ihn der Postenführer gewiß laufen lassen. Wenn er aber nur einen Freudenschuß abgeben wollte, warum schoß er dann scharf? Nein, ich sage dir, Malgorzata, dieser Franek ist ein Mordbube, und du solltest keinem Menschen anvertrauen, daß du ihn liebst, denn sonst ist dein guter Ruf für immer dahin. Paß auf, den Kerl hängen sie noch, und er wird es wahrscheinlich auch verdienen, denn über kurz oder lang begeht er doch irgend etwas, was ihn an den Galgen bringt."

So hatte Malgorzata auch ihre Busengenossin verloren, und der Hochzeitstag, an dem für Franek eine neue glückliche Zeit beginnen sollte, hatte nur Unglück und schlimme Aussichten für die Zukunft gebracht.

Der Postenführer, der im Wirtshaus saß, war nicht wenig erstaunt, als Malgorzata, die Tochter des reichen Bauern Dubik, bei ihm erschien und fragte, ob sie den Gefangenen sprechen könne.

„Ich möchte ihn nur in Ihrer Gegenwart sprechen, Herr Postenführer. Ich fürchte, der arme Franek ist das Opfer eines Schurkenstreiches geworden, oder sollte es wenigstens werden."

„Bist du seine Freirka?" fragte der Postenführer.

Malgorzata errötete. „Wir haben uns gern," sagte sie ausweichend, „und Franek ist ein guter Mensch, der einer schlechten Handlung nicht fähig ist. Aber, Herr Postenführer, der Wojtek Topor, der verschwunden ist, der hat ihn zu irgend etwas angestiftet, und zwar aus Rache und Eifersucht."

Die Sache schien dem Postenführer einzuleuchten. „Komm," sagte er zu Malgorzata, „wir wollen zusammen zu Franek gehen, und du kannst ihm ins Gewissen reden. Aber natürlich muß ich dabei sein."

Als Malgorzata den Raum betrat, in dem sich Franek

befand, schossen ihr die Tränen in die Augen, und mit lautem Aufschluchzen warf sie sich Franek an den Hals.

„Hoho," rief der Postenführer, „so haben wir nicht gewettet! Wir sind nicht hierher gekommen, um Liebesszenen aufzuführen. Du, Mädchen, tritt zurück, und du, Franek, sei verständig. Ein anständiges, ehrenhaftes Mädchen beglückt dich mit seiner Liebe. Nun sperr endlich den Mund auf und sag, was du tun wolltest und was geschehen ist. Wojtek Topor ist geflüchtet, was hast du mit ihm vorgehabt?"

„Ich kann nichts sagen," erklärte Franek, „der Teufel ist dabei gewesen, der Teufel hat sein Spiel dabei getrieben, und Wojtek Topor steht mit ihm im Bunde. Ich war mit Blindheit geschlagen, aber ich kann nichts sagen."

Malgorzata begriff besser als der Postenführer, um was es sich handelte. Sie trat wieder an Franek heran und sagte: „Ihr habt einen Zauber gemacht, Franek? Antworte mir!"

Franek schwieg und sah zu Boden. Sein Schweigen aber war Antwort genug.

„Franek, ich habe dich lieb von ganzem Herzen; aber einem Menschen, der nicht den Mut hat, etwas zu gestehen, der Dummheiten macht und nicht die Folgen auf sich nehmen will, dem werde ich meine Liebe entziehen. Du hast bis morgen Zeit."

Sie winkte dem Postenführer und verließ mit ihm das Arrestlokal.

„Herr Postenführer," sagte sie draußen, „hier kann nur der Herr Pfarrer helfen. Franek hat religiöse Bedenken. Wojtek Topor hat mit ihm irgend eine Zauberei gemacht und ihn in Angst und Schrecken versetzt. Er hat ihn zum Schweigen verpflichtet und wahrscheinlich irgend ein Versprechen leisten lassen, von dem ihn nur der Pfarrer befreien kann, wenn er ihm ins Gewissen

spricht. Wir können den Herrn Pfarrer heute abend ja nicht mehr stören, aber morgen soll er dem Franek ins Gewissen reden."

* * *

Bei dem sogenannten Nachtanz, der Nachfeier der Hochzeit, wurde die Angelegenheit eingehend besprochen, obgleich niemand etwas Genaues wußte. Nur so viel war bekannt, daß der Pfarrer mit dem verhafteten Franek eine lange Unterredung im Ortsgefängnis gehabt hatte, dann war der alte Topor herübergeholt worden und Dubik, der Vater der Malgorzata. Dann hatten diese mit Franek und dem Postenführer wieder eine lange Unterredung.

Franek wurde darauf aus dem Arrest entlassen. Es wurde ihm mitgeteilt, daß er nur eine Geldstrafe wegen Schießens an verbotenem Orte zu gewärtigen habe. Der alte Topor übernahm die Kosten für die Reparatur des Kirchendaches.

— — — — — — — — — — — — — —

Ein Jahr lang war Franek bei Stasia Verwalter. Er leistete ihr gute Dienste, und sie erzog ihn streng, trieb ihm alle törichten Gedanken aus dem Kopf, und erst, als sie sah, daß er ganz und gar vernünftig geworden war, machte sie Dubik klar, daß nunmehr die Hochzeit Malgorzatas mit Franek stattfinden müsse, und dem Ansturm der Schwägerin und der Tochter konnte Dubik nicht auf die Dauer widerstehen.

Die fünfzig Gulden für die Ausbesserung des Kirchendaches mußte Franek aber aus eigener Tasche dem alten Topor ersetzen. Stasia hatte darauf bestanden, daß dies geschehe, denn einen Denkzettel mußte er bekommen.

Eine Kochkünstlerin.

Biographische Skizze von R. Tollinger.

Mit 6 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Nicht nur der Pinsel, der Meißel und die Feder haben ihre großen Meister und ihre begnadeten Genies, sondern auch die bescheidene Nähnadel und der prosaische Kochlöffel. Wenn die zur Höhe vollendeter Künstlerschaft emporgestiegenen Beherrscher dieser sonst wenig geschätzten Instrumente auch gleich den Mimen nur wenig Hoffnung auf die Kränze der Nachwelt hegen dürfen, so pflegen sie dafür wie diese von den Mitlebenden um so höher gewürdigt und belohnt zu werden.

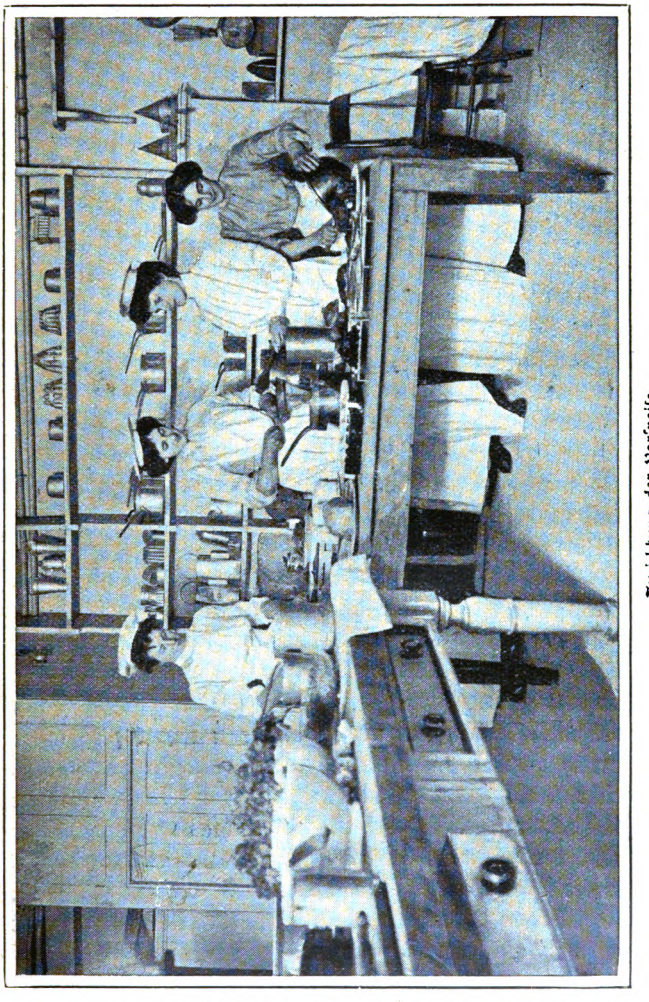
Wo wäre das weibliche Herz, das nicht beim Klange der Namen Worth oder Redfern ein Gefühl ehrfürchtiger Bewunderung durchzitterte! Welcher Dichter, Maler oder Bildhauer dürfte sich rühmen, mit seiner Kunst ein so fürstliches Vermögen erworben zu haben wie diese Pariser Schneiderkönige oder ihre kaum weniger berühmten Kollegen an der Themse!

Weniger allgemein bekannt als die Ehren und die materiellen Erfolge dieser erlesenen Nadelhelden ist die Höhe des klingenden Lohnes, den wahrhaft bahnbrechende Geister und schöpferische Talente auf dem Gebiete der edlen Kochkunst zu ernten vermögen. Die Verborgenheit ihres Waltens wie die Vergänglichkeit ihrer Werke läßt ihre Person für die große Öffentlichkeit zumeist im Dunkeln bleiben oder beschränkt ihren

Ruhm doch auf jenen kleinen Kreis von Auserwählten, dem die ſchmackhaften Offenbarungen ihres Talents unmittelbar zu gute kommen.

Frau Roſa Lewis „in Zivil“.

So viel aber weiß man doch, daß auch auf dieſen Gebieten die Höhen der Vollendung zumeiſt nur von Vertretern des ſogenannten ſtarken Geſchlechts erklom-



Zurichtung der Vorspeise.

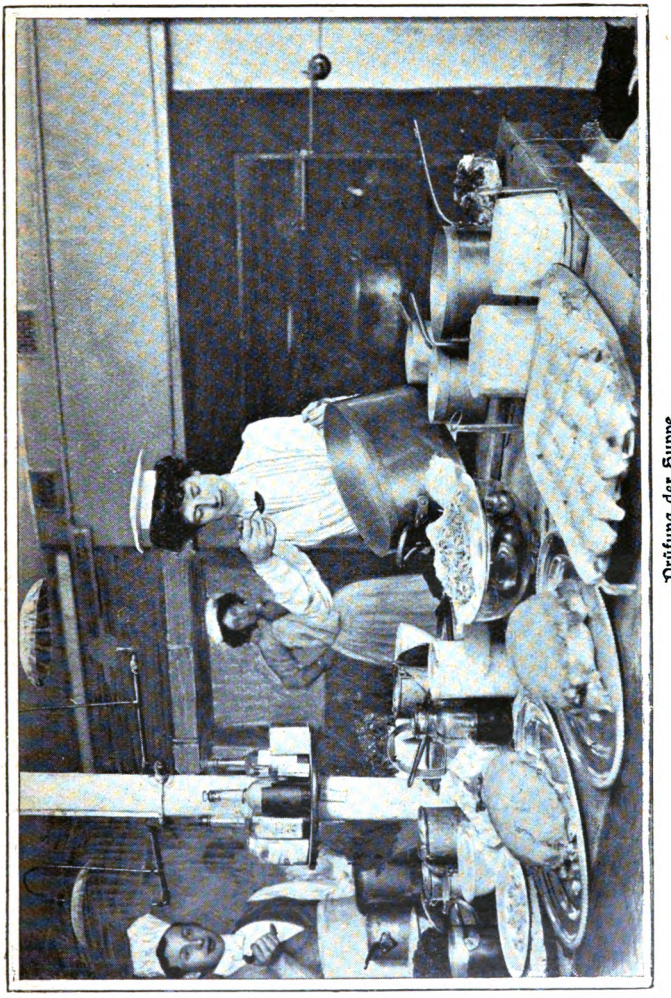
men werden. Wir sind nicht gesonnen, durch eine tiefgründige Untersuchung über die Ursachen dieser auf

den ersten Blick so befremdlichen Erscheinung den Zorn unserer Leserinnen über uns heraufzubeschwören, sondern wir begnügen uns mit der Feststellung der Tatsache, daß — ebenso wie fast alle großen und berühmten Schneiderateliers von männlichem Geiste „inspiriert" werden — auch in allen fürstlichen, Milliardärs- und sonstigen zu außerordentlichen Leistungen verpflichteten Küchen ein männlicher „Chef" das Kochlöffelzepter zu schwingen pflegt.

Um so bedeutsamer und für den galanten Chronisten erfreulicher ist die Ausnahme, von der wir zur Erläuterung unserer hübschen Momentbilder erzählen können. Wir bedauern nur, daß es nicht eine deutsche, sondern eine englische Dame ist, die sich auf dem besten Wege befindet, durch ihre eminenten Küchentaten das Dogma von der männlichen Überlegenheit auch auf diesem Gebiete künstlerischer Betätigung ins Wanken zu bringen.

Vielleicht wird man nicht ohne eine gewisse Berechtigung einwenden, daß dieser Triumph gerade deshalb nicht gar zu hoch zu bewerten sei, weil er eben in England errungen worden ist, denn die nationale Küche unserer guten Freunde jenseits des Kanals erfreut sich bei uns Festländern im allgemeinen keineswegs einer uneingeschränkten Bewunderung, und es ist gewiß richtig, daß gar manche tüchtige deutsche Hausfrau ihren Gästen ungleich schmackhaftere Gerichte vorzusetzen weiß, als sie auf den Tafeln des englischen Mittelstandes oder in Londoner Durchschnittsrestaurants die Regel bilden.

Aber man darf die abfällige Beurteilung doch nicht zu weit ausdehnen. In den hocharistokratischen Häusern, in den vornehmen Klubs, wie in den Hotels und Restaurationen ersten Ranges führt man auch in England schon seit geraumer Zeit eine ganz vorzügliche



Prüfung der Suppe.

Küche, und die Zeiten, da die Londoner Feinschmecker seufzend erklärten, daß sie jedesmal nach Paris fahren

müßten, wenn sie anständig speisen wollten, gehören einer halbvergessenen Vergangenheit an. Seitdem man sich nach dem leuchtenden Beispiel des „ersten englischen Gentleman", der ja schon als Prinz von Wales die unbestritten vornehmste Autorität in allen Mode- und Geschmacksangelegenheiten war, in den Kreisen der oberen Zehntausend mehr und mehr von der etwas barbarischen nationalen Liebhaberei für halbrohes Rindfleisch, fetten Lachs und unverdauliche Plumpuddings freigemacht hat, ist man auf dem Wege der Kulturverfeinerung in Magensachen mit Riesenschritten vorwärts gegangen, und ein Festessen in einem fashionablen Westendklub oder im „Carlton" würde heute auch das Urteil eines Brillat-Savarin kaum noch zu scheuen haben.

Natürlich wäre man niemals auf diesen Gipfel der Vollkommenheit gelangt, wenn man nicht die Mehrzahl der Küchenchefs aus Paris bezogen hätte, und es muß gewiß als ein außerordentlicher, in den Annalen der Gastrosophie nahezu einzig dastehender Erfolg bezeichnet werden, daß ein schwaches weibliches Wesen, eine junge, anmutige Frau, und noch dazu eine Engländerin, heute schon nahe daran ist, alle diese ruhmbedeckten Koryphäen des Kochlöffels siegreich aus dem Felde zu schlagen.

In der Londoner Geburts- und Finanzaristokratie — die Geistesaristokratie muß aus naheliegenden Gründen leider ausgenommen werden — hat der Name der schönen Frau Rosa Lewis zurzeit ohne allen Zweifel einen viel besseren Klang als der irgend eines Poeten oder eines leuchtenden Gestirns am Himmel der Kunst. Und doch ist sie nur die Besitzerin des Cavendishhotels in der Jermyn Street und nebenbei ungefähr das, was wir respektlos eine „Kochfrau" zu

nennen pflegen. Aber was für eine Kochfrau! Eine, die während der ganzen Dauer der Gesellschaftssaison von Herzoginnen und Marquisen umschmeichelt wird

Eine neue Idee.

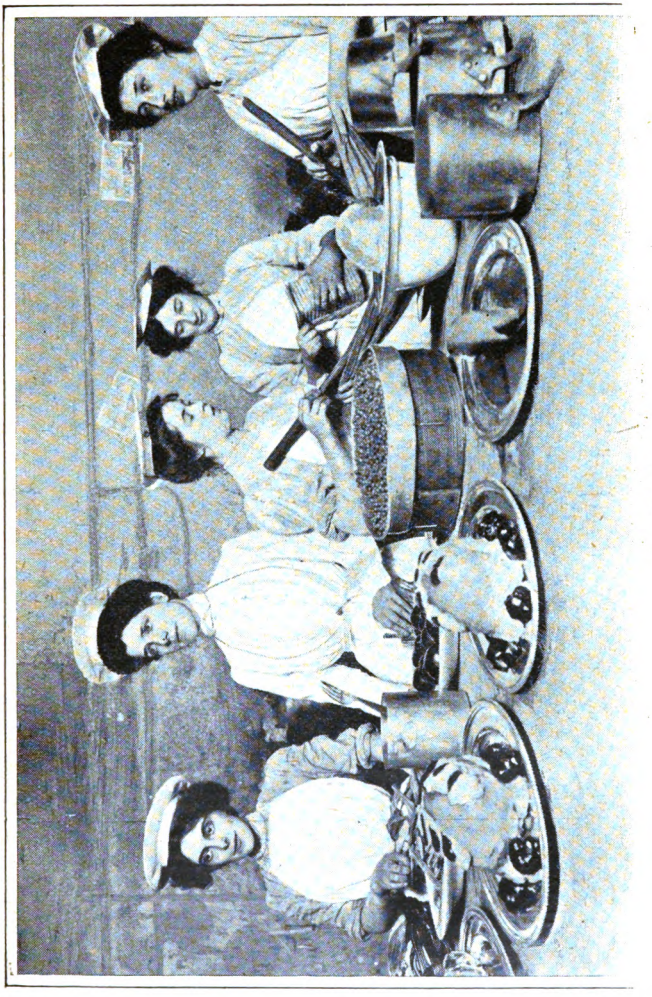
wie ein höheres Wesen, bei der Gräfinnen und Milliardärsgattinnen geduldig antichambrieren, die mit einer Ablehnung namenlosen Kummer und mit einer Zusage unermeßlichen Jubel in die ersten Häuser des

Landes bringt — eine Kochfrau mit einem Jahreseinkommen von mindestens hunderttausend Mark!

Ich kann leider nicht verraten, wie alt Frau Lewis heute ist; meine Leserinnen mögen sich diese Frage freundlichst an der Hand der beigegebenen Aufnahmen beantworten, die sie in verschiedenen markanten Phasen ihrer Tätigkeit darstellen. Aber wenn Frau Lewis auch noch keinen Biographen gefunden hat, bei dem man sich über so delikate Fragen Auskunft holen könnte, so wird sie doch selbstverständlich gleich anderen lebenden Größen des öfteren von wißbegierigen Interviewern heimgesucht, und sie weiß zu diesen Ausfragern über ihren Werdegang und über das Wesen ihrer Kunst ebenso bereitwillig und schalkhaft zu plaudern, wie irgend eine gefeierte Diva über ihre Anfänge und ihre kleinen Kulissenerlebnisse zu plaudern pflegt.

Frau Lewis hätte keinen Anspruch auf den Namen eines wahren Genies, wenn sie nicht ihre spezielle Begabung mit auf die Welt gebracht und schon im zartesten Kindesalter überraschend offenbart hätte. Wer würde nicht an Mozart oder andere nachmals zu der Menschheit Höhen emporgestiegene Wunderkinder erinnert, wenn er von Frau Lewis erfährt, daß sie schon als elfjähriges Mägdelein alle Sonntags- und Festmahlzeiten in ihrem Elternhause ganz allein herzurichten pflegte, und daß sie dabei keinerlei Mißgeschick zu beklagen hatte, abgesehen von einer Unzahl zerbrochener Teller und Töpfe, die ihrem überschäumenden jugendlichen Tatendrange zum Opfer fielen.

Aber wie vernünftige Eltern ihre musikalisch veranlagten Wunderkinder trotz früh errungener Erfolge nicht der autodidaktischen Ausbildung überlassen, sondern sie einem tüchtigen Meister in die Lehre geben, so blieben auch dem Kochgenie der kleinen Rosa die



Angerichtet.

harten Lehrjahre mit ihren geiſttötenden handwerklichen Beſchäftigungen nicht erſpart. Mit dem überlegenen

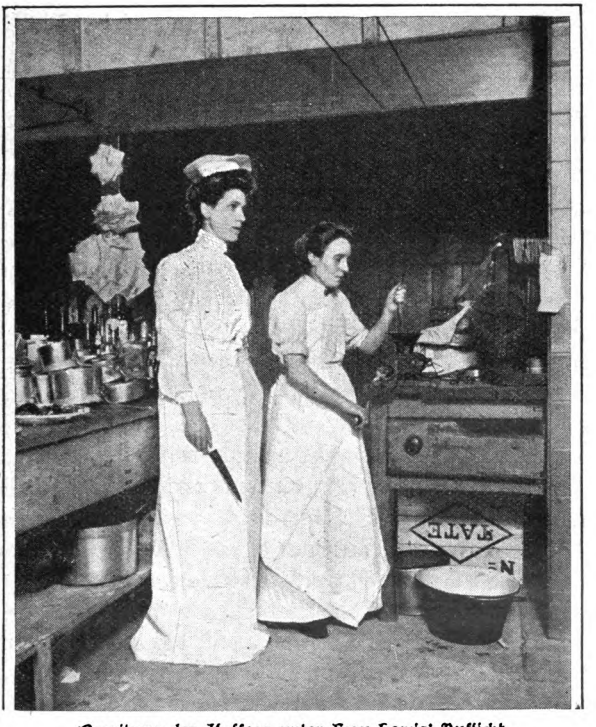
Lächeln der fertigen Künstlerin spricht sie heute davon, wie sie in der Küche des Grafen von Paris unter dem berühmten Bardet Bohnen abgezogen und Töpfe gescheuert habe, und sie wird nicht müde, zu versichern, daß noch niemand ein großer Kochkünstler geworden sei, der nicht damit begonnen habe, eigenhändig Rübchen zu putzen und Kartoffeln zu schälen.

Zwei Jahre lang bekleidete die nachherige Frau Lewis einen bevorzugten Vertrauensposten in der Küche des Herzogs von Orleans. Dann aber führten Ehrgeiz und unbezwinglicher Drang nach größerer Selbständigkeit die junge Dame in die Laufbahn, auf deren stolzer Höhe sie nunmehr angelangt zu sein scheint.

Eine von ihr erfundene Ortolanenpastete, die bei einem Diner zu Newmarket das Entzücken des damaligen Prinzen von Wales erregte, lenkte die Aufmerksamkeit der sublimsten Feinschmecker des Inselreiches auf die vielversprechende junge Künstlerin, und bei der schier unerschöpflichen Fruchtbarkeit an neuen Ideen, die Frau Rosa Lewis' hervorstechendste Besonderheit ausmacht, konnte es nicht fehlen, daß sie sich bald einen geachteten Platz neben den ersten ihres Faches erkämpft hatte.

Denn auf keinem anderen Gebiete ist das Bedürfnis nach „Novitäten" so lebhaft und ihre Erfindung so schwierig wie auf dem der Kochkunst, die jahraus, jahrein mit denselben Rohmaterialien zu arbeiten hat und in der Hauptsache immer an die allbekannten, erprobten Herstellungsarten gebunden bleibt. Auf dem Wege angestrengten Nachdenkens ist bei so gebundener Marschroute nur schwer zu epochemachenden Neuschöpfungen zu gelangen. Die glücklichen Inspirationen des wahren Genies allein sind es, auf die der Feinschmecker seine Hoffnungen setzen muß, und wir betrachten es als einen sehr hübschen Zufall, daß es dem

Photographen gelungen ist, Frau Rosa Lewis gerade in dem Augenblick auf die Platte zu bringen, wo eine solche erleuchtende Eingebung ihr feines Gesicht verklärt und durchgeistigt (S. 189). Vielleicht war es ihre



Bereitung des Kaffees unter Frau Lewis' Aufsicht.

berühmte „Poularde soufflée“ oder ihr nicht minder gefeierter Wachtelpudding, der diesem begnadeten Moment seine Entstehung verdankte; aber wer mag das erraten, denn die Zahl ihrer glorreichen Erfindungen ist Legion, und die Gewißheit, daß ein Festmahl unter

ihrer Oberaufsicht und Mitwirkung bereitet wird, ist zugleich eine Bürgschaft dafür, daß die beneidenswerten Tischgäste sich auf mindestens eine erfreuliche Überraschung gefaßt machen dürfen.

Wenn die Hochflut der Gesellschaften und Bälle über London hereinbricht, gibt es in der vornehmen Welt der englischen Hauptstadt keine begehrtere Persönlichkeit als Frau Rosa Lewis, und sie müßte sich verzehnfachen können, um allen an sie gestellten Anforderungen zu genügen. Das Menschenmögliche in solcher Vervielfältigung leistet sie ohnehin. Denn obwohl sie es mit der Erfüllung der ihr übertragenen Aufgaben sehr ernst nimmt, obwohl sie sich um die kleinsten Einzelheiten kümmert und obwohl sie um keinen Preis ein mißlungenes Gericht oder eine mangelhaft angerichtete Schüssel aus der zeitweilig ihrer Aufsicht unterstellten Küche hervorgehen lassen würde, bringt sie es doch fertig, gleichzeitig drei oder vier an verschiedenen Orten abgehaltene „Diners" mit ihrem Geiste zu erfüllen. In einem Cab, dessen Kutscher mit Windeseile die Straßen durchsausen muß, fährt sie dann beständig zwischen den betreffenden Häusern hin und her, und die Leistungen eines Schachmeisters, der ein Dutzend Partien zugleich beherrscht, bedeuten nichts neben der geistigen Beweglichkeit, der großartigen Umsicht und kaltblütigen Treffsicherheit, die unsere geniale Kochkünstlerin bei solchen Gelegenheiten zu entfalten weiß.

So ist Frau Rosa Lewis innerhalb weniger Jahre der erklärte Liebling aller jener erlauchten englischen Geister geworden, denen ein köstliches Mahl die höchste und reinste der irdischen Freuden bedeutet. Selbst aus allerhöchstem Munde ist ihr mehr als einmal die wärmste Anerkennung zu teil geworden.

Und doch ist Frau Rosa Lewis nicht vollkommen glücklich. Sie klagt über einen Niedergang des guten Geschmacks, den ihre fein besaitete Künstlerseele tief und schmerzlich empfindet.

„Namentlich die jungen Herren von heutzutage," klagte sie einem verständnisvollen Ausfrager, „sind bei weitem nicht mehr die Feinschmecker, an denen die ältere Generation so reich war. Früher fing man mit Sherry an und hörte mit Portwein auf, um die Zunge empfänglich zu halten für alle Feinheiten und zarten Nüancen der einzelnen Gänge, deren jeder der ihm gebührenden Würdigung gewiß sein durfte. Heute verspeisen die Herren eine gebratene Seezunge ebenso gleichgültig wie die kostbarste Delikatesse; eine Schüssel, die dem fürstlich bezahlten Kochkünstler vielleicht stundenlanges Kopfzerbrechen gekostet hat, geht ganz eindruckslos vorüber. Man stumpft die Zungennerven ab, indem man alle Speisen gleichmäßig mit Champagner hinunterspült, und man ist froh, wenn man aufstehen kann, um nach einem hastig und verständnislos getrunkenen Likör in irgend ein Theater zu laufen. Vermutlich ist es der Geist unseres ‚elektrischen' Jahrhunderts, dem wir diese traurige Wandlung verdanken."

Man sieht, es sind nicht allein die verwöhnten Geistesgrößen, die trotz aller Anerkennung über Mangel an gerechter Würdigung zu klagen lieben.

Zwischen Paraguay und Parana.

Eine südamerikanische Wanderfahrt von M. Elsner.

△ △

Mit 5 Illustrationen. △ (Nachdruck verboten.)

Von den südamerikanischen Republiken bietet das von Bolivia, Brasilien und Argentinien umschlossene Paraguay dem Reisenden vielleicht die mannigfachsten und wechselvollsten Reize. Denn kaum in einem der Nachbarländer treten die Gegensätze zwischen der Unkultur der eingeborenen Bevölkerung und der europäischen Zivilisation so häufig und so augenfällig zu Tage wie in diesem Stromgebiet des Paraguay und des Parana. Sie machen sich dem Fremden schon in der Hauptstadt Asuncion bemerkbar, der ältesten Stadt im La Plata-Gebiete, die im Jahre 1536 von Juan de Ayolas angelegt wurde und bis in das 17. Jahrhundert hinein der Mittelpunkt aller spanischen Länder am La Plata war. Nach ihrer Zerstörung durch den Diktator Francia schöner und prächtiger wieder aufgebaut, imponiert die Hauptstadt nicht nur durch ihre malerische Lage auf den Uferbänken des Stromes, sondern auch durch ihre breiten, geraden Straßen und durch eine Anzahl von Monumentalbauten, deren Größe und üppige Ausstattung zu einer Einwohnerzahl von wenig mehr als fünfunddreißigtausend kaum im richtigen Verhältnis steht.

Aber ein wesentlicher Teil dieser schönen öffentlichen Gebäude ist unvollendet geblieben oder liegt in

Trümmern, die von den stürmischen Zeiten blutigen Bürgerkrieges erzählen, und zu deren Beseitigung es späteren Regierungen an Lust oder Geldmitteln gefehlt hat. Recht dürftig erscheinen neben ihnen die niederen, aus leichtestem Material kunstlos erbauten Privathäuser der weißen Bevölkerung.

Eingeborene von Paraguay.

Wenige Schritte weiter indes, und wir befinden uns zwischen den Ranchos der Eingeborenen, armseligen, offenen Hütten, die uns gestatten, das Leben und Treiben der noch immer auf einer recht niedrigen Kulturstufe stehenden Indianer bis in seine intimsten Einzelheiten kennen zu lernen. Die Segnungen der Zivilisation sind an dieser wenig bildungsfähigen Rasse beinahe spurlos vorübergegangen. Sie führen noch heute Pfeil und Bogen wie ihre Vorfahren vor vielen Jahrhunderten, und ihr Schicksal wird darum voraussichtlich dasselbe sein wie das ihrer auf den Aussterbeetat gesetzten nordamerikanischen Stammverwandten.

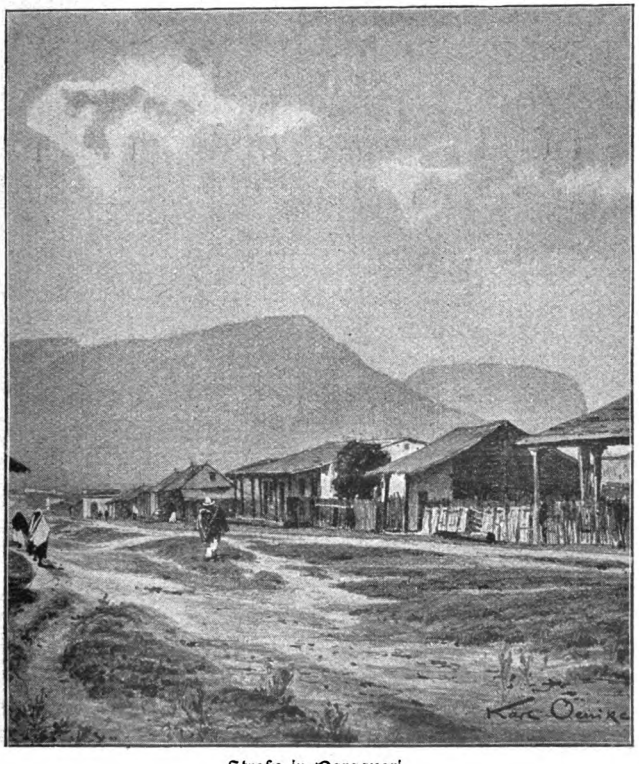
Asuncion ist der Haupthandelsplatz der Republik. Eine ziemlich primitive Eisenbahn führt von hier über die 72 Kilometer südöstlich gelegene Stadt Para-

guari nach Villa Rica. Die Strecke durchschneidet Gegenden von großem landschaftlichen Reiz, und die Fahrgeschwindigkeit ist eine so mäßige, daß dem Reisenden ausgiebige Gelegenheit geboten ist, ihre Schönheiten in sich aufzunehmen. Paraguari, eine von den bedeutenderen Ortschaften des Landes, liegt in einem anmutigen Gebirgstal, vor dem sich in bizarren Umrissen die auf unserem Bilde sichtbaren isolierten Berge Cerro Hu und Cerro Santo Tomas erheben. Trotz seines starken Verkehrs und seiner nicht unbeträchtlichen Einwohnerzahl hat Paraguari keineswegs das Aussehen eines modernen städtischen Gemeinwesens. An den ungepflasterten, grasbewachsenen Straßen liegen niedrige, windschiefe Holzhäuser mit offenen Vorhallen und vergitterten Fenstern. Einzig an den beiden großen Plätzen, auf denen die Markthalle und eine architektonisch bemerkenswerte Kirche errichtet sind, finden sich einige stattlichere Gebäude.

Von Paraguari oder von Ibitimi, einer späteren Station der Eisenbahn, aus lassen sich die lohnendsten Ausflüge in das Innere des Landes unternehmen. Man sollte dazu allerdings nicht die eigentlichen Sommermonate wählen, denn die Hitze erreicht zu dieser Zeit oft einen sehr hohen Grad. Eigentlich ungesund freilich ist das Klima auch dann nicht zu nennen. Für europäische Einwanderer bietet Paraguay bei der großen Fruchtbarkeit seines Bodens darum noch immer ungleich günstigere Aussichten als die meisten anderen südamerikanischen Staaten.

Trotzdem ist die Einwanderung andauernd eine sehr geringfügige. Sie belief sich in den Jahren von 1881 bis 1893 auf insgesamt 7152 Köpfe, während man 1901 und 1902 683 Einwanderer zählte. Sie haben sich zum großen Teil in besonderen Ackerbaukolonien seß-

haft gemacht, und einige von diesen tragen einen rein deutschen Charakter. So vor allem die Staatskolonie San Bernardino, die für den landschaftlich



Straße in Paraguari.

schönsten Punkt der Republik gilt und ungefähr 40 Kilometer von Asuncion entfernt an der Laguna Ypacaray liegt. Die Gehöfte der Ansiedler — es sind durchweg Angehörige der deutschen oder schweizerischen Nationalität — liegen weit zerstreut, untermischt mit den

Im Urwald.

Ranchos der Eingeborenen, deren Gesamtzahl sich heute in ganz Paraguay auf etwa 100,000 Köpfe belaufen mag. Einen viel besuchten Vereinigungspunkt für alle Kolonisten von San Bernardino bildet die sogenannte Bierschlucht, ein wildromantisches, tiefeingeschnittenes und von der üppigsten Vegetation erfülltes Gebirgstal, in dem ein eingewanderter Rheinländer, dem es an Unternehmungsgeist und Mut nicht gebrach, eine richtige deutsche Brauerei errichtet hat. Ihr Erzeugnis erfreut sich wohlverdienten Rufes im ganzen Lande, und die umwohnenden Kolonisten finden sich sehr gern hier in dem heimatfernen Tropenwinkel zu einem gemütlichen Schoppen nach deutscher Weise zusammen.

Andere deutsche Kolonien sind Nueva Germania und das 300 Quadratkilometer große Hohenau am Parana oberhalb Encarnacion.

Villa Rica, die Endstation der Eisenbahn und nächst Asuncion die größte Stadt Paraguays, ist der Hauptplatz für den Handel mit Tabak, der neben dem sogenannten Paraguaytee den Hauptausfuhrartikel des Landes darstellt. Allerdings wird ungefähr die Hälfte der Produktion in der Republik selbst verbraucht, wobei die Verarbeitung zu Zigarren und Zigaretten eine höchst primitive ist.

Das Hauptabsatzgebiet für den Paraguaytee, die Blätter des immergrünen Ilexbaumes, sind die übrigen südamerikanischen Staaten. Hier wird dieser aromatisch bitter schmeckende, beruhigend wirkende Tee dem chinesischen durchweg vorgezogen, und der Gesamtverbrauch Südamerikas beträgt mehr als 30 Millionen Kilogramm.

In der Nähe von Villa Rica beginnt eine langgestreckte Bergkette, unter deren Erhebungen besonders der etwa 700 Meter hohe Cerro Tatuy um seiner

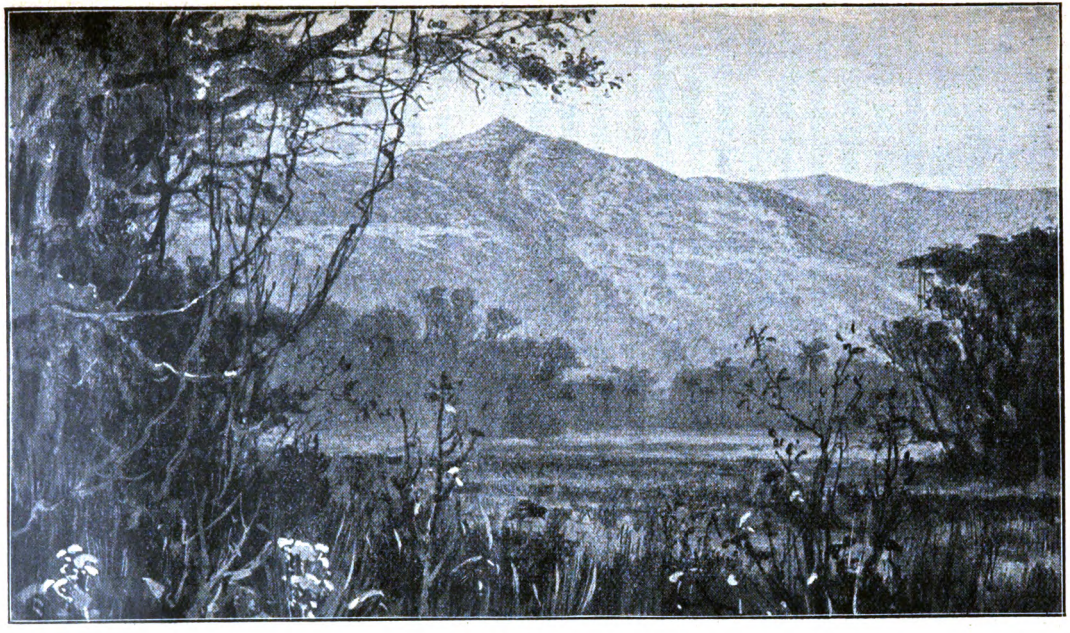
Die „Bierschlucht“ in San Bernardino.

schönen Lage und seiner pittoresken Gestaltung willen bemerkenswert ist.

Bestiegen wird er allerdings nur selten. Denn der Ritt durch die ihm vorgelagerte Ebene legt dem Touristen außergewöhnliche Strapazen und Unbequemlichkeiten auf. Es gilt da, eine Anzahl von Sümpfen zu passieren, aus deren zähem, klebrigem Schlamm sich die Hufe der bis zu den Knieen einsinkenden Pferde oft nur mit größter Mühe loszuarbeiten vermögen. Ein großer Teil des Weges führt überdies durch dichten Urwald, in welchem der Weg zwischen Schlingpflanzen und verwachsenen Zweigen hindurch mit großen, säbelartigen Messern, den Machetes, gebahnt werden muß. Auch bilden die in ungezählten Scharen über den Sümpfen schwebenden Stechfliegen eine Plage, die Menschen und Tiere fast zur Verzweiflung bringen kann. Die Pferde werfen sich häufig auf den Boden, um sich durch Umherwälzen ihrer grausamen Plagegeister zu entledigen, und selbst dichte Schleier können kaum verhindern, daß sich Hände und Gesicht des Touristen bald mit kleinen, überaus schmerzhaften Blutblasen bedecken.

Allerdings wird er, wenn er sich auf dem beschwerlichen, mehrtägigen Ritt zur nächtlichen Rast niederläßt, durch die einzigartige Romantik des tropischen Lagerlebens für diese und ähnliche Unbilden reich entschädigt. Karl Oenike, ein trefflicher Kenner Paraguays, schildert eine solche Rast lebhaft und anschaulich mit folgenden Worten:

„Tiefe Ruhe breitete sich rings um uns aus. Wie ein stiller, dunkelgrüner Waldsee lag im Abendschatten der dämmerige Potrero, von allen Seiten umgrenzt von den vorgeschobenen Ausläufern der dichten Baummassen des weiterhin in bläuliche, dunkle Schatten aus-



Am Cerro Tatuy.

laufenden Urwaldes, und düster und mächtig stieg dahinter der bewaldete Gipfel des sagenhaften Cerro Tatuy empor. Dunkler wurde es um uns her, und der goldige Schein des Abendhimmels erlosch. Wenn die Nacht ihre duftigen Schleier im Zwielicht webt, wenn der Mond seine glitzernden Lichter über die Lianen huschen läßt, das Lagerfeuer schwach aufflackert und gespenstisch die alten Urwaldstämme beleuchtet, verstummt das Gespräch vor dem eigenartigen und stimmungsvollen Reiz der Waldeinsamkeit. Wie grünglühende Funken sprühen Leuchtkäfer auf und nieder und spielen träumerisch im Mondschein. Langsam erlischt das Lagerfeuer, und zauberisches Waldweben beginnt."

Die Besteigung selbst bietet keine nennenswerten Schwierigkeiten und entschädigt den Touristen für alle ausgestandene Mühsal durch die herrliche Aussicht, die auf dem Gipfel des aus kristallinischem Schiefer aufgebauten Berges seiner wartet.

In der Umgebung des Cerro Tatuy leben auch die meisten der in rascher Verminderung begriffenen Guayaquiindianer. Es gelingt jedoch dem Fremden nur selten, einen von ihnen zu Gesicht zu bekommen. Denn die fast zwergenhaft kleinen Eingeborenen suchen mit ängstlichster Geflissenheit jeder Berührung mit den weißen Eindringlingen auszuweichen. Man erzählt sich in Paraguay von ihrer Lebensweise die wunderlichsten Geschichten. Sicher aber ist, daß sie auf einer noch tieferen Stufe stehen als die übrigen Indianer Südamerikas, daß sie fast wahllos alles verzehren, was ihnen an Affen, Gürteltieren, Schnecken und ähnlichen Leckereien in die Hände fällt, und man darf wohl den Berichten der Reisenden Glauben schenken, die behaupten, daß sie sich für das Fällen der Palmen, deren

Mark sie verzehren sollen, und für den Bau ihrer meist im tiefsten Urwald versteckten Hütten noch roher Steinwerkzeuge bedienen.

Die Tierwelt von Paraguay ist weder an Arten noch an Individuen so reich, als man es bei der Fruchtbarkeit des Bodens voraussetzen sollte. Ganze Gattungen, die den vorhandenen Anzeichen nach früher in großer Zahl vertreten gewesen sein müssen, sind jetzt verschwunden. Es finden sich nur noch wenige Arten von Kapuziner- und Brüllaffen, außerdem Füchse, Nasenbären, Baumstachelschweine, Gürteltiere und kleinere Ameisenfresser. Das Opossum ist in manchen Gegenden von Paraguay noch ziemlich häufig. Auch erfreut den Reisenden im Urwalde oft der Anblick eines schöngefiederten Papageis. Von jener üppigen Fauna aber, die andere tropische Gegenden aufweisen, ist in Paraguay aus schwer erklärlichen Gründen nicht mehr die Rede.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Das Ehebarometer. — „Nein — man kann nicht gratulieren!“ erwiderte ich meinem Freunde Robert, der sich gerne auf den Menschenkenner hinausspielt und die üble Gewohnheit hat, auf Grund seiner angeblichen Kenntnis der menschlichen Seele in seinem Bekanntenkreise die Ereignisse der kommenden Zeit zu prophezeien.

Robert nahm meine unverblümte Antwort sehr übel auf, denn er hatte es als sicher vorhergesagt, daß ich mit einer gewissen jungen Dame, die den hübschen Namen Röschen führte, den üblichen Weg zum Traualtar machen werde.

„Also wirklich nicht?“ fragte er sehr nachdenklich.

„Nein. Es haben sich Gründe eingestellt, die es wünschenswert erscheinen lassen, daß jene junge Dame, die uns beiden sehr wohl bekannt ist, meine Frau nicht wird.“

„Hast du sie auf Flatterhaftigkeiten erwischt?“

„Keineswegs.“

„Steht vielleicht die Sache mit der Mitgift nicht so, wie es den Anschein hat?“

„Ich habe keinen Grund, vor der eisernen Kasse des Papas jener jungen Dame weniger Respekt zu haben als früher.“

„Dann ist etwas in der Familie nicht in Ordnung!“

„Stürze dich nicht in Vermutungen, welche keinen Hintergrund haben, denn außer mir weiß augenblicklich kein Mensch auf dieser trefflichen Erde, weshalb diese Verlobung nicht zu stande kam, wie es doch alle Beobachter vermuteten. Da du mir aber stets ein lieber Freund warst und mir manche Gefälligkeit erwiesen hast, so fühle ich mich verpflichtet, dir die Wahrheit zu sagen: Fräulein Röschen hat die Probe mit dem Ehebarometer nicht bestanden.“

„Welche Probe?“ fragte mein Freund überrascht.

„Die Probe mit dem Ehebarometer,“ wiederholte ich einfach,

als handle es sich um eine allbekannte Sache, von der es mich wundere, daß sie mein Freund nicht wüßte.

„Ehebarometer? Was ist denn das?"

„Du scheinst in der Physik der Liebe doch nicht so bewandert zu sein, wie ich glaubte. Das Ehebarometer ist übrigens unser Familiengeheimnis. Irgend ein Großvater hat es entdeckt. Von ihm vererbte es sich auf die Väter und Söhne und befindet sich gegenwärtig in meinem Besitze. Ich glaube keinen besseren Gebrauch von dieser Erbschaft machen zu können, als wenn ich sie mit dir teile, da du gleich mir noch nicht die erhabene Lebensaufgabe erfüllt hast, eine Gattin zu wählen. Voraussetzung ist natürlich, daß du das Geheimnis ebenso treu behütest, als es meine Vorfahren getan haben."

Robert beteuerte seine Verschwiegenheit.

„Das Ehebarometer," begann ich nun, „hat die Aufgabe, anzuzeigen, ob ein Mädchen jene Eigenschaften besitzt, die eine glückliche Ehe verbürgen, jene Eigenschaften, deren Mangel später recht schmerzlich empfunden wird, wenn die Flitterfreuden des Honigmondes weggeküßt sind, wenn der liebliche Selbstbetrug eines vorgespiegelten Glückes zusammenbricht, und die Schattenseiten des holden Geschöpfes sichtbar werden, das man bisher als ausgemachten Engel verehrte und bewunderte. Du würdest dich selbstverständlich irren, wenn du glaubtest, daß das Ehebarometer ein geheimnisvolles Instrument oder ein wunderlicher Apparat sei. Es ist nichts als ein kleiner Trick, eine redliche Finte, eine ganz harmlose List, deren Anwendung dem korrektesten Menschen erlaubt ist. Jener meiner Großväter, der sich rühmen darf, das Ehebarometer entdeckt zu haben, erkannte, daß unsere gesellschaftlichen Einrichtungen unvollkommen sind, da sie uns mit der Erwählten unseres Herzens stets nur in angenehmen und behaglichen Situationen zusammenführen. Nun offenbart sich aber der wirkliche, echte Charakter des Menschen stets nur in den unangenehmen Augenblicken des Lebens, in den Sackgassen der Verlegenheiten und den Zwickmühlen der Angst und Not. Hier erst kann man sehen, ob der Mensch Ausdauer, Mut, Geduld und Widerstandsfähigkeit besitzt, ob er den Kopf hochzuhalten weiß und nicht gleich das Hasenpanier ergreift, wenn das Leben einmal kräftiger zulangt,

als es just notwendig ist. Will man also den Charakter eines Menschen erproben, so muß man ihn in solch unangenehme Situationen bringen, die dann zum Gradmesser seiner seelischen Eigenschaften werden und mit dem Barometer insoferne Ähnlichkeit haben, als man mit ihrer Hilfe sozusagen ablesen kann, wie sich der Mensch in schwierigen Fällen des Lebens benehmen wird."

„Und Röschen hat diese Probe nicht bestanden?"

„Leider nicht. Ich sage ‚leider', weil ich es ihres hübschen Stumpfnäschens wegen bedaure. Ich schwärme nämlich für Stumpfnäschen, eine Schwäche, deren ich nur errötend gedenke."

„In welcher Form wandtest du denn das theoretische Ehebarometer an?"

„In der, die in unserer Familie von jeher gebräuchlich ist: in der Form einer Vergnügungsreise. Man überredet die Dame seines Herzens und deren Mutter zu einer kleinen Reise oder einem größeren Ausfluge. Am vorteilhaftesten wählt man dazu einen Tag, an dem es bestimmt regnen wird, und eine recht unfreundliche, wenig interessante Gegend, die man vorher mit einigen lobenden Worten in ein besseres Licht rückt. Ein solch größerer Ausflug ist naturgemäß mit allerlei Unbequemlichkeiten verbunden, die auf die seelischen Funktionen der strapazierten Damen rückwirken. Man kann daher schon am Anfange der Reise die ersten Beobachtungen am Ehebarometer ablesen. Ist die junge Dame ungeduldig und gereizt, so sind das schon bedenkliche Anzeichen, die wohl beachtet sein wollen, denn sie verraten eine Frau, die keine Geduld besitzt, und gerade diese weibliche Tugend sollte in keiner Ehe fehlen. Je früher es unterwegs zu regnen anfängt, desto eher kann man die Widerstandsfähigkeit und den Mut der jungen Dame feststellen. Mangeln ihr diese beiden Vorzüge, so wird sie schon beim ersten Regentropfen ängstlich und zimperlich zur Umkehr mahnen; bietet sie jedoch der Ungunst des Wettergottes Trotz, spannt sie heiter den Schirm auf, dann ist es ein Zeichen, daß es mit dem Mut und der Widerstandskraft der jungen Dame gut bestellt ist. In diesem Fall kann man das Gespräch um einige Nüancen intimer gestalten und die ersten Vorbereitungen für eine Liebeserklärung treffen."

„Wenn es aber durchaus nicht regnen will?"

„Dann erreicht man auch mit Hilfe der Hitze sein Ziel, denn ein junges Mädchen, das fröhlich plaudernd an einem schwülen Nachmittag in den Strahlen der Sonne durch eine trostlose Gegend wandert, ohne sich besonders zu beklagen, ohne über die Hitze zu schmollen und ohne ihre Begleiter mit Launen zu quälen, dürfte eine ganz tapfere Frau werden, die die vielen kleinen Unannehmlichkeiten des ehelichen Lebens mit heiterem Mute ertragen wird. Es kommt ja in allen diesen Situationen nur darauf an, in welcher Laune die Unannehmlichkeiten ertragen werden. Ein lachendes Gesicht im strömenden Regen, ein übermütiger Scherz im Schwitzbad eines brennendheißen Julinachmittags sind günstige Zeichen am Ehebarometer."

„Und wie benahm sich denn Röschen auf dieser Verlobungsreise?"

„Solange wir die Bahn benutzten, war sie liebenswürdig wie immer; als es aber dann zu Fuß gehen hieß, stellten sich schon die ersten Anzeichen des Unmutes ein. Sie sagte, es sei barbarisch, bei dieser Hitze in einer solchen langweiligen Gegend herumlaufen zu sollen, und als endlich das Gewitter losbrach, wurde sie wild und verwünschte die Idee, an solchen gewitterschwülen Tagen Partien machen zu wollen. Sie stellte sich trotzig in den Flur eines Bauernhauses und erklärte, keinen Schritt weiter machen zu wollen. Ihre geballten Fäustchen machten mich sehr stutzig. Es kam mir unwillkürlich der Gedanke, daß sich dieses kleine Fäustchen, das sich jetzt gegen die Wettergötter dräuend richtete, in einem häuslichen Gewitter einst gegen mich ausstrecken könnte, eine Unannehmlichkeit, die ich lieber nicht erleben wollte. Ich lobte also mein Ehebarometer, schlug selbst die Rückkehr vor und — nun so wurde eben aus der Verlobung nichts, obwohl du sie sicher prophezeit hattest. — Ich will dir auch gestehen, daß dies nicht mein erster Versuch war, die Vorteile des Ehebarometers auszunutzen. Schon im vorigen Sommer unternahm ich mit Trudchen L., die dir ja ebenfalls bekannt ist, eine ähnliche Vergnügungstour. Auch sie endete resultatlos, denn Trudchen entpuppte sich als eine Nörglerin ersten Ranges, die überall etwas auszustellen hatte, der bald die Sonne zu heiß, dann die Wolken zu trüb waren, die bald rascher, bald langsamer gehen und stets rasten wollte."

„Da wirst du dein Ehebarometer noch lange erproben müssen, bis du eine Frau findest, die diesem Gradmesser entspricht."

„Wie lange dies noch dauern wird, weiß ich allerdings nicht; aber der richtige Augenblick wird gekommen sein, wenn das Ehebarometer ‚beständig' und ‚heiter' anzeigt, wenn ich mit einer jungen Dame durch jene Gegend gehe, deren helles Auge dann dennoch die bescheidenen, unansehnlichen Reize dieser Landschaft sieht, die über den Regen nicht erschrickt, vielmehr mit ihrem silberhellen Lachen den Donner übertönt und der Gluthitze ihr fröhliches Temperament gegenübersetzt. Dann habe ich die Gewähr, daß ich eine Frau zu nehmen im Begriffe bin, die die kleinen Schwierigkeiten des Lebens spielend besiegen und die Mißstimmungen nicht aufkommen lassen wird. Ich hoffe, daß mich das Ehebarometer zu diesem glücklichen Ende führen wird."

Freund Robert dankte mir mit sehr verbindlichen Worten für meine Mitteilungen und versprach mir, sofort Nachricht zu geben, falls er mit Hilfe des Ehebarometers bei einer Dame seiner Bekanntschaft einen günstigen Erfolg erzielt haben sollte.

Wollen es die Leser nicht auch versuchen?

Alois Ulreich.

Neue Erfindungen. I. Brotschneider „Dresden". — Eine Brotschneidemaschine, die ebenso hartes wie weiches Brot schneidet, und bei welcher vor allem Fingerverletzungen ausgeschlossen sind, diesen alten Wunsch jedes Hausstandsgeschäftes und jeder Hausfrau soll die neue Brotschneidemaschine „Dresden" erfüllen. Dieses Problem scheint die herstellende Firma, Eisenwerk G. Meurer, Cossebaude-Dresden, völlig gelöst zu haben, ja noch mehr, denn die Maschine ist nicht nur mit einer höchst sinnreichen Fingerschutzvorrichtung versehen, sondern besitzt auch noch eine Einrichtung für selbsttätigen Brotvorschub; ferner besitzt sie noch eine

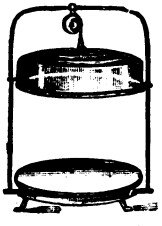
Der Brotschneider „Dresden".

äußerſt bequem zu handhabende Vorrichtung, welche im Augenblick eine genaue Einſtellung auf jede beliebige Brotſtärke geſtattet. Hartes und weiches Brot ſchneidet ſie ſchnell und abſolut gleichmäßig in

Der Brotſchneider im Gebrauch.

der Stärke. Alle Teile, die mit dem Brot in Berührung kommen, Rückwand und Tiſch, ſind von poliertem Holz, die Meſſerſcheibe beſteht aus vorzüglichem Stahl, das Geſtell iſt hellblau lackiert, Schutzhebel und Deckel ſind ſauber vernickelt, kurz „Dresden" iſt eine Brotſchneidemaſchine erſten Ranges.

II. Selbsttätige Hebe- und Haltevorrichtung für Glasglocken. — Eine wichtige Neuerung, nicht nur für Butter- und Delikateßgeschäfte, Fleischereien, für Restaurants, Hotels und so weiter, sondern auch für jede Küche, für jede Haushaltung, ist die von der Firma Bockhardt & Francke, Leipzig-Lindenau, hergestellte selbsttätige Hebe- und Haltevorrichtung für Glasglocken. Bisher war es üblich, Bedeckungen aus Glas, die als Schutz gegen Insekten, Staub, Dunst und gegen Berührung über Speisen gedeckt waren, mit der Hand abzuheben und beim Verkauf beiseite zu stellen. Hierbei werden oft Glasglocken zerbrochen, vielfach fehlte auch der Platz zum Wegstellen derselben, und eine schnelle Bedienung war nicht möglich. Sind die Speisen gemeinsam in einem Glasschrank untergebracht, so ziehen sie gegenseitig den Geruch der anderen an und verlieren dadurch ihren Wohlgeschmack. Ebenso ist das immerwährende Auf- und Zumachen des Schrankes eine lästige Arbeit, und ferner ist das Halten der Käseglocke bei dichtbesetzter Tafel eine äußerst unangenehme Zugabe. Diese schlechten Eigenschaften sind es auch, die es entschuldbar erscheinen lassen, wenn auf dem Abendtisch, in der Küche, in vielen Nahrungsmittelgeschäften die Speisen unbedeckt bleiben. Alle Nachteile werden aber sofort vermieden bei Benutzung der neuen und praktischen Hebe- und Haltevorrichtung. Dieselbe besteht aus einem Gestell, an dem sich der Glockenanzahl entsprechend eine oder mehrere Kapseln befinden, die einer Taschenuhr ähnlich sehen. Aus jeder dieser Kapseln hängt ein dünner Stahldraht herab, an dem die Glasglocke befestigt ist. Ein leichtes Anfassen der letzteren genügt, um sie durch eine im Innern der Kapsel befindliche Feder auf- oder abwärts zu bewegen. In jeder Höhenlage bleibt die Glocke, wenn man sie losläßt, sofort selbsttätig stehen. Die Apparate bilden je nach Verwendung in ihrer eleganten vernickelten Ausführung eine Zierde für jede Tafel, für jede Küche, für jedes Geschäft. P. R.



Selbsttätige Hebe- und Haltevorrichtung für Glasglocken.

Erzwungenes Gehör. — Der dramatische Dichter Paul Siraudin konnte es im Anfang seiner Laufbahn durchaus nicht erreichen,

daß der Theaterdirektor Roqueplan ihn bei sich empfing. Der Mann ließ überhaupt keinen Dichter und Schriftsteller vor sich, und der Portier seines Hauses befolgte mit unerreichbarer Grobheit aufs strengste den Befehl, unbedingt jeden wegzuschicken, der ihm den Eindruck eines Theaterdichters mache.

So war auch Siraudin zehnmal abgewiesen worden und stand eben wieder aufs tiefste enttäuscht vor dem zugeworfenen Fensterchen des Pförtners, als sein Blick auf eine hohe Leiter fiel, die ein paar Bauarbeiter zum Zweck einer Reparatur an Roqueplans Wohnhaus gelehnt hatten, und die zufällig genau an dem Fenster seines Studierzimmers lehnte.

Der Anblick dieser Leiter brachte den Dichter auf einen schlauen Einfall. „Will er mich nicht gutwillig hören, so erzwinge ich mir eben den Zutritt," sagte er sich.

„Guter Freund, ich gebe Ihnen ein Fünffrankenstück, wenn Sie mir auf eine halbe Stunde Ihren Arbeitsanzug und Ihre Mulde borgen," redete er einen der Maurer an.

„Fünf Franken für eine halbe Stunde? Das ist kein schlechter Verdienst. Wird gemacht!" hieß es lachend.

Zehn Minuten später kletterte ein aufstrebender Dramatiker wohlgemut die Leiter hinan, die zu Roqueplans Arbeitszimmer führte. Auf der Schulter die Mulde voller Steine, den groben Anzug mit Kalk- und Steinspuren beschmutzt, in der Hand aber das Manuskript seines neuesten Lustspiels, so landete er gleich darauf an dem für ihn und seinesgleichen so unzugänglichen Heiligtume des schrullenhaften Theaterkönigs.

„So, Herr Direktor, jetzt können Sie mir nicht entgehen, jetzt werden Sie wohl oder übel mein Stück anhören müssen," redete er den Gefürchteten siegesgewiß durchs Fenster an.

„Was fällt Ihnen ein!" brüllte dieser ihm zu. „Machen Sie, daß Sie weiterkommen!"

„Ganz wie Sie befehlen. Aber erst werden Sie mich anhören."

Unverzagt fing er an, sein Stück zu lesen.

Anfänglich bitterböse, hörte Roqueplan ihm wenigstens zu. Bald aber fesselte ihn das Vorgetragene. Sein erfahrenes Ohr erkannte schnell genug, daß dies die Nahrung sei, die das Publikum verlange.

„Hören Sie auf und kommen Sie herein, wir wollen den Kontrakt abschließen," rief er, lange vor Schluß des Stückes.

Das ließ sich der Dichter nicht zweimal sagen.

Das Stück, das er auf diese originelle Weise an den Mann gebracht hatte, war das überaus erfolgreiche Lustspiel „La Vendetta". Cl. D.

Unheilverkündende Namen. — Bekannt ist der kleine Zug von Aberglauben in Kaiser Wilhelm I., der, als das kronprinzliche Paar einen seiner Söhne Sigismund nennen wollte, ganz ernstlich davon abriet, weil der Name Sigismund für Hohenzollernprinzen von jeher verhängnisvoll gewesen sei. Die Eltern des Neugeborenen fügten sich dem Wunsche des Großvaters und bestimmten einen anderen Namen für ihr Söhnchen. Der Hofprediger, der die Taufe vollzog, hatte jedoch so häufig den Namen Sigismund in Verbindung mit dem Täufling aussprechen hören und selber ausgesprochen, daß er bei der Namengebung sich versprach und anstatt des umgeänderten dem Kinde dennoch den Namen Sigismund erteilte. — zu nicht geringer Bestürzung der erlauchten Eltern und Großeltern.

Und das Merkwürdige an der Sache ist, daß auch in diesem Falle der Name Sigismund seine unheilverkündende Eigenschaft beibehielt: der kleine Prinz mußte bereits in zartem Alter sterben. —

Wunderbarerweise scheint der Einfluß gewisser Namen sich gerade bei gekrönten Häuptern und ihren Abkömmlingen so unheimlich geltend zu machen. Nur vereinzelte Beispiele lassen sich aus bürgerlichen Familien dafür aufzählen, aus Fürstengeschlechtern aber ganze Scharen.

Zwei Namen sind es vor allem, denen nach den Aufzeichnungen der Geschichte diese üble Eigentümlichkeit zugeschrieben werden muß: die Namen Johann und Johanna.

Schon im Jahre 1370, als der erste Stuart den Thron Schottlands bestieg, war er der Ansicht, daß sein Taufname Johann eine schlimme Vorbedeutung in sich schließe, und vertauschte ihn mit dem Namen Robert. Das hob indes die schlimme Vorbedeutung nicht auf. Er wurde sein Leben lang vom Mißgeschick verfolgt, regierte unglücklich nach jeder Richtung hin und starb, erdrückt vom Mißgeschick.

Ein nicht weniger unglückliches Leben führte König Johann ohne Land von England. Um in den unangefochtenen Besitz der Bretagne zu kommen, ließ er seinen Neffen Artur ermorden, erreichte damit aber nur, daß er seine französischen Besitzungen fast ganz verlor, und wurde nachher des Thrones für verlustig erklärt. Er erhielt zwar England später wieder zurück, regierte aber seinen Untertanen durchaus nicht zu Danke und mußte seinen aufsässigen Baronen die berühmte Magna charta bewilligen, die Grundlage zu Englands freier Verfassung. Kein englischer Herrscher hat sich nachher noch Johann genannt.

Nicht besser erging es den Königen dieses Namens in Frankreich. Johann I. regierte nur ein paar Tage. Johann II. mußte jahrelang in England in Gefangenschaft schmachten und starb daselbst. Kein französischer Thronfolger wurde nach ihm noch Johann genannt.

Der Vater von Kaiser Karl IV., König Johann von Böhmen, erblindete, wurde von den Engländern bei Crécy geschlagen und kam dabei um.

Johann Parricida von Schwaben sah sich von seinem Oheim Albrecht I., dem deutschen Könige, abgewiesen, als er Anteil an seinem habsburgischen Erbe verlangte, brachte eine Verschwörung gegen ihn zu stande und ermordete ihn, erreichte aber damit sein Ziel nicht, sondern mußte nach Italien fliehen und ist daselbst verschollen.

Johann I. von Aragonien hatte unaufhörliche Kriege mit seinen Untertanen und war sich wohl bewußt, daß sie ihn haßten und verwünschten. Johann II. führte ebenso unaufhörliche Kämpfe mit seinem eigenen Sohne.

Johann der Unerschrockene von Burgund, der Sohn Karls des Kühnen, wurde ermordet.

Johann II. Kasimir von Polen verlor fast die Hälfte seines Reiches an Rußland und mußte der Regierung entsagen.

Johann Friedrich der Großmütige, Kurfürst von Sachsen, wurde bei Mühlberg besiegt und gefangen genommen und mußte auf die Kurwürde und die Kurlande verzichten.

Johann Friedrich IV. von Sachsen-Weimar wurde von Tilly gefangen genommen und starb ein Jahr darauf, kaum 28 Jahre alt.

Noch in neuester Zeit hat der Erzherzog Johann Salvator, bekannter als Johann Orth, eine traurige Berühmtheit erlangt, da er 1890 wahrscheinlich mit seinem Schiffe in der Südsee untergegangen ist, nachdem er im Jahre vorher all seinen Vorrechten als österreichischer Erzherzog freiwillig entsagt hatte.

Eine ähnliche Liste läßt sich zusammenstellen von den Fürstinnen, die unglücklich genug waren, den Namen Johanna zu tragen.

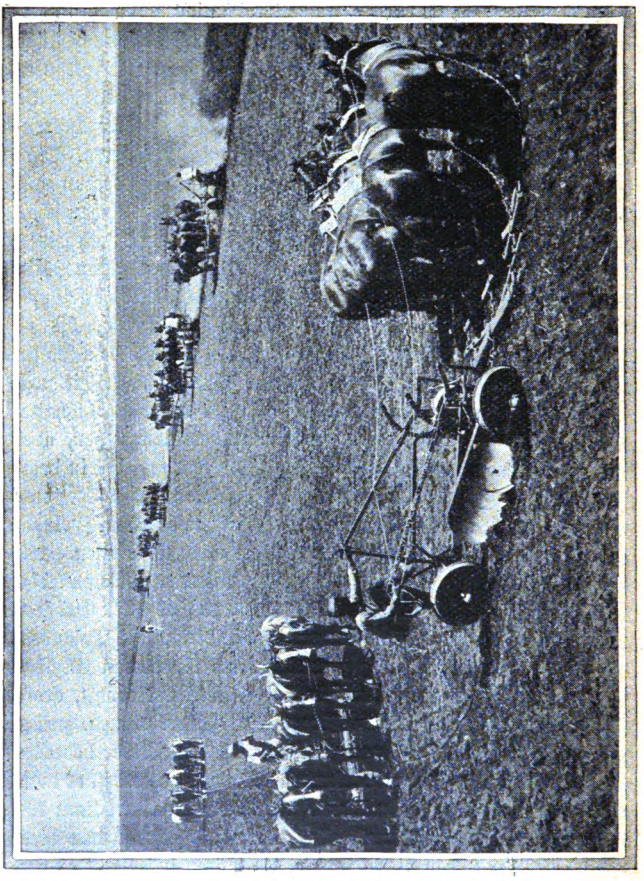
Johanna Seymour, eine der Gattinnen Heinrichs VIII. von England, wurde enthauptet. Johanna Grey, die Tochter der Herzogin von Suffolk, wurde, noch nicht zwanzigjährig, als Gattin des Lord Dudley von der blutigen Mary geköpft. Johanna, Gemahlin Jakobs I. von Schottland, wurde schimpflich und grausam ermordet. Johanna I. von Neapel, aus dem Hause Anjou, wurde aus Rache dafür, daß sie ihren Gemahl, König Andreas von Ungarn, hatte ermorden lassen, von ihrem Schwager Ludwig aus dem Lande ihrer Väter vertrieben und, nachdem sie den Mörder geheiratet hatte, erdrosselt. Auch Johanna II. von Neapel wurde ermordet. Johanna, die Mutter Heinrichs IV. von Frankreich, wurde vergiftet, als sie an den Hochzeitsfeierlichkeiten ihres Sohnes teilnahm. Johanna von Kastilien verlor den Verstand aus Kummer über die Kälte ihres Gemahls, des schönen Erzherzogs Philipp von Österreich, und wurde darauf ermordet. Johanna, Gemahlin Ludwigs XII. von Frankreich, sah sich von ihrem Gatten verstoßen und fiel unter Mörderhänden. Johanna, die Gemahlin Johanns II. von Navarra, konnte den Gedanken nicht ertragen, daß ihm sein Sohn aus erster Ehe, Don Karlos, in der Regierung folgen sollte. Sie entzweite Vater und Sohn miteinander, verwickelte sie in einen Krieg und ließ schließlich den jungen Fürstensohn umbringen. Die Folge war, daß auch sie ein vorzeitiges, gewaltsames Ende fand. C. D.

Ein Eisbärenkampf. — Ein seltenes Schauspiel, für welches mancher römische Kaiser bereitwillig hohe Summen geopfert hätte, ereignete sich am 12. Oktober 1876 im Zoologischen Garten zu Köln. Der dortige Zwinger beherbergte ein Eisbärenpaar. Beide hatten sich noch immer gut vertragen, bis eines Tages eine kleine Meinungsverschiedenheit unter ihnen entstand. Das schwächere Weibchen flüchtete auf den hinter einem geräumigen Bassin befindlichen

Felsen, wo es sich gegen das größere und plumpere Männchen gut verteidigen konnte. Deutliche Zeichen des Mißfallens mochten der Bärin gesagt haben, daß ihr Gefährte nichts Gutes im Schilde führe, denn mehrere Tage hindurch getraute sie sich nicht, ihren Zufluchtsort zu verlassen, bis der Hunger sie dazu zwang. Ihr Gatte benutzte diese Gelegenheit und stürzte mit rasender Wut auf sie los. Ein schrecklicher Kampf entspann sich. Das an Ort und Stelle geeilte Personal des Zoologischen Gartens vermochte trotz aller Anstrengungen nichts auszurichten, um die Wütenden zu trennen. Man schlug mit Stangen, an welchen Widerhaken befestigt waren, auf das zur Raserei getriebene Männchen, welches das Weibchen schon unter sich liegen hatte, allein es sah sich nicht einmal nach seinen Angreifern um. Man hörte die Knochen im Kopfe der armen Bärin krachen, und schließlich schleppte der Bär das bereits erschöpfte Weibchen ins Wasser und tauchte es so lange unter, bis es kein Lebenszeichen mehr gab. Dann zog er es aus dem Bassin und schleifte sein fünf Zentner schweres Opfer lange Zeit noch im Zwinger herum. Nachdem der Bär sich müde getobt hatte, wollte er die tote Bärin in den Absperrungsraum ziehen, aber sein Vorhaben gelang ihm nicht, denn kaum war er selbst in demselben angelangt, als die Falltür ihn von der nachgeschleppten Bärin schied. Jetzt erst konnte man die Getötete aus dem Zwinger entfernen, um sie nach der Obduktionskammer zu bringen. Als sie ihres blutigen, an mehreren Stellen zerrissenen Felles entledigt war, sah man mit Erstaunen, welches furchtbare Gebiß den Eisbären von der Natur gegeben ist. Der untere Kiefer und das Nasenbein der Bärin waren vollständig zermalmt, und die oberen Eckzähne des Ungeheuers hatten sich tief in den Schädel eingebohrt, große Löcher, in welche man einen Finger hätte stecken können, zurücklassend. Der ganze Hals war zerrissen, und den Körper bedeckten über hundert tiefe, klaffende Wunden. Bemerkenswert ist es auch, daß die beiden Kämpen während des Kampfes keinen Laut von sich gaben und daß, während alle anderen fleischfressenden Tiere das Fleisch der Bärin gierig fraßen, die Bären insgesamt es verschmähten, von ihrem Sippengenossen zu fressen. C. T.

Der australische Diskuspflug. — Das umstehende Bild versetzt uns nach Neusüdwales, der ältesten englischen Kolonie in

Australien, von der aus die Kolonisation des Weltteils weitergriff, jetzt einer der sechs „Staaten" des australischen, unter britischer Ober-



Der australische Diskuspflug.

hoheit stehenden Staatenbundes. Die Hauptstadt Sydney liegt an der Ostküste von Südaustralien, außerdem gibt es noch verschiedene andere wichtige Handelsstädte. Neusüdwales ist mit seinem Umfang

von 804,641 Quadratkilometer nicht der größte, wohl aber nach Viktoria der bevölkertste der Staaten. Die Zahl der Einwohner beträgt etwa 1,400,000; auf einen Quadratkilometer kommen noch nicht ganz zwei Personen. Außerordentliche Ergebnisse hat hier in den letzten Jahrzehnten der Bergbau erzielt auf Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Kohlen. Neusüdwales besitzt unzählige, außerordentlich große Schafherden; seit 1853 hat die Wollproduktion des Landes 290 Millionen Pfund Sterling betragen. Hinsichtlich der Viehzucht steht das Land allen anderen australischen Kolonien voran. Schon 1894 zählte man 493,231 Pferde, 2,269,852 Rinder, 56,980,680 Schafe, 27,266 Ziegen und 240,860 Schweine. Für Ackerbau sind namentlich die Küstenstriche, die Gebirgstäler und der Westabhang der Scheidegebirge geeignet, während im westlichen Teil Wassermangel den Anbau verbietet. Sehr viel wird Weizen gebaut. Der Weizenertrag belief sich in der Saison 1905 bis 1906 auf 65 Millionen Buschel, von denen rund 40 Millionen zur Ausfuhr gelangten. Der Mangel an Arbeitern und der Überfluß an Zugtieren hat zur Konstruktion der großen Diskuspflüge geführt, deren Pflugscharen von außerordentlicher Breite sind und die eines Vorspanns von fünf Pferden bedürfen. Der Apparat geht auf breiten Scheibenrädern (Diskusscheiben); über dem hinteren Rad ist der Sitz des Pflügers, der von hier aus die fünf nebeneinander gespannten Pferde lenkt. B. H.

Duellkomik. — Zwei Amerikaner gerieten in Streit. „Sie haben mich beleidigt!" sagte der eine. „Entschuldigen Sie sich, oder wir schlagen uns!"

„Nein, ich denke nicht dran!" erwiderte der andere. „Aber ich will Ihnen einen Vorschlag machen. Sie wählen sich im Walde einen Baum, der ungefähr so stark ist als ich, stellen sich in entsprechender Entfernung auf und schießen auf ihn."

„Und dann?"

„Wenn Sie den Baum treffen, so entschuldige ich mich bei Ihnen und gebe Ihnen recht. Wenn nicht, so bin ich Ihnen keine Erklärung schuldig."

Das Duell unterblieb, denn der andere mußte lachen. —

Ein Franzose, der Schriftsteller Charles Monselet, der sonst die Ruhe und Gutmütigkeit selbst war, geriet mit jemand, der

ihn reizte, beim Wein in Streit und kam so in Wut, daß er dem Gegner Weinflasche und Gläser an den Kopf warf. Natürlich forderte ihn der andere, und der Gutmütige erklärte sich in seinem Zorn bereit, sich zu schlagen. Am anderen Morgen, als die Sekundanten des Gegners kamen, war jedoch sein Zorn verraucht, und er erklärte sich für sein Teil ganz zufriedengestellt. Natürlich begnügten sich die Zeugen nicht mit dieser Erklärung, sondern bestanden darauf, daß das Duell stattfinden müsse.

Der Geforderte sagte darauf nach kurzer Überlegung: „Schön, meine Herren, da Sie darauf bestehen, so erkläre ich mich bereit, meinem Gegner die gewünschte Genugtuung mit dem Degen in der Hand zu gewähren. Weil aber mein ganzer Zorn verraucht ist, so würde ich mich einem wutentbrannten Gegner gegenüber in großem Nachteil befinden. Da ich nun auch nichts Traurigeres kenne als unsere modernen Duelle mit ihren Zeugen in zugeknöpftem Rock und mit bereitgehaltenen Droschken, so muß ich, um mich in die Aufregung zu versetzen, die mir notwendig ist, damit ich meinem Gegner gewachsen bin, folgende Bedingungen stellen: 1. Ich muß das Recht haben, mich in ein mittelalterliches Ritterkostüm zu kleiden, das einen recht kriegerischen Eindruck macht. 2. Eine Militärmusikbande muß zur Stelle sein, um während der Dauer des Kampfes kriegerische Weisen zu spielen, die meinen Mut erregen wie den des Soldaten auf dem Schlachtfelde. 3. Meine Sekundanten müssen mir einen Degen verschaffen, den ein berühmter Held getragen, damit meine Tapferkeit durch den Anblick dieses historischen Erinnerungszeichens entflammt werde. 4. Es muß mir freistehen, meinen Gegner wie die alten Griechen und Trojaner durch Schimpfworte zu beleidigen und wildes Geschrei und Geheul wie die Indianer auszustoßen, auch zu hüpfen und zu springen, um meinen Gegner einzuschüchtern. Wenn Sie, meine Herren, auf diese Bedingungen eingehen, wie ich bestimmt hoffe, dann können wir sofort Zeit, Stunde und Ort des Duells bestimmen."

Es ist wohl überflüssig, zu erwähnen, daß sich auch dieses Duell in ein unauslöschliches Gelächter verwandelte. B.

Der verhängnisvolle Reifrock. — Welche wichtige Rolle der Reifrock im 18. Jahrhundert spielte, zeigt eine eigentümliche Bitt-

schrift, deren Original sich wohl noch heute im Archiv zu Koblenz befindet. Dieselbe lautet nämlich:

„Hochwürdigster, Großmächtigster, Unüberwündlicher Herr Kurfürst! Euch tue ich kund und zu wissen, wie daß der Küster Dienst in Langen Lonsheim nun Gottlob einmal ledig geworden ist, worauf ich so lange gewartet, und ich solchen Dienst mehr als würdig bin, und auch Lust dazu habe. — Ja, wenn Euer Kurfürstliche Durchlaucht nur erst meine Person sehen sollte oder singen hörten, so würden Sie sagen: der meritiert meiner Seel, ein Küster zu seyn. — Daß aber in diesem Dorf der Schultheiß mein Feind ist, das macht, daß meine Frau einen ebenso weiten Reifrock mit weißen Schnüren trägt, als wie des Schultheißen seine Frau und sich deßwegen bei den Haaren gerauft haben, meine Frau aber oben gelegen. Und wenn ich den Dienst bekomme, so will ich demnach meiner Frau noch einen weiteren Rock machen lassen, als des Schultheißen seine Frau hat, es mag den Kerl verdrießen oder nicht. — Und hiermit Gott befohlen, und verlasse ich mich ganz gewiß darauf und verbleibe dem Hochwürdigsten Herrn Kurfürst mit Gnaden gewogen bis in mein Grab; sodann nicht ermangele mit meinen Gegendiensten weder bei Tag als Nacht als ein treuer Freund aufwarten.

Langen Lonsheim, denn 11. April 1788.

Euer Kurfürstlichen Durchlaucht dienstwilliger
Ernst Fundeer daselben."

Darunter steht als Verfügung aus der Kanzlei des Kurfürsten: „Seine Kurfürstliche Durchlaucht willigen dem Supplikanten, sofern er des Dienstes fähig ist, vor allen Andern, nebst sechs Dukaten, den Dienst." M. N.

Strafvollzug in Marokko. — Im Innern Marokkos, wohin sich eines Fremden Fuß kaum einmal verirrt, ist die Strafmethode heute noch dieselbe, die einst auch am Hofe der maurischen Könige jenseits der Meerenge von Dschebel al Tarik üblich war. Die ganze entsetzliche Grausamkeit morgenländischer Völker trat in dieser Art Rechtspflege zutage. Die Zahl der Strafen war ungeheuer groß, raffinierteste Gefühllosigkeit vereinte sich in dem Strafprinzip mit einer gewissen eisernen, erbarmungslosen Gerechtigkeit.

Einer der beliebtesten Grundsätze marokkanischer Rechtsprechung

ist das Recht der buchstäblichen Wiedervergeltung, das in allen irgend tunlichen Fällen angewendet wurde. Ein geradezu gräßliches, aber vollkommen tatsächliches Beispiel hierfür ist das folgende. Ein Garkoch war überführt worden, das Fleisch von gefallenen Tieren in Öl gebacken verkauft zu haben. Auf Befehl des Kadi schnitt man von seinem Körper lauter kleine Fleischstreifen ab, die man in einen Kessel mit siedendem Öl warf und dann vor den Augen des unter entsetzlichen Schmerzen Verscheidenden den Hunden zum Fressen gab.

Die Henker besitzen in Marokko eine große Geschicklichkeit, die naturgemäß bei der Mannigfaltigkeit der Strafen früher eine noch weit bedeutendere sein mußte. So warf man den Verurteilten in die Luft und ließ ihn dermaßen zu Boden fallen, daß er beim Niederstürzen, je nachdem das Urteil lautete, einen Arm, ein Bein oder den Hals brach, und so eingeübt waren auf diese Strafe die Scharfrichter, daß selten einmal ihre Absicht mißglückte. Andere Opfer grub man bis an den Hals in die Erde ein und gab ihren Kopf den Mißhandlungen Vorübergehender preis, die denn auch reichlich erfolgten und im Verein mit den Qualen durch Insekten und Sonnenglut die Unglücklichen bald von ihren Leiden erlösten. Wieder andere wurden lebendig in einen toten Ochsen eingenäht oder an den Schwanz eines Maultieres gebunden, das man dann zum Galopp antrieb. Oft füllte man auch dem Verurteilten Nase, Mund und Ohren mit Schießpulver, das angezündet wurde und den Mann furchtbar verstümmelte.

Ein europäischer Reisender war in den sechziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts zweimal zufällig Zeuge einer öffentlichen Hinrichtung. Es wurden zwei Schmuggler enthauptet vom Stamme der Riflabylen. Sie waren des Verbrechens der „beleidigten Majestät" angeklagt, weil sie den Sultan um seine Zolleinkünfte betrogen hatten. Dafür büßten sie mit ihrem Kopfe. Mit einem halbstumpfen Taschenmesser säbelte man den Unglücklichen langsam den Kopf ab, wobei man im Genick anfing. Fast eine halbe Stunde dauerte diese entsetzliche Marter. Doch die Schmuggler, zwei finstere, riesige Kerle von stoischem Heldenmut, ertrugen diese Qual schweigend, ohne den leisesten Klagelaut! Nachdem die Köpfe vom Rumpfe getrennt waren, ließ man sie

einsalzen, und so wurden sie, zum warnenden Beispiel für die Menge, auf die Stadtmauer gesteckt.

Eine Sache für sich ist in Marokko die Rechtspflege und der Strafvollzug gegenüber Frauen. Beides geht im geheimen vor sich, und da ein Mann an ein Weib nicht Hand legen darf, so gab es und gibt es wohl noch weibliche Scharfrichter. Eine solche Scharfrichterin führt den Titel Ahrisa, die Duldende. Sie verhaftet die Frauen und vollstreckt die Urteile des Richters. Jedoch ist die Art der Strafen nicht so mannigfaltig und in gewissem Sinne auch nicht so drakonisch-grausam als bei den Männern. Die Verstümmlung ist eine der Hauptstrafen, und je älter und häßlicher eine solche Ahrisa ist, desto mehr Vergnügen macht es ihr, die Jugend zu martern und die Schönheit zu verstümmeln. St.

Helden der Geduld. — Ein bewundernswürdiges Heldentum in Geduld und Ausdauer berichtet die Geschichte von Sir Isaak Newton. Der große Philosoph trat eines Abends in sein Arbeitszimmer, das er nur auf kurze Zeit verlassen hatte. Die kurze Frist aber hatte genügt, ihm unermeßlichen Schaden zuzufügen: er fand die Papiere auf seinem Schreibtisch, an denen er gearbeitet hatte, in hellen Flammen stehen. Sir Isaaks kleiner Hund „Diamant" hatte die Abwesenheit seines Herrn dazu benutzt, auf den Schreibtisch zu springen und sich zu besehen, was denn eigentlich sein Herr da oben treibe. Er hatte bei dieser Forschungsreise die Kerze umgestoßen, bei deren Schein der Gelehrte arbeitete, und sie hatte die lose umherliegenden Blätter angezündet. Jahre, lange Jahre hindurch hatte Newton die schwierigsten, verzwicktesten astronomischen Berechnungen angestellt und die Resultate auf diesen Blättern verzeichnet, die nun in krausen, glühenden Aschenhäufchen vor ihm lagen.

Newton bewies sich aber dem Urheber des großen Schadens gegenüber als ein rechter Held. Er fuhr ihn nicht an, er züchtigte ihn nicht; er sagte nur traurig: „Ach, Diamant, jetzt hast du mir aber schweres Leid zugefügt!" und dann fuhr er in dem stillen Heldentum der Geduld fort, indem er ohne Zögern die trockenen, langweiligen, dabei sehr schwierigen Berechnungen noch einmal von vorn anfing. Er hatte die Freude, die glückliche Beendigung seines Werkes noch zu erleben, das von der ganzen gelehrten Welt mit Recht bewundert wird.

Eine ähnliche Geduldsprobe bestand der große Thomas Carlyle nicht minder heldenhaft. Er hatte den ersten Band seines berühmten Werkes über die französische Revolution im Manuskript fertiggestellt und übergab die Arbeit seinem besten Freunde, daß er sie durchlese. Durch einen unglücklichen Zufall aber legte der bei seiner Nachhausekunft das Paket mit dem Manuskript auf einen Stuhl in seiner Eintrittshalle und vergaß es vollständig. Ein paar Wochen gingen darüber ins Land, da meldete sich bei Carlyle der Drucker, der das neue Buch drucken wollte. Der Autor schickte sein Dienstmädchen zu seinem Freunde und ließ das Manuskript zurückerbitten. Nun fiel dem gedankenlosen Manne seine Versäumnis schwer aufs Herz. Daß das Paket nicht mehr auf dem Stuhle in der Halle liegen konnte, verstand sich von selbst; wo aber war es geblieben?

Die eingehendsten Nachforschungen brachten endlich den Verbleib des wertvollen Pakets ans Licht: das Hausmädchen hatte es gefunden und hineingeguckt. Da es weiter nichts enthielt als beschriebene Blätter — zu schlecht beschrieben, als daß man etwas davon lesen konnte —, so glaubte die unwissende Person, es sei wertloses Papier, und benutzte es zum Anzünden der verschiedenen Kaminfeuer im Hause. Auf diese Weise hatte Carlyles mühevolle Arbeit ein Ende genommen.

Es mag für den Freund keine kleine Aufgabe gewesen sein, den ohnehin reizbaren Autor von der peinlichen Tatsache in Kenntnis zu setzen. Diese Strafe für seine Unbesonnenheit konnte ihm aber nicht erspart werden. Wie Carlyle den Bericht aufnahm, davon steht nichts geschrieben. Der Verlust war für ihn jedenfalls um so empfindlicher, als er nicht einmal die wissenschaftlichen Notizen, die er sich gemacht, aufbewahrt hatte.

Es half aber nichts, der verlorene Band mußte in kürzester Frist noch einmal ausgearbeitet und niedergeschrieben werden. Und Carlyle fehlte der Mut nicht zu dieser Aufgabe. Der heldenhafte Entschluß und die nicht minder heldenhafte Ausdauer des berühmten Mannes wurden von Erfolg gekrönt, das Werk gelang und brachte ihm reiche Ehre ein.

Als dritter im Bunde dieser Geduldshelden sei der amerikanische Naturforscher Audubon erwähnt. Er erzählt, was ihm wider-

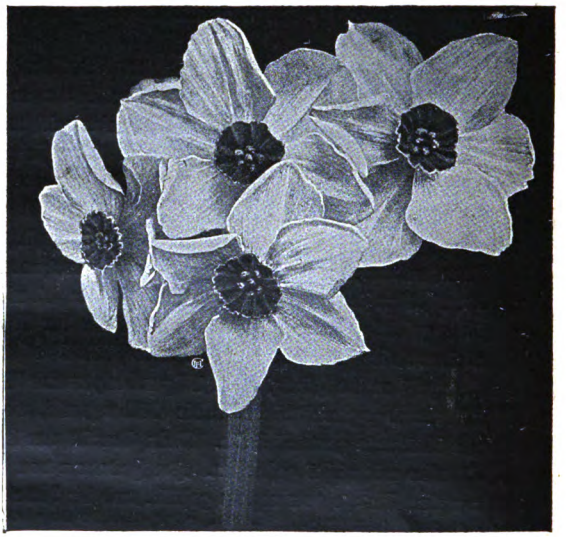
fahren ist, selber mit folgenden Worten: „Ich hatte mich jahrelang mit ornithologischen Studien befaßt und hatte nach der Natur an tausend Vögel der verschiedensten Arten gezeichnet, die auf zweihundert Bogen eine dicke Mappe füllten. Da mußte ich von meinem Wohnorte in Kentucky nach Philadelphia reisen. Ehe ich diese Geschäftsreise antrat, legte ich meine sämtlichen Vogelzeichnungen in eine starke Kiste und gab diese einem zuverlässigen Verwandten zur Aufbewahrung, wobei ich ihm noch alle möglichen Vorsichtsmaßregeln anempfahl.

Ich reiste ab, und als ich nach einigen Monaten wiederkam, war meine erste Sorge die Mappe mit meinen Zeichenblättern in der Holzkiste. Sie wurde mir zurückgegeben, und ich machte mich voller Erwartung daran, meine Schätze zu durchmustern. Aber siehe da — ein Rattenpaar hatte es fertig gebracht, in das Innere der Kiste einzudringen, und hatte seinen Hausstand darin aufgeschlagen. Es hatte eine ganz ansehnliche Schar von Jungen daselbst gezüchtet; meine Zeichnungen aber, die an tausend gefiederte Bewohner der Luft darstellten, hatten sie kurz und klein genagt. Es war fast nichts von ihnen übrig geblieben Zuerst schien es, als werde der Schlag mich treffen. Dann aber gewann meine Lebenskraft die Oberhand: ich stand auf, ergriff meine Flinte, mein Skizzenbuch, meine Bleistifte, wie früher, und zog mich wieder in die Wälder zurück, wo ich vordem meine Ausbeute gemacht hatte. Mein Gemüt war leicht und froh, als wäre mir nichts geschehen. Im Zeitraum von drei Jahren war meine Mappe von neuem gefüllt, und ich hatte das beruhigende Gefühl, daß diesmal meine Zeichnungen noch besser ausgefallen seien als das erste Mal."

So war auch die unscheinbare Großtat dieses Geduldshelden nicht unbelohnt geblieben. C. D.

Treibkultur der Narzissen. — Die Narzissen sind in den letzten Jahren nicht nur in Holland, sondern auch bei uns Modepflanzen geworden. Besonders beliebt sind die sogenannten Elviranarzissen. Jeder Blütenstengel trägt frei über dem Laube 3 bis 4 ziemlich große reinweiße Blumen mit gelbem Auge und von köstlichem Wohlgeruch. Bei der Landkultur verteilt man die Narzissen auf Rabatten mit lockerer kräftiger Erde oder benutzt sie zu Einfassungen. Alle drei Jahre werden sie umgepflanzt. Weit interessanter und vor allem

auch für jene Blumenfreunde, welche keinen Garten besitzen, anwendbar, ist die Treibkultur. Man bezieht Zwiebeln und legt diese im Oktober zu 3 bis 4 in 10 Zentimeter-Töpfe in sandige Mistbeeterde. Die mit einem Abzug von kleinen Scherben versehenen Töpfe werden nicht ganz bis zum Rande gefüllt und mit einer etwa zentimeterhohen Schicht Sand bedeckt, in welche die



Elviranarzisse.

Zwiebeln leicht eingedrückt werden. Dann füllt man Erde nach und drückt sie mäßig an, so daß ein halbzentimeterhoher Rand zum Gießen übrig bleibt. Man stellt die gefüllten Töpfe in den Keller und hält sie mäßig feucht, worauf die Bewurzlung erfolgt und die Triebe hervorbrechen. Hier läßt man sie so lange stehen, bis die weiße Hülle der Blumenknospen sich zwischen den grünen Blattspitzen zeigt, was meistens im Januar der Fall sein wird, und stellt sie nun an das Fenster des Wohnzimmers, wo sich die Blumen bald entwickeln, die, je kühler der Standort ist, um so länger

entfaltet bleiben. Die abgeblühten Töpfe werden kühler gestellt, bis die Blätter welk geworden sind. Man nimmt die Zwiebeln heraus, läßt sie kühl und luftig abtrocknen, reinigt sie und bewahrt sie ebenso auf, bis sie im Oktober ins freie Land gebracht werden. —dt.

Ein bissiges Geschenk. — Im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts hatte ein Bürger der Stadt Walton an der Themse das Mißgeschick, in einen Klatsch verwickelt zu werden, der so bösartig wurde, daß dem armen Manne, er hieß Chester, dadurch eine wertvolle Erbschaft verloren ging. Chester war darüber natürlich sehr erbost, und er rächte sich, indem er der Kirche seiner Vaterstadt einen Zügel als Strafinstrument für böse Zungen zum Geschenk machte. Das originelle Ding hängt bis auf diesen Tag in dem Waltoner Gotteshause mit folgender Widmung: „M. Chester verehrt der Stadt Walton diesen Zügel, auf daß er müßigen Klatschmäulern angelegt werde. 1613." C. D.

Pyramidenbräu. — Die alten Ägypter waren ein heiteres und den Genüssen des Lebens ergebenes Volk, so arbeitsam und fleißig sie auch auf der anderen Seite waren. Man feierte das Fest des Pflügens, das Fest des Keimens, das Fest der Nilüberflutung, das Erntedankfest und suchte nicht nur durch Speise- und Trankopfer der Götter Hunger und Durst zu stillen, sondern war noch mehr auf sein eigenes leibliches Wohlbefinden durch ergiebiges Essen und Trinken bedacht. Das Getränk aber, das man zu sich nahm, war Bier, wirkliches, aus Gerste hergestelltes und durch einen Gärungsprozeß gewonnenes Bier.

Schon im alten Reich, das von ungefähr 3000 bis 2500 v. Chr. dauerte, braute man vier verschiedene Biere, darunter auch ein dunkles. Ein altägyptisches Braurezept lautet: „Man soll Gerstenmehl in einem Kessel kochen, es dann zu kleinen Broten oder Kuchen formen, diese mit einem Gärungsstoffe in Wasser legen und das Ganze durchseihen, sobald die Gärung vollendet ist." Doch nicht nur an den Festen, sondern auch im täglichen Leben trank man zahlreiche Schoppen. Die Griechen glaubten daher, daß der in Ägypten so häufig auftretende Aussatz von dem reichlichen Genuß des Gerstensaftes herrührte.

Die Abhaltung eines fröhlichen Gelages nannte man: ein „Bier-

haus" veranstalten. Der Name des Bieres war Hagi. Der Sage nach sollte es von dem Sonnengott Rê erfunden worden sein. An Wirtshäusern war kein Mangel. Besonders die jungen, sich auf die höhere Beamtenlaufbahn vorbereitenden Leute besuchten sie eifrig und taten dann oft des Guten zu viel. Schwere Besorgnis befiel darob die Weisen des Landes, die durch väterliche Ermahnungen dieser Völlerei entgegentraten. So redet der weise Eney einem dieser unmäßigen jungen Schriftgelehrten ins Gewissen: „Übernimm dich nicht beim Biertrinken! Du fällst hin, zerbrichst dir die Glieder, und keiner reicht dir die Hand. Deine Genossen trinken weiter, sie stehen auf und sagen: Weg mit diesem, er hat genug."

Wie heute Bruder Studio, des Bieres voll, auf dem Heimweg aus dem Wirtshaus allerlei Allotria treibt und in toller Laune Fenster und Türen einwirft und die Passanten anrempelt, so taten es genau schon die altägyptischen Hochschüler. In einem Briefe tadelt und mahnt der Schreiber Gagabu den lockeren Scholaren Ennana mit den eindringlichen Worten: „Es ist mir gesagt worden, du verlässest die Bücher, du gibst dich dem Vergnügen hin. Du gehest von Kneipe zu Kneipe. Der Biergeruch allabendlich scheucht die Menschen von dir. Er richtet deinen Geist zu Grunde. Du bist wie ein gebrochenes Ruder, das nach keiner Seite hin gehorcht, du bist ein Tempelchen ohne einen Gott, bist wie ein Haus ohne Brot. Man trifft dich, wie du auf die Mauern steigst und die Bretter zerschlägst. Die Leute fliehen vor dir, und du schlägst ihnen Wunden."

Aber auch gereifte Männer und hohe Beamte erlagen zuweilen den Verlockungen des Bieres. Unter Ramses III, der um 1200 v. Chr. regierte, entstand eine Verschwörung der Frauen dieses Königs. Tey, die Mutter des Prinzen Pentuêre, suchte Ramses vom Thron zu stürzen und ihren Sohn an seine Stelle zu setzen. Die Verschwörung wurde indessen entdeckt, und die Untersuchung gegen die Verschwörerinnen einer Geheimkommission von sechs Vertrauten des Königs übertragen. Die Verschwörerinnen gaben sich indessen nicht so schnell verloren. Sie suchten die Richter im geheimen auf und veranstalteten bei ihnen ein „Bierhaus". Auf diesem Gelage muß es den Haremsdamen gelungen sein, die Richter zu gewinnen. Denn als der König von der Zusammenkunft Kenntnis erhielt, entsetzte er die Richter ihres Amtes und bestrafte

sie schmachvoll. In dem noch erhaltenen Bericht des königlichen Archivs über den Prozeß heißt es: „Ihr Verbrechen packte sie, und es wurde an ihnen die Strafe vollzogen durch Abschneiden ihrer Nasen und Ohren."

Dem „Pyramidenbräu" fehlte jedoch der Hopfen. Um es würziger zu machen, fügte man ihm daher in späterer Zeit Radieschen und Zuckerwurzel bei. Gebraut wurde das Bier sowohl in großen Brauereien als auch in den Privathäusern. Auch der königliche Hof besaß eine eigene Brauerei. Sie bildete einen Teil der Hofküche. Geleitet wurde sie von dem „Speichervorsteher der Brauerei". Sogar der Segnungen einer Biersteuer hatten sich die alten Niltalbewohner zu erfreuen. Nach einem Papyrus aus dem zweiten Jahrhundert v. Chr. muß sie sehr einträglich gewesen sein, da sie in den großen amtlichen Budgetberechnungen an erster Stelle angeführt wurde. Allein die Stadt Memphis zahlte in einem einzigen Monat 45 Talente und 3100 Drachmen an Biersteuer. Die Verrechnung dieser Steuer fand zweimal im Jahre statt, im Sommer und im Winter. Es ist nun für den Durst der Untertanen der Pharaonen sehr bezeichnend, daß auf den Biersteuerlisten im Winterhalbjahr die Monate zu 35 Tagen, im Sommerhalbjahr aber zu 25 Tagen berechnet wurden. Ohne Zweifel geschah dies deshalb, weil im heißen Sommer mehr getrunken und so die Kürze der Sommermonate durch den größeren Konsum vollauf ausgeglichen wurde. Th. S.

Seltsame Liebeszeichen. — Bei vielen Verlöbnissen wechseln neuerdings die Verlobten nicht wie üblich Verlobungsringe, sondern sie besiegeln den Herzensbund auf ganz andere Weise. In Amerika scheint das Tätowieren sehr an der Tagesordnung zu sein, und die Brautpaare leisten darin ganz Außerordentliches. So hat ein etwas überspannter Yankee seiner Angebeteten den Vorschlag gemacht, statt des einfachen goldenen Fingerreifes, den ja nur gewöhnliche Menschen trügen, sich eine Art Armband um den linken Arm einbrennen zu lassen. Die Braut war einverstanden, und so ließen sich die beiden von Künstlerhand in rosa und mattblauen Schattierungen reizende Amoretten und flammende Herzen und in Medaillonform obenauf die verschlungenen Initialen um den Arm tätowieren. — Ein anderes, sentimental angelegtes junges

Paar begnügte sich damit, auf dem linken Handgelenk ein eingebranntes kleines Herz mit dem Namenszug des anderen zu tragen. Dieses Herz entzog die Braut dem profanen Blick, indem sie es mit einem breiten, juwelengeschmückten Armband bedeckte. — Eine junge Spanierin, die sehr stolz auf ihre kleinen Füße war, bestand darauf, an Stelle des Verlobungsringes einen schmalen Goldreifen um ihr linkes Fußgelenk zu tragen. Dieser Reif besaß ein ganz besonderes Schloß, das zu öffnen ein Geheimnis war, welches nur der glückliche Bräutigam kannte. — Ein bekannter Athlet trug während seiner Verlobungszeit einen kostbaren Gürtel, der mit Brillanten und einigen in Gold gefaßten Haarlocken seiner Liebsten verziert war. Den Verschluß bildete ein Herz aus rotem Email.

In England werden vielfach zur Verlobung Finger- oder Armreifen gewählt, die aus dem Haar der Verlobten gefertigt sind. Ein sehr romantischer Jüngling schlang sich, um immer etwas von seiner Braut an sich zu fühlen, eine lange, aus ihrem Haar geflochtene Kette verschiedene Male um den Hals und steckte das Ende, an dem ein goldenes Herz befestigt war, in die Westentasche. — Eine Amerikanerin verfiel auf die eigentümliche Idee, sich für die Dauer ihres Brautstandes einen strahlenden Diamanten zwischen die beiden vordersten Zähne einsetzen zu lassen; dasselbe tat ihr getreuer Liebhaber. Nach der Hochzeit wurden die kostbaren Steine wieder ausgebrochen und in den Trauring eingefügt.

Ein merkwürdiges Verlobungsgeschenk machte ein berühmter Schauspieler seiner Braut, die durch einen Unfall den Nagel von dem vierten Finger der linken Hand verloren hatte. Ein goldener Nagel mit den Initialen von Geber und Trägerin wurde ganz kunstgerecht auf dem entstellten Fingerglied angebracht und auch nicht mehr entfernt. — In Österreich tragen viele Brautpaare statt des obligaten Ringes festanliegende Armspangen, die mittels eines zierlichen Schlüsselchens verschlossen werden. Natürlich behält der Bräutigam den Schlüssel zu dem Armband seiner Braut, und diese wiederum den zu der goldenen Fessel ihres Verlobten stets bei sich. D. C.

Wunderbare Gebräuche befolgen die Bauern mancher Gegenden Deutschlands noch immer beim Säen und Bestellen ihrer Felder und Gärten, und wiewohl die Landwirtschaft längst nach wissen-

schaftlichen Grundsätzen betrieben wird, macht der Bauernglaube das Gedeihen der Äcker gelegentlich noch immer von der Befolgung uralter Regeln abhängig. Vor allem achtet er auf den Tag, an dem gesät wird. Wenn irgend möglich, soll der Roggen am Gründonnerstag oder auf St. Urban gesät werden, die Gerste am Benediktustage (21. März), Erbsen am Gregorstage (2. März) und Linsen auf Philippi und Jakobi. Am Samstag oder Mittwoch soll nie gesät werden, ebensowenig soll man im Zeichen des Krebses Kohl oder Rüben stecken.

In Westfalen und Schlesien setzt man hier und dort noch heute, bevor der erste Acker besät wird, einen Spaten an das Ende desselben und macht den ersten Wurf kreuzförmig. In Schwaben streut der Bauer die erste Handvoll Samen im Namen Gottes des Vaters, die zweite im Namen des Sohnes, die dritte im Namen des heiligen Geistes aus. In Schlesien, Mecklenburg und der Oberlausitz nimmt der Säende, wenn er Gerste auswirft, drei Körner davon unter die Zunge, die nach beendeter Saat mit einem Zauberspruch und einer Anrufung der Dreieinigkeit in drei Ecken des Feldes vergraben werden. Während des Säens darf kein Wort gesprochen werden. Ebenso macht man es in Lauenburg mit dem Weizen, in Hessen und in der Mark mit den Erbsen. Im Harz heben manche Bauern noch heute den Weizensamen vor der Saat schweigend auf den Kopf und sprechen dann:

„Weizen, ich setze dich auf den Band,
Behüte dich Gott vor Trespe und Brand."

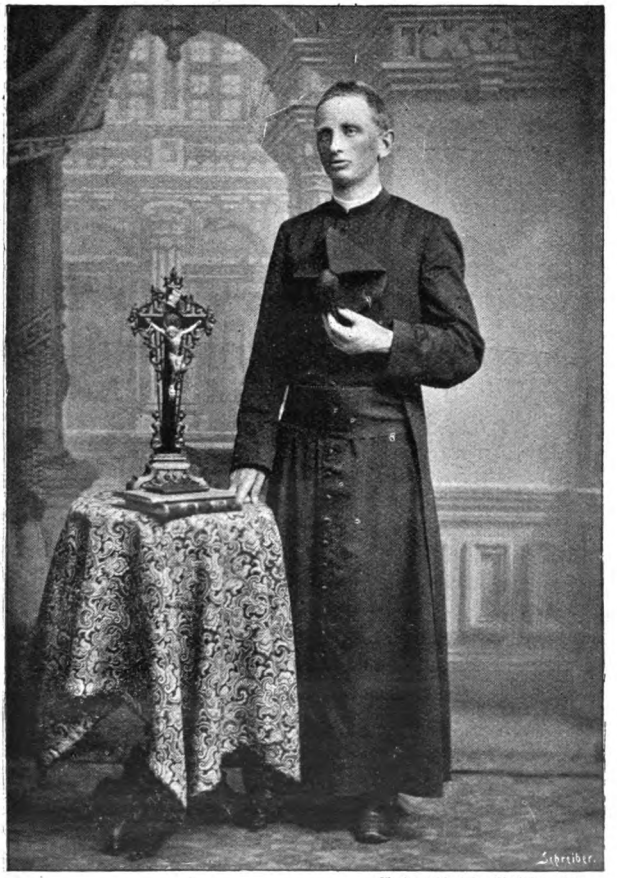
In der Wetterau glaubt sich der Bauer vor Hagelschaden zu schützen, indem er die Felder mit Kohlen vom Osterfeuer bestreut und mit am Palmsonntag geweihten Palmweidenzweigen umsteckt. Eine reiche Ernte erhofft man ebendort, wenn man drei Kornähren hinter den Spiegel steckt und dazu die drei heiligen Namen ausspricht. In Hessen nimmt man zu Säetüchern nur Leinwand, zu welcher ein Mädchen unter sieben Jahren das Garn gesponnen. Damit der Flachs recht lang wird, springt die schlesische Hausfrau beim Fastnachtstanz im Dorfkruge so hoch sie nur kann. In Ost- und Westpreußen sprang früher zu demselben Zweck des Hauses älteste Tochter am Gründonnerstag rückwärts vom Tisch. Der Mecklenburger steckt während der Flachssaat eine Harke in das

Feld, damit sich der Flachs an dieser ein Beispiel nehme und ebenso lang werde wie der Harkenstiel.

Der Thüringer Bauer kennt noch andere Mittel. Er macht zunächst beim Säen recht große Schritte, pflanzt aber dann an beiden Enden des Feldes große Zweige von Holunder und ißt auf dem besäten Acker mehrere frische Eier. Bohnen werden in Schlesien am Christianstage (14. Mai), in der Wetterau am Gründonnerstage gesteckt, und zwar immer in gerader Zahl, denn sonst tragen sie nicht. Erbsen müssen in Westpreußen und der Mark bei abnehmendem Monde gesät werden. Kürbisse legt man am Abend vor Himmelfahrt während des Glockenläutens, da sie dann sehr groß werden. Gurken müssen aus dem gleichen Grunde, und damit sie nicht vom Frost leiden, am Abend vor Walpurgis gelegt werden, auch spricht der Märker während der Saat ein Vaterunser. Kartoffeln dürfen nach dem Bauernglauben mancher Gegenden nie an einem Tage gelegt werden, der im Zeichen des Steinbocks steht, sonst lassen sie sich nicht weich kochen. D. E.

Künstlerrache. — Bei einer der letzten großen Gemäldeausstellungen zu Paris wurden viele Bilder zurückgewiesen. Einer der darüber natürlich nicht wenig ungehaltenen Künstler brachte darauf folgende Geschichte in die Zeitungen. Zwei Diebe bemächtigten sich des Nachts, durch eine versehentlich nicht geschlossene Tür des Louvre in das Museum eindringend, der „Gioconda" Leonardo da Vincis, des berühmten in der Salle Carrée hängenden Gemäldes des Künstlers, an dem er sieben Jahre gearbeitet haben soll. Die Diebe verpackten das Bild in eine große Holzkiste und begaben sich im Morgengrauen mit ihrem Raube auf den Weg, die Stadt zu verlassen. An den Champs Elysées wurden sie aber von einem Polizisten aufgehalten, der nach dem Inhalt ihrer Kiste fragte. Im höchsten Grade bestürzt, erklärten die Diebe, ein Gemälde für die Ausstellung abliefern zu wollen. Bereitwillig begleitete sie der Beamte über den Platz zu dem Ausstellungspalast. Sie suchten vergeblich, ihn los zu werden. An der Pforte nahm man ihnen das Bild arglos ab, notierte den von ihnen erfundenen Künstlernamen und die Bezeichnung des Bildes und entließ sie. Die Kritik der Kommission aber lautete: „Damenporträt, nicht angenommen wegen völliger Unfähigkeit des Künstlers." O. v. B.

Prinz Max von Sachsen. — Schon öfters hat der dritte Sohn des verstorbenen Königs Georg von Sachsen, Prinz Max, von sich



A. Hirschbeck in Eichstätt phot.

Prinz Max von Sachsen.

reden gemacht, der im Jahre 1896 die Priesterweihe empfing. Am 17. November 1870 in Dresden geboren, studierte er in Leipzig

die Rechte und erwarb 1892 mit der Abhandlung „Die staatsrechtliche Stellung des königlichen Markgrafentums Oberlausitz" den juristischen Doktorgrad. Nachdem er eine Zeitlang in der sächsischen Kavallerie militärischen Dienst getan, widmete er sich zu Eichstätt der Vorbereitung zum Priesterdienst. Der apostolische Vikar, Bischof Doktor Ludwig Wahl, hielt in Dresden bei Gelegenheit des ersten Meßopfers des neugeweihten Priesters in der Josephinenstiftskirche in Gegenwart des gesamten königlichen Hofs die Festpredigt. Prinz Max wurde Doctor theologiae und wirkte als Kuratpriester in Nürnberg. Vor sieben Jahren wurde er Professor an der Dominikaneruniversität in der Schweiz. Seinen Standpunkt als katholischer Theolog kennzeichnen die Schriften: „Verteidigung der Moraltheologie des heil. Alphonsus von Liguori gegen die Angriffe Robert Graßmanns" (1901) und „Der heilige Märtyrer Apollonius von Rom" (1903). J. P.

Wie's gemacht wird. — Die Sucht, Dichter und Dichterinnen, Sänger und Sängerinnen und andere Kunstbegabte in den unteren Schichten des Volkes zu „entdecken", findet eine treffliche Verspottung durch die folgende Geschichte, die sich buchstäblich so, wie sie hier mitgeteilt wird, vor einiger Zeit in Paris zugetragen hat.

Der Vizedirektor der Pariser Großen Oper erhält einen Brief ohne Unterschrift aus dem Dorfe Boujival, worin ihm mitgeteilt wird, daß dies Dorf sich einer Gänsehüterin erfreue, die nicht nur eine hervorragende Schönheit sei, sondern auch eine glockenhelle Stimme und ein auffallendes Talent, schön und deutlich zu singen, besitze. Der Herr Direktor zeigt den Brief dem Kapellmeister des Opernorchesters, und beide beschließen, dieser ländlichen Perle nachzuspüren, sie, wenn möglich, für ihre Oper zu entdecken. Sie fahren gemeinsam gleich am folgenden Tag nach Boujival.

Die Gemeindewiese, auf der die Gänse und anderes Viehzeug geweidet wird, ist schnell herausgefragt und erreicht. Man sieht aber bei den Gänsen nicht nur eine, sondern zwei Hirtenmädchen, von denen eines die Tiere in Ordnung hält, das andere ihm dabei Gesellschaft leistet. Es hat ein großes Kopftuch um, aus dem ein allerliebstes Gesicht hervorlugt, macht sich an einem großen Strickzeug zu schaffen und schmettert mit prächtiger Stimme ein halbes

Dutzend verschiedenartiger Lieder in die Frühlingsluft hinaus. Die sachverständigen Lauscher reiben sich vergnügt die Hände. Das war's, was sie gesucht hatten. Damit können sie Ehre einlegen. Väterlich tritt der Vizedirektor auf die erschrockene Unschuld vom Lande zu und offenbart ihr, bei ihren Stimmmitteln habe sie es nicht nötig, ihr Brot als Gänsehirtin zu verdienen; er sei in der angenehmen Lage, ihr bei der Großen Oper von Paris eine Stellung anzubieten, die ihr vorläufig bei freier Ausbildung ein Jahresgehalt von 200 Franken einbringe, wofür sie gelegentlich bei größeren Stücken im Chor mitzusingen habe, bis sie so weit gediehen sei, um selbständige Rollen zu singen. Sie möge sich nur am folgenden Vormittag in seinem Bureau vorstellen und Kontrakt machen.

Am folgenden Tage um die festgesetzte Stunde tritt in das Bureau des Vizedirektors ein reizendes junges Mädchen von durchaus damenhaften Manieren und in eleganter städtischer Kleidung und stellt sich als die Gänsehirtin vor, die er gestern habe singen hören. Sie sei, gesteht sie errötend, weder Gänsehirtin noch Dorfkind, sondern die mit guter Schulbildung versehene Tochter eines Kommunalbeamten. Sie habe seit Jahr und Tag die verschiedensten Anstrengungen gemacht, ihm zur Prüfung ihrer gesanglichen Anlage etwas vorsingen zu dürfen; es habe aber gar keinen Erfolg gehabt. Daher habe ie zu der List gegriffen, sich als gänzlich ungeschulte Natursängerin hinzustellen, um nur erst einmal Beachtung zu finden, und sie bitte jetzt um nochmalige Prüfung.

Diese Bitte konnte der erfinderischen jungen Dame nicht abgeschlagen werden, und die Prüfung fiel so befriedigend aus, daß die Bedingungen, die Tags vorher der Gänsehirtin gemacht worden waren, nun der gebildeten Beamtentochter bestätigt wurden. Sie gehört jetzt dem Personal der Großen Oper von Paris an. C. D.

Ein Vergessener. — Sicher kennt jedermann vom Hörensagen den „Ziegenhainer", den ehrenfesten, gewichtigen Knotenstock, der ehemals auf deutschen Universitäten eine nicht unbedeutende Rolle spielte. Der Ziegenhainer war den einstmaligen Studenten ein Album, worin treue Freunde und Brüder ihre Namen einschnitten. Auf einem solchen Ziegenhainer sah man manche Namen, die im Laufe der Zeit sich in Deutschland eine mehr als gewöhnliche Geltung verschafft haben.

Der Ziegenhainer Stock hat seinen Namen von dem Orte Ziegenhain bei Jena, und nach sicheren Nachrichten sind die ersten Ziegenhainer Stöcke im Jahre 1789 von Ernst Friedrich Gundermann gemacht worden. Die Stöcke wurden von dem Herlitzenstrauch (Kornelikirsche) genommen, der bekanntlich ein sehr hartes Holz hat. Die Herstellungsart war folgende. Nachdem die tauglichen Äste abgeschnitten, abgeputzt und dutzendweise zusammengebunden waren, wurden sie in den Ofen eines Brauhauses dicht vor das Kohlenfeuer gelegt und so lange herumgedreht, bis die Schale absprang, und die Stöcke die gehörige Bräune erhalten hatten. Dann wurden sie in einen Wasserbehälter geworfen und von der etwa noch daran hängenden Schale gereinigt. Die Knoten wurden sorgsam abgeschnitten, und die krummgelaufenen Stöcke geradegebogen.

Die besten Geschäfte mit Ziegenhainer Stöcken wurden in den Jahren 1815 bis 1817 gemacht. Mit ihnen half sich in dieser teuren Zeit mancher Einwohner von Ziegenhain, und die Fälle sind nicht selten, daß ein einzelner sich jährlich eine Summe von 500 bis 600 Talern zusammenschlug. Die besten Geschäfte machten Wilhelm und Ernst Kahle, und bei dem großen Absatz konnte natürlich die Umgegend von Ziegenhain diese Stöcke schließlich nicht mehr in genügender Zahl liefern, weshalb sie aus entfernteren Gegenden geholt wurden. Die meisten lieferten die Wälder von Freiburg bis Sulza, auch aus der Nähe von Frankenhausen wurden ganze Wagenladungen geliefert.

Der Ziegenhainer wurde bis in die Türkei verschickt, besonders aber florierte er früher auf allen deutschen Hochschulen. Jetzt ist er verschwunden und nirgends mehr im Handel anzutreffen, des Lebens Mai ist ihm verblüht. C. T.

Schöner Zug einer Wahrsagerin. — Die im Jahre 1843 in Paris verstorbene Wahrsagerin Lenormand besaß viele Menschenkenntnis und einen großen Scharfblick in der Beurteilung. Zahlreich sind die Geschichten, die in Paris von dem klugen und taktvollen Verhalten der Lenormand in kritischen Situationen erzählt wurden.

Eines Tages kam zu der betagten Kartenschlägerin eine junge Putzmacherin in höchster Erregung, bleich und zitternd und mit

verweinten Augen. Die Wahrsagerin war ergriffen von diesem Anblick. „Was fehlt Ihnen?“ fragte sie teilnehmend.

Das Mädchen erklärte, sie wolle, sie müsse sich das Leben nehmen, ihr Bräutigam erwarte sie schon, um gemeinschaftlich mit ihr zu sterben. Allein sie könne unmöglich glauben, daß ihr ein so früher Tod beschieden sei, und wolle sich daher darüber Gewißheit holen.

Die Lenormand mischte mit ernstem Gesicht ihre Karten. „Mein gutes Kind,“ sagte sie, nachdem sie die Karten aufgeschlagen, „euer Plan, dieses Leben gewaltsam abzuwerfen, ist nicht gut, haltet damit wenigstens noch bis morgen zurück. Denn morgen steht euch ein großes Glück bevor. Kommen Sie morgen wieder zu mir und bringen Sie Ihren Bräutigam mit.“

Am anderen Tage aber prophezeite sie den beiden Glücklichen, daß die Inhaberin eines bekannten Modegeschäftes dem Brautpaar ihren Laden schenken werde; sie möchten nur hingehen und sich überzeugen. Richtig wurde ihnen das Geschäft, das die Lenormand inzwischen für sie gekauft hatte, mit allen Vorräten übergeben.

Die Wahrsagerin starb 71 Jahre alt am 25. Juni 1843. Sie hinterließ ein Vermögen von nahezu einer Million Franken. C. T.

Praktische Heiratssitte. — Bei einem Volksstamme in Kleinasien in der Nähe des alten Babylon besteht folgende Sitte beim Verheiraten der Mädchen. Es werden alle Mädchen eines Jahrgangs an einem Tage an einem bestimmten Orte zusammengeführt. Dann wird eine Teilung derselben vorgenommen. Sind zum Beispiel dreißig Mädchen vorhanden, so werden die fünfzehn schönsten Jungfrauen auf die eine Seite gestellt, die fünfzehn häßlicheren auf die andere. Es wird nun den heiratslustigen Jünglingen anheimgegeben, einen Preis für die allerschönsten zu bieten. Wer am meisten gibt, erhält die schönste; darauf wird die zweite, dritte, vierte ausgeboten, bis die schönen fünfzehn alle weg sind. Die eingegangenen Gaben an Geld, Schmuck, Pferden, Kleidern und so weiter werden alsdann für die weniger schönen Jungfrauen bestimmt. Wer eine solche nimmt, bekommt von den eingegangenen Gaben, und zwar in der Weise, daß nun nicht mehr die heiratslustigen Jünglinge, sondern der Richter bietet; je weniger schön ein Mädchen ist, desto mehr muß der Richter bieten, bis sie einen

Liebhaber findet; die häßlichste erhält zuletzt die größte Mitgift, die die schönste eingebracht hat. Auf diese Weise wird allen geholfen, es bleibt keine sitzen, und es gibt keine alten Jungfern. D. C.

Teure Vorstellung. — Der Graf Lenor, ein sehr sparsamer, um nicht zu sagen geiziger Herr, hatte den Wunsch, dem Kaiser Napoleon III. vorgestellt zu werden, lange unterdrückt, da er sich keine Equipage anschaffen wollte. Endlich jedoch kam er zu Fuß nach St. Cloud, und sein Wunsch wurde erfüllt; aber Napoleon erhielt auch Kunde von seinen Verhältnissen und dem Geize des Edelmannes. Als er mit ihm sprach, sagte er: „Es scheint, Sie besitzen keine Equipage, Herr Graf — ich werde Ihnen eine schicken.“ Der Graf verneigte sich bis zur Erde. Am anderen Morgen hielt eine prachtvolle Equipage vor seiner Wohnung, und der Kutscher gab einen Brief mit dem kaiserlichen Siegel ab. Der glückliche Edelmann fand darin — die Rechnung und die Adresse, an welche die Summe zu bezahlen war. Die Summe war enorm, aber er wagte nicht, sie zu verweigern. Dr. H. Sch.

Vom alten Borsig. — Der weltbekannte Lokomotivenkönig, der alte Geheimrat Borsig in Berlin, machte in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eines Tages einen Rundgang durch die Fabrik und zwar während der Frühstückspause. Gemütlich plauderte er hie und da mit einem der rüstigen Gesellen und kam dann auch zu dem schon bejahrten Vorarbeiter Gottlieb, einem seiner ehemaligen Schulkameraden. Der Graukopf frühstückte und zwar nicht schlecht; knusperiges Weißbrot, eine große Scheibe geräucherten Lachs, der zu damaliger Zeit sehr teuer war, und ein Schöppchen Portwein bildeten die angenehmen Bestandteile der Gottliebschen Herzstärkung. Kopfschüttelnd blieb der Geheimrat vor dem Arbeiter stehen und meinte: „Na, Gottlieb, man sieht, daß du Junggeselle geblieben bist! Solche Genüsse kann ich mir als Familienvater nicht gestatten, wenigstens nicht jeden Tag.“

„Siehst du,“ erwiderte der alte Arbeiter schmunzelnd, „ich hab' dir's ja immer gesagt, daß ich's noch einmal weiter bringe als du!“ C. T.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Theodor Freund in Stuttgart, in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

Bildschön

ist ein zartes reines Gesicht mit rosigem, jugendfrischen Aussehen, weisser, sammetweicher Haut und blendend schönem Teint. Alles dies erzeugt: Radebeuler

*** Steckenpferd - Lilienmilch - Seife ***

von Bergmann & Co. Radebeul - Dresden
allein echt mit Schutzmarke: Steckenpferd.
à St. 50 Pf. in den Apotheken, Drogerien und Parfümerien.

Ueber **110 000** im Gebrauch!

Filiale: BERLIN
Leipzigerstr.29 (Ecke Friedrichstr.)

Blickensderfer Schreibmaschine

Bestes System, erstklassig, mit sichtbarer Schrift, Tabulator, auswechselbaren Typen und allen letzten Neuerungen. Katalog frei.

Auf Wunsch monatl. Teilzahlung.

Preis 175 und 225 Mk.

Groyen & Richtmann, Köln.

Aug. Leonhardi's Tinten sind

Das Beste für Bücher, Dokumente, Akten und Schriften aller Art, für Schule u. Haus!

Spezialität: Staatlich geprüfte und beglaubigte

Eisengallus - Tinten, Klasse I.

Infolge besonderer Herstellung von unübertroffener Güte und billig, weil bis zum letzten Tropfen klar und verschreibbar.

Kopiertinten, Schreibtinten,
Farbige Tinten,
Ausziehtuschen *in 42 Farben,*
Flüssiger Leim und Gummi,
Stempelfarben und -Kissen,
Hektographentinte und -Blätter,
Wäschezeichentinten.

Aug. Leonhardi, Dresden,

Chem. Tintenfabriken, gegr. 1826.

Erfinder und Fabrikant der weltberühmten

Alizarin-Schreib- und Kopiertinte,

leichtflüssigste, haltbarste u. tiefschwarz werdende Eisengallustinte, Klasse I.

Schreibmaschinenbänder

mit gewebten Kanten in vorzüglichster Qualität, für alle Systeme und in allen Farben. **Schwarze für Urkunden** vom kgl. preuss. Justizministerium genehmigt.

Date Due

Dr. Oetker's { Vanillin-Zucker, Pudding-Pulver

Millionenfach bewährt.

Auf Wunsch ein Backbuch gratis von

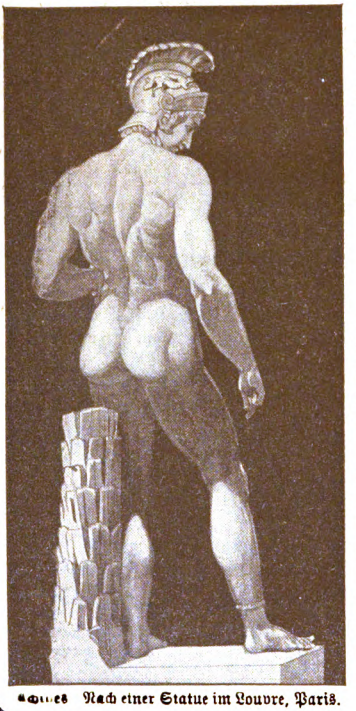
Dr. A. Oetker

Bielefeld.

à 10 ₰

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

K. F. Beckers Weltgeschichte.



Achilles. Nach einer Statue im Louvre, Paris.

Vierte Auflage.

Nach dem neuesten Stande des geschichtlichen Wissens revidiert und bis zur Gegenwart fortgeführt von

Prof. Dr. K. H. Grotz und Prof. Dr. J. Miller.

Mit 1500 Illustrationen, 18 erläuternden Karten und vielen Plänen.

In 6 elegant gebundenen Doppelbänden zu je 6 Mark.

Die Vorzüge der Beckerschen Weltgeschichte sind längst bekannt: zweckmäßige Auswahl des Stoffes, lebendige, anschauliche Darstellung, übersichtliche Anordnung und Einteilung, warme Vaterlandsliebe, breite Berücksichtigung der neuen und neuesten Geschichte.

Diesen Vorzügen verdankt das altberühmte Werk seine bisherige Verbreitung in allen Kreisen des deutschen Volkes. Die Bearbeiter der neuen Auflage waren bemüht, diese Vorzüge zu erhalten und mit dem Reize der Darstellung die Zuverlässigkeit nach dem heutigen Stande des geschichtlichen Wissens zu vereinen. Beckers Weltgeschichte darf als **bestes Geschichtswerk für die Hausbibliothek** bezeichnet werden, sie erfreut sich der Anerkennung und Empfehlung der hervorragenden Presse wie der pädagogischen Kreise.

Zu haben in allen Buchhandlungen

Paschens orthopädische Heilanstalt,

Dessau (Anhalt).

Ohne Operation, ohne andauernde Bettruhe.

Die Z
keit ei

Pas

Be

bewe
die
der
20 J
len
dern

He

in de
selbs
Fäll

Pr

Ba
au
Rä

Zu haben in Drogerien u. Haushaltungs

SAPONIA

ein vorzügliches **Putz-u. Scheuermittel**
besonders für Gegenstände aus
Email, Porzellan, Holz, Marmor, Glas *etc.*
Saponia-Werke in Offenbach a. M.

Zu haben in D Haushaltungs

UNIVERSITY OF MINNESOTA
3 1951 D01 241 898 1
WILSON
ANNEX